

3. Jahrgang

1993

Heft 3

Die Nation

Möglichkeiten und Grenzen eines Konzepts der Neuzeit

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

JOURNAL OF WORLD HISTORY

"Here is a periodical that devotes itself to thoughtful analysis of events, people, [and] trends in a comprehensive context. It is a vanguard for the...advanced, concentrated study of world history and may serve as part of the underpinning for degree programs."

—*Council of Editors of Learned Journals*

IN PAST ISSUES

The Rise of the West after Twenty-Five Years

WILLIAM H. MCNEILL

Environment beyond Europe and European Theory of Empire

PHILIP D. CURTIN

Infectious Disease and the Demography of the Atlantic Peoples

ALFRED W. CROSBY

A Plea for World System History

ANDRE GUNDER FRANK

The Past and Present of Women in the Muslim World

NIKKI KEDDIE

Big Cats and Imperialism

WILLIAM K. STOREY

Missionary Education of Native American Girls

CAROL DEVENS

Modern Science in Japan: Comparative Perspectives

JAMES R. BARTHOLOMEW

Individual subscriptions to this semiannual journal are US\$25/year and include membership in the World History Association. **Individuals:** send address and checks (payable to World History Association) to Prof. Richard Rosen, World History Association, Department of History and Politics, Drexel University, Philadelphia, PA 19104, USA. **Institutions:** send inquiries to University of Hawaii Press, Journals Department, 2840 Kolowalu Street, Honolulu, HI 96822, USA. Telephone (808) 956-8833.

COMPARATIV

Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung

Veröffentlicht vom

Interdisziplinären Zentrum

zur vergleichenden Erforschung gesellschaftlicher Transformationen (IZT) i.G.
an der Universität Leipzig und der Karl-Lamprecht-Gesellschaft Leipzig e.V.

Wissenschaftlicher Beirat:

Anatoli V. Ado, Moskau • Lluís Roura Aulinas, Barcelona • Alberto Gil Novales,
Madrid • Hans-Joachim König, Eichstätt • Wolfgang Küttler, Berlin • Wojciech
Kunicki, Wrocław • Guy Lemarchand, Rouen • Hans-Jürgen Lüsebrink,
Passau • Magnus Mörner, Göteborg • Timothy Niblock, Exeter • Horst Pietschmann,
Hamburg • Ljudmila A. Pimenova, Moskau • Ernst Schulín, Freiburg • Edoardo
Tortarolo, Turin • Michel Vovelle, Paris

Redaktion:

Gerald Diesener, Hartmut Elsenhans, Wolfgang Fach, Christian Fenner,
Eckhardt Fuchs, Frank Geißler, Editha Kroß, Katharina Middell, Matthias
Middell (Chefredakteur), Rolf Müller-Syring, Georg Vobruba, Michael Zeuske

Anschrift der Redaktion:

Interdisziplinäres Zentrum zur vergleichenden Erforschung
gesellschaftlicher Transformationen (IZT) i.G.

Universität Leipzig

Augustusplatz 10 • 04109 Leipzig • Tel. 719 22 79

Heftproduktion:

Verlagsbüro Pauselius, Leipzig

Bezugsbedingungen:

Die Zeitschrift erscheint sechsmal jährlich mit einem Umfang von ca. 140 Seiten.

Einzelheftpreis 12,80 DM; Jahresabonnement 66,- DM;

Ermäßigtes Abonnement 32,50 DM. Abonnement für Mitglieder der
Karl-Lamprecht-Gesellschaft 45,- DM (im Mitgliedsbeitrag enthalten).

Bestellungen direkt an die Redaktion erbeten.

Die Nation

**Möglichkeiten und Grenzen
eines Konzepts der Neuzeit**

**Herausgegeben von
Matthias Middell**



Leipziger Universitätsverlag 1993

Editorial**7****Aufsätze***Manfred Kossok/
Matthias Middell*Nationale Frage und soziale Bewegungen
in den Transformationsprozessen der
Neuzeit 1500-1850

9

*Guy Lemarchand*Zur Untersuchung von Nation und
Nationalstaat in Europa während
der Periode des Übergangs zur Moderne

26

*Lluís Roura*Die katalanische Revolution von 1640 und das
Konzept der Nation im modernen Europa

43

*Wolfgang Ernst*Nationalitäten im Widerstreit.
Zur Aktualität von Lyotard

57

*Werner A. Hartwig*Politische Virulenz von Nationalitätenkonflikten
heute – aus ethnologischer Sicht

66

*Walter Reese-Schäfer*Thesen zu Nation, Nationalstaat und
Universalismus

72

*Manfred Kossok*Implosion und Explosion:
Der Niedergang des Staatssozialismus
und die nationale Frage

79

Forum

- | | | |
|-----------------------|--|-----|
| <i>Joachim Kuhles</i> | Die livländische Reformation unter vergleichenden Aspekten (2. Teil) | 89 |
| <i>Georg Quaas</i> | Massenkonsum oder Unterentwicklung in der „Dritten Welt“? Randbemerkungen zu den polit-ökonomischen Thesen von Hartmut Elsenhans | 106 |

Mitteilungen und Berichte

- Israelischer Nationalismus, vor Ort verhandelt und beobachtet: Eine Tagung in Tel Aviv (*Axel Doßmann*) 122
- Bildungssysteme und Bildungsreformen in vergleichender Perspektive (*Eckhardt Fuchs*) 129
- Widerstände gegen Revolutionen (*Steffen Sammler*) 132

Buchbesprechungen

- Paul Meinhard Strässle, Der internationale Schwarzmeerhandel und Konstantinopel 1261 – 1484 im Spiegel der sowjetischen Forschung, Bern/Frankfurt a.M./New York/Paris 1990 (*Klaus-Peter Matschke*) 136
- Ernst Gierlich, Reval 1621 bis 1645. Von der Eroberung Livlands durch Gustav Adolf bis zum Frieden von Brömsebro, Bonn 1991 (*Joachim Kuhles*) 142
- Jörg-Peter Findeisen, Das Ringen um die Ostseeherrschaft. Schwedens Könige der Großmachtzeit, Berlin 1992 (*Kurt Holzapfel*) 144
- Deutsche in Frankreich. Franzosen in Deutschland 1715-1789. Institutionelle Verbindungen, soziale Gruppen, Stätten des Austauschs. Hrsg. Jean Mondot, Jean-Marie Valentin, Jürgen Voss, Sigmaringen 1992 (*Siegfried Hoyer*) 146

-
- Elisabeth Kruse, Die Emigranten der Französischen Revolution in Kurhannover, Hannover 1990 (*Thomas Höpel*) 147
 - Culture, Politics and Society in Britain 1660 – 1800, ed. by Jeremy Black and Jeremy Gregory, Manchester/New York (*Editha Kroß*) 149
 - Isaac Kramnick, Republicanism and Bourgeois Radicalism. Political Ideology in late Eighteenth-Century England and America, Ithaca/London 1990 (*Editha Kroß*) 150
 - Allan C. Dooley, Author and Printer in Victorian England, Charlottesville/London 1992 (*Eckhardt Fuchs*) 151
 - Stephen Toulmin, Cosmopolis. The Hidden Agenda of Modernity, Chicago 1990 (*Eckhardt Fuchs*) 153
 - Ernst Engelberg, Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas, München 1993 (*Kurt Holzapfel*) 156
 - Wolf Volker Weigand, Walter Wilhelm Goetz 1867-1958, Eine biographische Studie über den Historiker, Politiker und Publizisten, Boppard am Rhein 1992 (*Gerald Diesener*) 157
 - Das Schwein des Häuptlings, Sechs Aufsätze zur Historischen Anthropologie. Hrsg. Rebecca Habermas u. Norbert Minkmar, Berlin 1992 (*Gerald Diesener*) 160
 - Fritz Wüllner, Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung, Baden-Baden 1991 (*Gerald Diesener*) 161
 - Henner Fürtig, Der irakisch-iranische Krieg 1980 – 1988. Ursachen, Verlauf, Folgen, Berlin 1992 (*Rolf Müller-Syring*) 164
 - Wolfgang Engler, Die zivilisatorische Lücke. Versuche über den Staatssozialismus, Frankfurt a.M. 1992 (*Thomas Ahbe*) 167

Verzeichnis der Autorinnen und Autoren 172

Editorial

Die Nation als ein wirkungsmächtiges Konzept zu betrachten, setzt voraus, die naive Gegenüberstellung von Sein und Bewußtsein beiseite zu lassen: die kollektive Annahme, einer Nation anzugehören, einer oder mehreren anderen fremd gegenüberzustehen und aus beidem Identität zu schöpfen, deren Kennzeichen von ethnischen und historischen Gemeinsamkeiten bis zu mehr oder minder sprachlicher Homogenität reichen, schlägt in (nicht selten grausam-kriegerisches) Handeln um. Die Arbeit des Historikers kann gegenüber dieser Fiktion und den daraus hervorgehenden Strategien des Nationalismus nicht in Entrüstung über die Atavismen der Völker, ihrer politischen Eliten ebenso wie ihrer urbanen und bäuerlichen Massen, bestehen, die sich des Konzepts bedienen, um Identität zu behaupten oder im internationalen Kräftespiel Positionsverbesserungen zu erreichen. Vielmehr geht es um das Aufdecken der historischen Vorgänge, die dazu führten, daß den Intellektuellen die Existenzweise in national definierten Gesellschaften zwar zuweilen wider aufklärerische Postulate zu verstoßen, aber vielen doch einigermmaßen verlässlichen Schutz zu gewähren scheint. Es handelt sich um die Historisierung des *nation-building* als eines wichtigen Prozesses in der neuzeitlichen Geschichte – wie sich in vergleichender Perspektive herausstellt: vorrangig in Europa ausgebildet, anderswo zumeist vergeblich oder mit problematischen Effekten nachgestellt. Ist das Konzept der Nation der Preis für die Differenzierung des europäischen Raumes, in der für lange Zeit seine innovative Potenz gegenüber Großreichen begründet lag oder die Kehrseite jenes oft behaupteten Universalismus europäischer (d. i. westlicher) Werte, dem die Grenzen seiner Realisierbarkeit praktisch noch nicht aufgezeigt sind?

Die (schockierend blutige) Ausdehnung des Konzepts Nation auf Territorien, die bis vor kurzem noch imperial ausgerichteten und/ oder dezidiert multinationalen Gemeinwesen zugehörten, hat die Intellektuellen aufgeschreckt und wieder über Nation und Nationalismus nachdenken lassen, nachdem das Thema in einer Mischung aus Euphorie über die europäische Einigung und Fatalismus gegenüber der Blockbindung ostmitteleuropäischer Gesellschaften auf die Explosionen des „Separatismus“ in Nordspanien und Nordirland

abgedrängt erschien. Für die deutsche Diskussion kam motivierend hinzu, daß die beiden deutschen Nachkriegsgesellschaften, ursprünglich mehr oder minder anational konstituiert, im Moment ihrer politischen Vereinigung abrupt von einer Neubestimmung des Verhältnisses zur Nation in Geschichte und Zukunft stehen.

Die Aktualität dieser Fragestellungen speiste zwei internationale Tagungen, aus denen in diesem Heft Beiträge vorgestellt werden. Sie dokumentieren zugleich die fruchtbare Zusammenarbeit des Interdisziplinären Zentrums für vergleichende Erforschung gesellschaftlicher Transformationen an der Universität Leipzig mit dem Institut de recherches et de documentation en sciences sociales der Université de Haute-Normandie, den Veranstaltern der beiden Kolloquien, im Juli 1992 das eine in Leipzig, im November 1992 das andere in Rouen. Diese seit mehreren Jahren bestehende Kooperation konnte im Rahmen eines Universitätsvertrages mit Unterstützung des Deutschen Akademischen Austauschdienstes und des Erasmus-Programms der Europäischen Gemeinschaft weitergeführt werden.

Leipzig, im Mai 1993

Matthias Middell

Nationale Frage und soziale Bewegungen in den Transformationsprozessen der Neuzeit 1500-1850

Unser Beitrag soll einige allgemeinere Reflexionen zum Thema und einige Beobachtungen zum Zusammenhang von Nation/ Nationalismus/ Nationalbewegungen und den Transformationsprozessen zwischen 1500 und 1848 vorstellen, die nicht den Anspruch auf eine erschöpfende Behandlung des Themas erheben¹, sondern eine Diskussion über mögliche Arbeitsschritte auf dem Weg zu einer komparatistischen Synthese herausfordern möchten.

Die Aktualität des Themas ist nicht zu übersehen. Gleichwohl besteht die Gefahr, daß unter dem Eindruck der „Renationalisierung“ Ost- und Südosteuropas eine nachträgliche Korrektur am Verständnis von Nationwerdung oder Nationbildung erfolgt. Ein typisches Beispiel dafür bieten die Thesen von Peter Glotz (1992), die Nationen als „Irrweg der Geschichte“ darstellen. Dies heißt jedoch nichts weniger, als einen der entscheidenden Prozesse zu ignorieren, die zum Wesen der Moderne gehören. Die postmoderne Vision des aufgeklärten Verfassungsbürgers scheint sich als intellektuelles Konstrukt zu erweisen, soweit es nicht überhaupt aus der deutschen Nachkriegs-Sondersituation hergeleitet wird. Selbst die Europaidee droht in einen Supranationalismus als Ausdruck eines neuen Festungsbewußtseins zu entgleiten. Kritik an aktuellen Erscheinungsformen der Nation und des Nationalstaates setzt u. E. eine Historisierung des Phänomens voraus. Vor diesem Hintergrund stellt sich auch die Frage, ob die Staaten Ost- und Südosteuropas tatsächlich in die Nationalstaatlichkeit „zurück“ fallen oder es sich vielmehr um eine nachholende Entwicklung (durchaus analog zur „nachholenden Revolution“ von Jürgen Habermas) handelt, weil

- die Nationwerdung jener Region keinen organischen Abschluß gefunden hat;
- die Wiederbesinnung auf die „Nation“ das entscheidende Vehikel der Polemik gegen imperiale Fremdherrschaft darstellt.

1.

Mit den neueren Zusammenfassungen von Ernest Gellner² und Eric Hobsbawm³ verschiebt sich das Interesse an dem Begriffspaar von Nation und Nationalismus auf den letzteren, dem beide Autoren eine primäre Rolle zusprechen: „Le

nationalisme est essentiellement un principe politique, qui affirme que l'unité politique et l'unité nationale doivent être congruentes"⁴, wobei der Nationalismus eine Realität zu beschreiben vorgibt bzw. einfordert, die Hobsbawm als weder erreichbar noch wünschenswert bezeichnet. Monokausale Ableitungen des Nationalismus etwa aus ökonomistischen Theorien, die den Drang zur Nation allein einer zeitweise schutz(zoll)bedürftigen Bourgeoisie zuordnen, verbieten sich anhand des mittlerweile zusammengetragenen Materials zum Thema ebenso wie mythische Vorstellungen, die die Ursprünge der Nation bzw. pränationaler Gemeinschaften in graue Vorzeiten verlegen. Hobsbawm hat überzeugend die These von der Nation als homogener Konfiguration auf der Grundlage einer sprachlichen und ethnischen Einheit ad absurdum geführt. Angesichts der aktuellen Situation, in der blutige Versuche der Rekonstruktion (teilweise schein-) nationaler Identitäten und der „ethnischen Entmischung“ die Schlagzeilen bestimmen, für manche Theoretiker dies beinahe eine gesetzmäßige Folge des Zusammenbruchs der Vielvölkerstaaten Sowjetunion und Jugoslawien ist⁵, erscheint Hobsbawms Verfahren der Definition ex negativo durchaus von besonderer Berechtigung. Solange die Auseinandersetzung von Wissenschaftlern und politischen Kräften, die sich selbst als nicht-nationalistisch begreifen, mit dem Nationalismus allerdings währt, solange steht sie in der doppelten Gefahr, den Bezug auf die Nation in seiner Eigenständigkeit nicht wahrzunehmen oder aber – Kehrseite der Medaille – die sozialen und politischen Gegensätze hinter der nationalistischen Rhetorik nicht ernst zu nehmen.⁶ Das Konzept der Nation, die Konstruktion einer „nationalen Gemeinschaft“ hat – in einer spezifischen Qualität – eine Funktion bei der Etablierung neuer oder der (Re-)stabilisierung bestehender, aber gefährdeter, Hegemonieverhältnisse im Inneren einer Gesellschaft bzw. im Falle eines Vielvölker systems gegenüber abhängigen, unterdrückten Völkern. Die Gefährdung der Hegemonieverhältnisse konnte dabei gleichermaßen von innen wie von außen erfolgen. Insofern Hegemonie nach Gramsci Herrschaft und Akzeptanz einschließt und an eine Vielfalt von politischen und kulturellen Institutionen gebunden ist, in denen die Kommunikation innerhalb einer Gesellschaft verläuft, kann das Konzept der Nation nicht als Manipulation durch eine (herrschende) Klasse (miß-)verstanden werden, sondern wäre als wichtiges, in einer bestimmten Phase zentrales Element der identitätsstiftenden Konsensbildung (die auch den Konsens über die Herrschaftsverhältnisse einschließt) einer Gesellschaft anzusehen. Von diesem Ausgangspunkt her gesehen, stellt sich vor allem die Frage, warum zu einem bestimmten Zeitpunkt das Konzept der Nation eine solch zentrale Bedeutung erhalten konnte. Die Nation erscheint als eine ungeheuer wirkungsmächtige Fiktion, nach der die Menschen in einer bestimmten historischen Konstellation ihr Zusammenleben

organisieren und ihre Auseinandersetzungen ausrichten. Diese Fiktion reagiert auf die Erfahrung, daß die radikale Individualität der europäischen Moderne nicht auszuhalten ist. Nachdem der Mensch „aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit herausgetreten“ ist (I. Kant), flüchtet er sich in die Gemeinschaftsunterkunft Nation.

2.

In der aktuellen Historiographie droht die Kluft zwischen externalistischen Interpretationen von revolutionären Wandlungsprozessen, wie sie vor allem die Vertreter der world-system-Theorie vertreten, und internalistischen Interpretationen, wie sie von verschiedenen Gruppen anhand solcher Kategorien wie (politische) Kultur, Mentalität, Alltag vorgeschlagen werden, derzeit in dem Maße eher größer zu werden, wie komplexe und dialektische Geschichtstheorien an Anziehungskraft verlieren. Das Problem der Nation und des Nationalismus kann aber (wie viele andere Probleme) mit Gewinn von beiden Seiten angegangen und überzeugend wohl nur durch Kombination beider Fragestellungen gelöst werden. Der von uns benutzte Transformationsbegriff bleibt für diese Ambiguität offen, darin und nicht in einer größtmöglichen Präzision liegt seine Leistungskraft.

Die Beobachtung, daß nach der Französischen Revolution eher reformerische Prozesse denn siegreiche Revolutionen das Bild der soziopolitischen Wandlungen in Europa prägten, unterstreicht, daß die Forschung, die sich mit diesem Zeitraum beschäftigt, eine analytische Kategorie benötigt, die die Vielfalt der qualitativen Veränderungen differenziert zu beschreiben gestattet und wohl nicht aus einer weiteren adjektivischen Auffächerung der Kategorie „Revolution“ gewonnen werden kann. Wenn hier also von Transformationsprozessen die Rede ist, dann bedeutet das keineswegs einen leichtfertigen Abschied von der Revolutionsgeschichte – wir greifen auf Ergebnisse komparativer Revolutionsgeschichte bewußt zurück –, sondern eher eine Warnung vor dem endlos inflationären Gebrauch des Revolutionsbegriffes oder andersherum, einer Reduktion der Transformationsprozesse auf die politische Revolution. Ein solches Vorgehen schließt gleichzeitig die Herausforderung zu einer Diskussion des Verhältnisses verschiedener Transformationsprozesse (politischer, wirtschaftlicher, kultureller, mentaler usw.) ein. Die Diskussion um die verschiedenen historischen Zeitebenen, in denen sich Transformation vollzieht, kann hier aus Raumgründen ebensowenig referiert werden, wie der Ansatz der stadial-regionalen Komparatistik (Cistozvonov u.a.), die beide auf die wechselseitige Abhängigkeit und Durchdringung einzelner Transformationsprozesse und nicht ihre gegenseitige Abbildbarkeit aufeinander abheben. Transformation ist u. E. auch dem Begriff der Modernisierung vorzuziehen,

da die im letzteren Begriff mitschwingende Unterstellung eines universalen Fortschritts nach westlichen Kriterien in mehrfacher Hinsicht immer fragwürdiger wird.

3.

Mit oftmals nicht diskutierter, gleichwohl anachronistischer Selbstverständlichkeit werden später konstituierte Nationalstaaten in ihrer räumlichen Ausdehnung als Subjekte einer neuzeitlichen Geschichte angesehen (etwa wenn von der Geschichte Deutschlands im 17. und 18. Jh. die Rede ist), ohne daß bedacht wird, daß England und Frankreich als auf verschiedene Weise schon in der frühen Neuzeit in Konstituierung befindliche Nationalstaaten eher die Ausnahme bilden.

Europa erweist sich auch bei der Suche nach der Rolle von Nation und Nationalstaat bzw. Nationalbewegungen als in sich außerordentlich differenziert, wenn auch im *kontinentalen* Vergleich die Nationalstaatsbildung (seit dem 16. Jh.) und die Identitätsstiftung in Nationen (seit dem ausgehenden 18. Jh.) eine wesentliche Spezifik der europäischen Geschichte insgesamt ausmachen. Der Zusammenhang zur Herausbildung der europäischen Zentralstellung für den weltweiten Prozeß der Kapitalismusgenese ist immer wieder in den Mittelpunkt der Betrachtungen zur Nationalstaatsbildung gerückt worden. Gegen eine lineare Interpretation der Staatsbildung in Abhängigkeit von der Stellung im Verhältnis zwischen nordwesteuropäischem Zentrum und süd-/südost-/osteuropäischer Semiperipherie des world-system sprechen zahlreiche Ausnahmen wie die Niederlande oder die deutschen Gewerberegionen. Vielmehr wäre typologisch zwischen Staatsbildung zur Sicherung der Zentrumsposition (England, Frankreich bei unterschiedlichem Grad der Zentralisierung aufgrund historischer und geographischer Faktoren) und der Staatsbildung unter dem Reformdruck relativer Rückständigkeit an der Semiperipherie zu unterscheiden. Staatenbildung an den Außengrenzen Europas war auch durch die notwendige Konzentration der Kräfte und Mobilisierung der Ressourcen für die Expansion (in Richtung Osten bzw. Übersee) bedingt. Hieraus ergeben sich aber – ziehen wir unsere oben formulierte Bestimmung von Nation als Konstruktion zur Sicherung/Etablierung von Hegemonie nach innen und außen heran⁷ – verschiedene Typen.

4.

Die Nation tritt erst am Ende eines langen Prozesses auf und erscheint dabei – analog zur Verschiedenartigkeit der Bewältigung des Entwicklungs- und Transformationsprozesses, der die neuzeitliche Weltgeschichte be-

stimmt – selbst in großer Verschiedenartigkeit, obwohl oder gerade weil das Modell Nation eine solche Allgemeingültigkeit beansprucht.

Als Voraussetzungen, die der Nationbildung historisch vorausgegangen sind, wären vor allem zu nennen⁸:

- Die Herausbildung von Territorialstaatlichkeit (im Spannungsfeld von geographischen Rahmenbedingungen und ethnisch-kultureller sowie politischer Homogenisierung) mit zentraler Herrschafts- und Gewaltkonzentration und Einrichtung der zentral gesteuerten und kontrollierten Staatsbürokratie als Träger noch schwach entwickelter Hegemoniestrukturen. Die Konkurrenzsituation der Territorialstaatlichkeit verhinderte in Europa eine Großreichbildung und ist als einer der Gründe für die überlegene historische Dynamik vor allem Nordwesteuropas anzusehen.
- Parallel entfaltet sich der Widerspruch zur Unbeschränktheit von Herrschaft unter Verweis auf traditionelle mittelalterliche Herrschaftskontrolle durch den Adel und später unter Verweis auf Naturrecht und Vertragsbeziehungen zwischen Volk und Herrscher. Aus beiden Argumentationsmustern entsteht (besonders im wirkungsmächtigen Frankreich des 18. Jh.) die Nation als Gegenspieler unbeschränkter Macht, auf den sich die Hoffnungen im Moment der Krise der alten Gesellschaft konzentrieren. Erst in diesem Moment wird die ideologische Konstruktion durch soziale Bewegungen aufgefüllt. (vgl. in Frankreich den Übergang von Abbé Sieyès' Kampfschrift zum Nation-Begriff der bauerlichen cahiers de doléances).
- Die Wirtschaft entwickelt sich in einem längeren Prozeß zu überregionalen Volkswirtschaftszusammenhängen (Preis- und Lohnausgleich; Infrastruktur usw.), die in einer bestimmten Phase der Kapitalismusgenese (18./19. Jh.) von der identitätsstiftenden (und schutzzollsetzenden) Begrenzung des (National-)staates profitieren.
- Es kommt zu einer Homogenisierung der Verwaltung, des Rechts- und Bildungssystems sowie der Sprache in Richtung einer allgemein anerkannten Hochsprache.⁹

Diese Prozesse verlaufen entsprechend den internen Gesellschaftsstrukturen unterschiedlich und haben entsprechend der Stellung des jeweiligen Landes im weltgeschichtlichen Kontext verschiedene Wirkungen.

5.

Wenn es um die Rolle des Staates im Prozeß der neuzeitlichen Nationwerdung geht¹⁰, dann tritt logischerweise der Absolutismus in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit. Damit wird aber das Phänomen Nation gleichsam verstaat-

licht und die Frage methodisch häufig auf einen abstrakt gesetzten Absolutismus eingeschränkt. Zunächst ist eine deutliche Differenzierung zwischen dem „traditionellen“ Absolutismus des 16. und 17. Jh. einerseits und dem „aufgeklärten“ Absolutismus des 18. Jh. erforderlich.¹¹ Wie die Nation, so stellt auch der Absolutismus eine spezifisch europäische Form der Anpassung an die Bedingungen des Übergangs von der ständisch-feudalen Gesellschaft in die bürgerliche Moderne dar. Der in manchen äußerlichen Formen dem europäischen Absolutismus vergleichbare orientalistisch-asiatische Despotismus (z.B. des osmanischen Imperiums) entwickelt kein analoges Transformationspotential, sondern schrieb archaisch-vormoderne Gesellschaftsstrukturen, insbesondere im Agrarsektor, fest¹², die zugleich das Aufkommen einer eigenständigen Bourgeoisie (nicht zu verwechseln mit Handels- und Wucherkapital) als „nationale“ Klasse ver- bzw. behinderten. In dieser Hinsicht kennt Asien eine einzige historische Ausnahme: Japan. Eine vergleichende Analyse könnte zeigen, daß die quasi-absolutistische Funktion des Shogunats seit Beginn des 17. Jh. ein Resultat der strukturellen Besonderheiten des insularen Feudalismus darstellte, der nicht der inneren Evolutionsblockade unterlag, wie die Regionen der „asiatischen Produktionsweise“ (insbesondere China¹³).

Kehren wir zurück auf den europäischen Schauplatz: Für die Konstituierung von Nationalstaaten spielten die Formen und Wege der gesellschaftlichen Transformation bei der Herausbildung der neuen sozialen Formation und ihrer institutionellen Strukturen ohne Zweifel eine entscheidende Rolle. Die nationbildende und -prägende Rolle von Revolutionen – im objektiven wie subjektiven Sinne – steht außer Frage. Am Beispiel der Französischen Revolution ist dies gewiß am intensivsten untersucht, vielleicht aber auch zu rasch und direkt verallgemeinert und anderen Ländern/ Regionen übergestülpt worden. Christopher Hill hat treffend davon gesprochen, daß England im Ergebnis der puritanischen Revolution einen Prozeß der „Londonization“ durchlief, dem zugleich ein völlig neues (religiös-politisch wie wirtschaftlich fundiertes) Hegemonie- und Nationalgefühl entsprach. Eine ähnlich konstitutive Rolle kam dem Unabhängigkeitskampf der Niederlande gegen Spanien bzw. der Dreizehn Kolonien gegen England zu.

Für die Teilung in die nördlichen und die südlichen Niederlande, d.h. die Schaffung der Grundlagen für zwei künftige Nationen, wirkte ein ganzes Bündel von Faktoren, das monokausale Erklärungsmodelle nicht zuläßt:

- die wirtschaftliche Konkurrenzsituation zwischen Amsterdam und Antwerpen, der Antagonismus zweier „regionaler“ Bourgeoisien;
- der noch relativ hohe Grad der „Feudalisierung“ des Südens („Belgien“) im Verhältnis zum Norden, der eine Feudalisierung im strengen Sinne des Begriffs nicht kannte;

- die religiöse Spaltung als Indikator der unterschiedlichen regional-politisch-wirtschaftlichen Interessenlagen (Migration nach beiden Seiten als Folge der Utrechter Union);
- das im Süden negativere Land-Stadt-Kräfteverhältnis (Niederlage der radikalen Komitees der Achtzehn in den städtischen Zentren);
- das für Spanien im Süden günstigere militärische Kräfteverhältnis;
- sprachlich-kulturell-mentale Divergenzen.¹⁴

Wie stand es um die nationalen Konstituierungspotentiale des jeweiligen Absolutismus?

Innerhalb des traditionellen Absolutismus lassen sich die folgenden Varianten unterscheiden:

- der französische Typ als jene Ausformung des Absolutismus, aus dem die nachfolgende allgemeine Absolutismus-Interpretation die wesentlichen Merkmale abgeleitet und ihm demzufolge Klassizität zugeschrieben hat;
- der englische Typ mit einer stark ausgeprägten bürgerlichen Komponente (Rolle des Parlaments, der Commons, Formierung der nicht traditionsgebundenen Gentry). Die Revolution von 1640 war keine Beseitigung eines historisch erschöpften Absolutismus, sondern die erfolgreiche Abwehr der Konstituierung eines Absolutismus französischen Zuschnitts. Auf die Herausbildung der „Tudor-Nation“ erfolgte die Konstituierung der „Nation“ gegen die Stuarts. Die Zeit der Stuart-Restauration (1660ff.) konnte den Prozeß, der 1640 eingeleitet worden war, bremsen, deformieren, aber nicht grundsätzlich aufhalten. Die entscheidende Wende zur bourgeois bestimmten, aber noch nicht bourgeois regierten Nation brachte die Glorious Revolution von 1688/89: symbolischer Ausdruck dieser Wende war der Weg von der Petition of Right zur Bill of Rights.
- der spanische und russische Typ mit einer auffällig schwachen bürgerlichen Klassenkomponente. In beiden Fällen kam es nicht zur Formierung von Nationalstaaten, sondern von Nationalitätenstaaten. Eine folgenreiche Gemeinsamkeit bestand in beiden Fällen in der besonderen Rolle des äußeren Faktors, der jedoch wiederum eine extrem unterschiedliche historisch-kulturelle Dimension aufwies: hochentwickelte islamische Kultur auf der einen, Mongoleninvasion auf der anderen Seite. Was die Anfänge des spanischen und russischen Absolutismus anging, so handelte es sich nicht wie im Falle Englands oder Frankreichs um national orientierte Absolutismen, sondern imperial orientierte Staatsformen, wie an der Universalreichsidee ablesbar ist (*res publica christiana* bei Karl V.; die national-hegemoniale Verlängerung dieses Anspruchs bei Philipp II.; im Falle Rußlands die Übernahme der Idee des Dritten Rom).

Der Versuch eines einheitlichen Nationalstaates in Spanien scheiterte: Es gab zu keinem Zeitpunkt einheitliche Ständevertretungen (stets regionale Cortes); selbst die Reformen der karolinischen Zeit (2. Hälfte des 18. Jh. – Intendantensystem) scheiterten in dieser entscheidenden Frage. Erst die Revolution gegen die napoleonische Invasion von 1808 schuf eine Nationalvertretung, die gesamt-national war: die Cortes von Cádiz (mit der Folge, daß die Verfassung von 1812 zum Modell der liberalen Revolutionen der 1820er und 1830er Jahre wurde).

In Rußland wurde der Staat dagegen unter Katharina II. vollständig dem Adel ausgeliefert und damit die Perspektive für die Entfaltung einer unabhängigen Bourgeoisie verschlossen.

6.

Als besonders kompliziert erweist sich die Frage nach dem Verhältnis von Religion und Nationwerdung. Die Religion als einigender Faktor konnte sowohl unter absolutistischen Bedingungen wie als Teilelement der bürgerlichen Revolution eine wesentliche Rolle spielen: man denke nur an Frankreichs gallikanischen Katholizismus, die Vertreibung der Hugenotten, der Umgang mit dem Jansenismus; für Spanien die tragende Rolle des Katholizismus bei der Herausbildung des Zentralstaates (der eben kein Nationalstaat war). Die Inquisition war anfänglich die einzige „nationale“, d.h. regional übergreifende und von der Krone voll kontrollierte Institution; für England und die Niederlande sei auf die identitätsstiftende Funktion des Calvinismus verwiesen. In Rußland trug dagegen die griechisch-orthodoxe Kirche den imperialen („trans“nationalen) Gedanken vormodernen Charakters mit.

Gerade die Religionsproblematik verweist aber auch deutlich darauf, wie wenig außerhalb Europas die Bedingungen für eine einfache „Nachholeentwicklung“ im Sinne eines eurozentrisch fixierten „nation-building“ gegeben sind. T. K. Oomen hat dies kürzlich überzeugend für Indien dargelegt¹⁵:

Als untauglich erwiesen sich die Kriterien, die in Europa (oder diesem infolge einer primär freibäuerlichen Siedlungskolonisation vergleichbaren Regionen) die Entwicklung bestimmten:

- fehlende geographisch-ökonomische Integration;
- Mangel an ausgeprägter historischer Homogenität;
- ausbleibende ethnische Homogenisierung der Bevölkerung;
- anstelle von Interkonfessionalität die fundamentalen Religionsantagonismen zwischen Islam und Hinduismus bei Marginalisierung der „Sekundär“religionen (Buddhismus u.a.) sowie
- dysintegrative Strukturen der Gesellschaft (Kastenwesen), die ein europäisches kulturelles Hegemoniesystem unmöglich machen.

Der indische Marxist Irfan Habib stellt kategorisch fest: „Indien ... ist keine Nation, denn es erfüllt weder das Erfordernis einer gemeinsamen Sprache noch einer gemeinsamen Kultur.“ Die Nation erweist sich hier als eine Konstruktion des Kolonialismus. Mit seinem Ende hätte Indien in eine Vielzahl von Staaten/ Nationen auseinanderbrechen müssen. Was aber wirklich geschah, war die Entstehung zweier „National“staaten auf der Grundlage der beiden Hauptreligionen, wobei die Staatsgewalt offensichtlich eine wichtige Rolle spielte und bis in die Gegenwart spielt. Das Ringen um einen eigenen Sikh-Stat zeigt, daß die Probleme längst noch nicht endgültig gelöst sind. Für diese Region ist desungeachtet die Dialektik von Religion und Sprache das entscheidende Kriterium, nach der sich Nationen selbst bestimmen, andere Faktoren werden kompensiert.

Vom 16. bis 18. Jh. hat auch in Europa religiöser Fundamentalismus (Katholizismus, lutherische Orthodoxie und intransigenter Calvinismus) identitätsstiftend für verschiedene künftige Nationen gewirkt, und es erhebt sich die Frage, ob Gleiches nicht von nichteuropäischen Fundamentalismen erwartet werden kann. Die arabaische „Nation“ ist allerdings daran gescheitert, obwohl es sich hier eher um den Versuch einer „übernationalen“ Staatenbildung handeln dürfte. Das eigentliche Problem scheint darin zu bestehen, daß keine der nicht-westlichen Religionen (möglicherweise wiederum mit der Ausnahme Japans) einen der europäischen Erfahrung vergleichbaren Transformationsprozeß (Reformation; Herausforderung der Aufklärung; Trennung von religiöser und weltlicher Macht) durchlaufen hat. Darauf fußt die von Immanuel Geiss vertretene Latinitätsthese. Dem widersprechen allerdings Orientalisten und Islamwissenschaftler, die das reformatorische und aufklärerische Potential im Islam betonen und den derzeitigen Fundamentalismus eher als antiwestliche, antikapitalistische und antihegemoniale Abwehrreaktion aus dem Bewußtsein der Unterlegenheit und Dependenz erklären.

7.

Als entscheidende Phase für die Durchsetzung des Modells Nation kann die Zeit zwischen 1770 und 1850 gelten.¹⁶ Der betrachtete Zeitraum umfaßt in der Optik der Revolutionshistoriker das „Zeitalter der Revolution“ (Eric Hobsbawm), in dem politische Umbrüche diesseits und jenseits des Atlantik eruptiv den Epochencharakter prägten, wird aber zugleich von Kulturhistorikern als „Sattelzeit“ der längerfristigen mentalen und kulturellen Wandlungen zur Moderne bezeichnet (Reinhard Koselleck), während eine dritte Gruppe von Autoren unter dem Stichwort der „Doppelrevolution“ den Zusammenhang von politischer Revolution (vorrangig in Frankreich) und industrieller Revolution (von England ausgehend) in den Mittelpunkt ihrer Beurteilung stellt.

Diese keineswegs einfach miteinander kombinierbaren Perspektiven verweisen auf die Komplexität des Faktorenfeldes, in dem die Entstehung der europäischen Nationen und Nationalbewegungen angesiedelt ist.

Das Prinzip der Nation erwies sich in der Auseinandersetzung um die Amerikanische und Französische Revolution des 18. Jh. als tragfähiges Modell für die Mobilisierung verschiedener sozialer Kräfte zur Abgrenzung vom „Mutterland (im Falle der USA 1776 ff.) oder vom Ancien Régime und seinen sozialen Trägerschichten und kulturellen Mustern, zugleich aber auch zur Durchsetzung bzw. Abwehr hegemonialer Ansprüche. Die Wirkung dieses Erfolges beschränkte sich nicht auf die Staaten, die der Revolutionsbazillus befallen hatte. So wandelte sich zur gleichen Zeit im Falle deutscher Territorien eine konfessionell geprägte Identität (man vergleiche das abgrenzende Topos von der deutschen Reformation, die eine der Revolution der Franzosen vergleichbare Gesellschaftsänderung überflüssig mache) bruchlos zur nationalen Identität, die sich im Moment der Abwehr französischer Dominationsversuche konstituiert.¹⁷

Fortan verzichteten Emanzipationsbewegungen in Europa nicht mehr auf die Schlagkraft des nationalen Arguments zur Durchsetzung ihrer Ziele, während gleichzeitig Machtpolitik (im Verbund mit oder in Gegnerschaft zu Napoleon, besonders aber nach dem Wiener Kongreß im Rahmen der Heiligen Allianz¹⁸) das Prinzip der nationalen Organisation des Kräftegleichgewichts in der Pentarchie und für die davon abhängigen Staaten durchsetzt.

Die Unabhängigkeitsrevolutionen der 1820er Jahre in Süd- und Südosteuropa griffen deshalb auf ein Modell nationaler Rhetorik zurück, mit dem sie auf Unterstützung sowohl bei den Emanzipationsbewegungen anderer Länder als auch im ordnungspolitischen Rahmen der Heiligen Allianz rechnen konnten.

Ausgehend vom Trauma des napoleonischen Einmarsches und des Scheiterns einer liberalen wie einer revolutionär-demokratischen Antwort auf die gesellschaftspolitische Herausforderung der Französischen Revolution stellten besonders die verschiedenartigen Oppositionsbewegungen in Deutschland und Italien ihren Kampf um soziale Veränderungen in den Kontext der Forderung nach nationaler Einigung. Von der Verschiedenartigkeit der Ausgangssituationen gegenüber Frankreich (besonders hinsichtlich der „Vorleistungen“ des Absolutismus für die pränationalen Integrationsprozesse in Administration, Militärwesen, Machtzentralisierung und Kultur – vgl. oben, Punkt 5) wurde dabei abstrahiert und die fehlende nationale Einheit zum Grund für die Zurückgebliebenheit der sozialen Verhältnisse gedeutet. Trugen die Revolutionen in den USA und Frankreich auf positive Weise zur Verankerung des Modells Nation im historischen Bewußtsein bei, so geschah

dies im Falle Deutschlands und Italiens quasi aus der Negativerfahrung heraus – nicht weniger wirksam.

So erweist sich die europäische Revolution von 1848 als *point of no return* für die Durchsetzung des Modells Nation als „Normalfall“ der (Selbst) Organisation gesellschaftlicher Hegemonieverhältnisse. Zwar läßt die vollständige Durchsetzung des Modells Nation in Italien noch bis 1861, in Deutschland bis 1871 und in Südosteuropa gar bis nach dem 1. Weltkrieg (oder, je nach Perspektive, bis heute) auf sich warten, aber grundsätzlich scheinen keine anderen Organisationsformen mehr existenzberechtigt. Dies bietet die Grundlage für die Entfaltung des Nationalismus.

Das Modell Nation, das in einer bestimmten historischen Entwicklungsphase Nordwesteuropas und von da ausgehend in Mittel-, Süd- und Südosteuropa durchgesetzt wurde, erweist sich jedoch selbst als widersprüchlich:

a) Die Integrationskraft des Konzepts Nation ist in seiner Demokratiefähigkeit abhängig vom Charakter der Gründungsmythen und der Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen der Nation. Dort, wo die Nation wesentlich undemokratisch, „von oben“ etabliert wurde, zeigt sie die Kontraproduktivität des Nationalismus/ Chauvinismus im Moment der Notwendigkeit einer Ausdehnung innerer Demokratie zur Anpassung an soziale Veränderungen. Die demokratisch konstituierte Nation erweist sich dagegen grundsätzlich als anpassungsfähiger gegenüber den Erfordernissen sozialer Partizipation in der modernen Gesellschaft, was nicht heißt, daß sich diese Potenz jeweils realisiert. Hierin und weniger in der Effizienz sozioökonomischer Veränderungen dürften wichtige Unterschiede zwischen revolutionärem und reformerischem Weg bürgerlicher Umwälzung auszumachen sein.

b) Der historisch definierte Bestand an Nationen in Europa kann kaum ohne erhebliche Legitimationsverluste für alle anderen Nationen verändert werden. Hieraus ergeben sich die Schwierigkeiten der Nationalstaaten mit regionalen Autonomiebewegungen und dem Selbstbestimmungsrecht der Völker – die Legitimationsbasis der etablierten Nationen wird gegen diese selbst gewendet. Nach einer Phase der Durchsetzung des Konzepts Nation können die Nationalstaaten tendenziell nur noch an seiner Ausdehnung auf noch nicht nach diesem Modell gegliederte Regionen und an der Erhaltung des status quo interessiert sein, da die in Anspruch genommene Integrationskraft des Konzepts Nation die Annexion fremder Territorien als besonders legitimationsbedürftig erscheinen läßt. Imperiale Ansprüche, die die Organisation in Nationalstaaten in Frage stellten, scheiterten im 20. Jh. mehrfach eklatant.

c) Unter gänzlich anderen Bedingungen als sie in jener europäischen Zone herrschten, in der das Konzept Nation entstand, wurde es außerhalb Europas zwangsweise appliziert und zeigt seine Dysfunktionalität dort, wo die Nation

nicht durch Aufhebung bisheriger Selbstorganisationsformen wie tribale und regionale Strukturen konstituiert wurde, sondern ihre Grenzen von den Kolonialherren mit dem Lineal gezogen wurden. Die Befreiungsbewegungen der fünfziger und sechziger Jahre unseres Jahrhunderts haben diese Grenzen als Handlungsrahmen weitgehend akzeptiert, die Konstituierung von Nationen im Zuge revolutionärer Subjektwerdung der Völker gelang nicht.¹⁹ Diese Dysfunktionalität der Nationbildung ohne autochthone Konstituierung einer Nation im Zuge einer Emanzipationsbewegung trägt heute in vielen Gebieten der Erde zur fehlenden Steuerungsfähigkeit gegenüber Krisenprozessen bei.

8.

Im Zusammenhang zwischen metropolitane Revolutionen in Spanien und der Kette von antikolonialen Befreiungsrevolutionen Lateinamerikas 1790 bis 1830 wird zweierlei deutlich. Einerseits bleibt der Zusammenhang von Revolution und Nationwerdung vorerst auf den europäisch-nordamerikanischen Raum beschränkt. Zum anderen kommt es zu einer massiven Übernahme von Theorieelementen aus dem Konzept Nation und zu Anleihen bei der nationalen Rhetorik, die in einer kontinental-regionalen Spannung rezipiert werden.

Über die Einbeziehung immer weiterer Peripherien in das European World-System und die Ausdehnung des internationalen Staatensystems (dessen Wurzeln auf den Westfälischen Friedensvertrag zurückgehen) wird weiteren Regionen jenseits des europäischen Kontinents das Nationalstaatsprinzip aufgezwungen. Die Debatte um die Schwierigkeiten des nation-building der sechziger und siebziger Jahre reagiert auf die Dekolonisierung und die heutige Auseinandersetzung um den Nationalismus in Ost- und Südosteuropa auf zwei Etappen massiver (und teilweise gewaltsamer) Ausdehnung des Nationalstaatsprinzips auf nichtwesteuropäische Regionen, auf deren Inkompatibilität mit diesem Prinzip, die von nationaler Rhetorik nur notdürftig verdeckt wird. Das Erfolgsrezept (west-)europäischer Gesellschaften zur funktionalen Anpassung an bestimmte Erfordernisse bei der Genese des Kapitalismus (sowohl hinsichtlich der Technologie als auch der Marktbeziehungen) durch die Nationalstaatsbildung und der inneren Stabilisierung durch die Identitätsbildung um die Nation/ den Nationalismus erweist sich nun als Born inadäquater Problemstellungen für andere Regionen, damit aber als Befestigung der Peripherie-Position und zugleich unkalkulierbares Risiko.

9.

Gemessen am „klassischen“ Formierungsprozeß von Nation und Nationalstaat in (West-)Europa fallen für Lateinamerika bestimmte Besonderheiten ins

Auge, die aber in gewisser Hinsicht für die gesamte außereuropäische „Peripherie“ maßgebend waren, obwohl sie für Asien und Afrika wesentlich später wirksam wurden:

- die Schwäche der ökonomischen Voraussetzungen (Grad der autochthonen Kapitalismusentwicklung) für eine nationalstaatliche Konsolidierung. Statt dessen bestimmten in wachsendem Maße Unterentwicklung, Deformation, Abhängigkeit und indirekte Rekolonisation die weitere Entwicklung. Die bescheidenen handwerklich-manufakturrellen Entwicklungspotenzen wurden in der Regel ein Opfer der Freihandelspolitik zugunsten der exportorientierten Teile des Großgrundbesitzes und des lokalen Handelsbürgertums.
- das Fehlen einer Bourgeoisie als nationale Klasse, wobei die geringe Entwicklung einer einheimischen Manufaktur-, Industrie- und Finanzbourgeoisie besonders betont werden muß. Eine Bourgeoisie als „nationale Klasse“ fehlte im doppelten Sinne: sie war weder national, d.h. gesamtstaatlich konstituiert, um der natürliche Hegemon der Entwicklung zu sein, noch erwies sie sich als fähig, nationale Interessen (auch in einem klassenübergreifenden Sinne) zu artikulieren. Analoges traf auf den kreolischen Großgrundbesitz zu. Das in der Independencia gezeigte nationale Engagement von Teilen der herrschenden Klasse wurde in der Zeit der Nachemanzipation in erheblichem Maße durch den Rückzug auf lokal-separatistische Interessenebenen neutralisiert (Mexiko, Venezuela, Kolumbien, Argentinien). Als einzige „nationale Institution“ in dieser Lage erwies sich die Armee, der somit ein überdimensionales Gewicht zukam.
- Der für den gesamten Entwicklungsprozeß des Kapitalismus in Lateinamerika kennzeichnende reformerische Weg prägte auch den Charakter der weiteren nationalen Formierung und Konsolidierung. Angesichts der ökonomischen und politischen Vormachtstellung des Großgrundbesitzers, der sich sowohl „liberal“ als auch „konservativ“ ausprägen konnte, blieben die lateinamerikanischen Nationen in ihrem sozialen Charakter weitestgehend halbfeudal/embryonal-bürgerlich geprägt. Das bedeutete einen im Verhältnis zur „klassischen“ Nationwerdung in (West-)Europa erheblich geringeren Grad an nationaler Integration und Kohäsion. Sowohl indios als auch castas und Sklaven waren – entgegen juristischer Proklamation – nicht Bestandteil der Nation. Die Nicht-Integration hatte ökonomische (Schwäche des inneren Marktes, Subsistenzwirtschaft), politische (Verweigerung essentieller Bürgerrechte) und kulturell-sprachlich-bildungspolitische Aspekte, die wiederum zur Grundlage eines „inneren Kolonialismus“ wurden (ausgeprägt im Stadt-Land-Gegensatz). Der Integrationsprozeß erheblicher Teile der indianisch-bäuerlichen Bevölkerung ist, worauf schon José Carlos Mariátegui in seinen berühmten „Sieben Essays zur Interpretation der peruanischen

Realität“ (1928) hingewiesen hat, selbst im 20. Jh. nicht abgeschlossen. Der für die Kennzeichnung dieser Situation wiederholt verwandte Begriff „kreolische Nation“ (M. Kaplan, S. Martínez Peláez u.a.) hat insofern Berechtigung, wenn darunter nicht nur die „kreolische Physiognomie“ der staatlichen Institutionen und Mechanismen, sondern die noch weitgehend präkapitalistische oder im Übergang begriffene Natur der gesamten Gesellschaftsstruktur verstanden wird. Entsprechend hoch war die Schwelle zur Herausbildung der bürgerlichen Nation.

- * – Bereits in der Independencia fußte der „revolutionäre Block“ der antikononialen Patriotenpartei, soweit er überhaupt zustande kam, auf äußerst fragilen Voraussetzungen. Sein vorzeitiges Auseinanderbrechen wurde zunächst vor allem durch das Gewicht des äußeren Faktors (Kampf gegen die spanische Kolonialherrschaft und eine mögliche Restauration) verhindert. Bolívar trug dieser Notwendigkeit durch drastische Mittel bis hin zum offenen Terror (8. Juni 1813: Proklamierung der Guerra a muerte) Rechnung, um zu verhindern, daß die Unabhängigkeitsrevolution auf halbem Wege zugrunde ging.

Kennzeichnend für die koloniale Gesellschaftsstruktur war die ausgeprägte (aber nie absolute) Identität von ethnischer und sozialer Differenzierung, was dazu führte, daß subjektiv Klassengegensätze als Rassenkonflikte begriffen wurden und nicht selten – auch in der Independencia – das „ethnische“ das „soziale“ Bewußtsein überlagerte. Der Gegensatz abhängiger Bauer vs. Großgrundbesitzer stellte sich als Konflikt Indianer vs. Kreole dar; Sklave vs. Sklavenhalter: Neger vs. Kreole; Kleinbürger vs. Bourgeois/ Grundbesitzer: Mulatte/ Mestize vs. Kreole; Tagelöhner vs. Unternehmer: Indianer/ Neger/ Mulatte vs. Kreole, etc. Als soziale Frage war die Agrarfrage zugleich eine Rassenfrage. Gerade diese Spannung von ethnischer und sozialer Gesellschaftsgliederung erwies sich als eine gefährliche Bruchstelle der Revolution. Bereits die Revolution Haitis ab 1790 unter Toussaint L'Ouverture und Dessalines war zutiefst davon geprägt. In Mexiko fürchteten sowohl Hidalgo als auch Morelos den Rassenkrieg (guerra de castas), ihr Werben um die Kreolen fand durchaus nicht das Verständnis ihrer radikalen Anhänger. Bolívar schließlich glaubte, der Gefahr einer Ersetzung der vertikalen Frontstellung der Revolution (Patrioten gegen Spanien) durch eine horizontale Konfrontation (Indianer/ Neger/ Mulatten/ Mestizen gegen Spanier/ Kreolen) nur mit der physischen Beseitigung ihres Exponenten, des Generals Manuel Piar (Erschießung am 16. Oktober 1817) zu entgehen. Es bedarf kaum weiterer Beweisführung, um zu verstehen, daß und wie die fehlende Homogenität die Herausbildung nationaler Elemente behinderte. Auch Perus klassische Rolle

als Zentrum der royalistischen Konterrevolution in der Independencia war in nicht geringem Maße durch die Traumatisierung der herrschenden Oligarchie infolge der großen Indianeraufstände unter Tupac Amaru und Pumacahua bedingt.

Lateinamerika durchlief gleichsam im Zeitraffer eine Entwicklung, für die Europa unter „normalen“ Bedingungen etliche Jahrhunderte benötigte. Im Rahmen des absolutistischen Staates, der sich ab dem 15./16. Jh. in den fortgeschrittensten Ländern herausbildete, entstanden entscheidende Vorbedingungen für die Konstituierung der „modernen“ Nation im Ergebnis von bürgerlichen Revolutionen unterschiedlichen Typs. Für Lateinamerika fielen diese Prozesse weitgehend mit der Zeit der Independencia zusammen. Eine Folge dieser faktischen Verkehrung und Verkürzung der Wirkungsfaktoren bestand im Primat der Staatswerdung (d.h. der politisch-institutionellen Faktoren) gegenüber der Nationwerdung (die infolge der ungenügend entfalteten „organischen“ Voraussetzungen – ökonomische, soziale, ethnische, kulturelle Homogenität – verzögert erfolgte und gleichsam durch die forcierte Staatswerdung kompensiert werden mußte). Staatsbewußtsein bedeutet nicht automatisch Nationalbewußtsein, sondern artikulierte nicht selten die „von oben“ betriebene Bündelung regionaler Sonder- und Einzelinteressen, wofür z.B. die zeitweilige Parzellierung des Revolutionsverlaufs in Neugranada oder im La Plata-Gebiet aufschlußreiche Beispiele bietet.

Ähnlich wie schon in der Kolonialzeit wurde auch für die Independencia und die Zeit der unmittelbaren Nachemanzipation die außerökonomische Gewalt, jetzt institutionalisiert in der Staatsgewalt, zu einem entscheidenden Element politischer Konsolidierung. Für den Grundsatz, daß die beste Regierung diejenige sei, die man am wenigsten spüre, bestanden in Mittel- und Südamerika keine Realisierungsbedingungen. Rechtsformalismus, Antagonismus von Zentralismus und Föderalismus, fast permanente Bürgerkriege, Agonie parlamentarischer Institutionen und Praktiken, diktatorischer Caudillismus, Staatsstriche in Permanenz waren Ausdruck eines extremen Ungleichgewichts von objektiven und subjektiven Entwicklungsbedingungen der Staats- und Nationwerdung. Das äußere Chaos verdeckte nicht selten die verzweifelte, meist ameupäischen (französischen) und nordamerikanischen „Modell“ orientierte Suche nach Lösungen zur Überwindung der Folgen der nichtvollendeten Revolution. Wo die Nation fehlte oder erst in Konstituierung begriffen war, lag der Ausgleich naturnotwendig einseitig in der politisch organisierten Staatsgewalt. Dieses Dilemma ließ bereits Bolívars zentralistische Verfassung von Angostura (17. Dezember 1819), sein Verfassungsprojekt für Bolivien (1825) und die Zeit seiner letzten Diktatur (Juni 1828 bis Anfang 1830) erkennen. In dem Maße, wie Bolívars weitreichendes soziales und

bildungspolitisches Reformprogramm scheiterte, verstärkte sich die Tendenz einer Schwerpunktverlagerung auf die politisch-konstitutionelle Sphäre und den ihr entsprechenden Rechtsformalismus. Bildlich gesprochen mußte der „Überbau“ die Schwächen und Deformationen der „Basis“ kompensieren.

- 1 Die Literatur ist ob der Ambivalenz wie Aktualität des Themas kaum überschaubar; zur Orientierung vgl. die Bibliographien bei P. Boerner (Hrsg.), *Concepts of National Identity. An Interdisciplinary Dialogue*, Baden-Baden 1986, S. 193-262 und F. Hernandez/ F. Mercadé, *Bibliografía sobre la cuestión nacional*, in: *Revista internacional de sociología* 41, 1983, S. 7-114. In der deutschen Forschung haben nach den Arbeiten von K. W. Deutsch besonders die Studien von Th. Schieder (gesammelt in: ders., *Nationalismus und Nationalstaat. Studien zu nationalen Problemen im modernen Europa*, hrsg. von O. Dann und H.-U. Wehler, Göttingen 1991), H. A. Winkler (Hrsg., *Nationalismus*, Frankfurt a. M. 1978) und P. Alter (*Nationalismus*, Frankfurt a. M. 1985) Wirkung entfaltet.
- 2 E. Gellner, *Nations and Nationalism*, Oxford 1983.
- 3 E. Hobsbawm, *Nationen und Nationalismus. Mythos und Realität seit 1780*, Frankfurt a. M./ New York 1991; dort auch eine Bibliographie seiner älteren Arbeiten zur gleichen Thematik.
- 4 E. Gellner, *Nations et nationalisme*, Paris 1990, S. 8.
- 5 Vgl. H. Carrère d'Encausse, *La gloire des nations ou la fin de l'empire soviétique*, Paris 1990; früher schon u.a. I. Banac, *The National Question in Yugoslavia: Origins, History, Politics*, Ithaca/ London 1984.
- 6 Die Rekonstruktion des Konzeptes Nation in verschiedenen intellektuellen Traditionen unternimmt zuletzt: J. Y. Guiomar, *La Nation entre l'histoire et la raison*, Paris 1989.
- 7 Vgl. auch die Bestimmung von Nation bei B. Anderson, *Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts*, Frankfurt a. M. 1988 und R. Crew, *The Construction of National Identity*, in: P. Boerner (Hrsg.), *Concepts (wie Anm. 1)*, S. 31ff. Gegen eine solche Interpretation wird immer wieder der Vorwurf erhoben, sie sehe die Nationbildung als zufälligen, willkürlichen Akt und vernachlässige die Tatsache, daß die Nation gleichwohl nur unter bestimmten Umständen entstanden sei. Z. B.: K. Weißmann, *Wiederkehr eines Totgesagten. Der Nationalstaat am Ende des 20. Jahrhunderts*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage* 14/93 vom 2. April 1993, S. 5.
- 8 Vgl. D. Senghaas, *Vom Nutzen und Elend der Nationalismen im Leben von Völkern*, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte B* 31-32/92, 24. Juli, S. 23-32.
- 9 Den Zusammenhang zwischen Nationbildung und Sprachpolitik haben methodisch wegweisend thematisiert: R. Balibar/ D. Laporte, *Le français national. Politique et pratique de la langue nationale sous la révolution*, Paris 1974.
- 10 Vgl. besonders J. Breuilly, *Nationalism and State*, Manchester 1982, der auf den legitimatorischen Charakter des Konzepts Nation verweist.
- 11 Vgl. *L'absolutisme éclairé*, hrsg. v. B. Köpeczi u.a., Budapest/ Paris 1985; M. Kossok, *Der aufgeklärte Absolutismus. Überlegungen zum historischen Ort und zur Typologie*, in: *ZfG* 33, 1985, H. 7, S. 623-642.
- 12 Vgl. W. Markov/ E. Werner, *Geschichte der Türken*, Berlin 1979.
- 13 Vgl. dazu jetzt die monumentale Studie von J. Osterhammel, *China und die Weltgesellschaft. Vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit*, München 1989, besonders S. 39ff.
- 14 Dies verfolgt weiter J. C. Boogman, *Die Suche nach der nationalen Identität: Die Niederlande 1812-1848*, Wiesbaden 1968.
- 15 *The career of the concept of nation in South East Asia*, paper auf der Second International Conference on Global History, Darmstadt 1992.

- 16 Vgl. O. Dann/ J. Dinwiddy (Hrsg.), *Nationalism in the Age of the French Revolution*, London 1988.
- 17 Jetzt dazu: M. Jeismann, *Das Vaterland der Feinde. Studien zum nationalen Feindbegriff und Selbstverständnis in Deutschland und Frankreich 1792-1918*, Stuttgart 1992.
- 18 Vgl. hierzu ausführlicher M. Kossok/ M. Middell, *L'internationalisation émanante du conflit issu de la Révolution française: la position des contre-révolutionnaires français, des conservateurs allemands et de la Sainte Alliance*, in: *Le cheminement de l'idée européenne dans les idéologies de la paix et de la guerre*, hrsg. von M. Gilli, Paris/ Besançon 1992, S. 195-202.
- 19 Exemplarisch für die umfangreiche Diskussion dieses Problemkreises die ältere Aufsatzsammlung *Mouvements nationaux d'indépendance et classes populaires aux XIXe et XXe siècles en Occident et en Orient*, 2 Bde., Paris 1971 und H. F. Illy, *Nation und Nationalismus in Afrika: Die Verlockungen eines Vorbildes und die Folgen seiner eindimensionalen Imitation*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, SH 8, 1982, S. 177-207.

Zur Untersuchung von Nation und Nationalstaat in Europa während der Periode des Übergangs zur Moderne

- Die Frage der Herausbildung der Nation in Europa ist besonders vielschichtig und kompliziert, denn sie fußt auf zwei Konzepten, die selbst zahlreiche Debatten hervorrufen: dem der Nation und dem der Transition zur modernen Gesellschaft. Es ist deshalb notwendig, diese Transitionsperiode genau zu bestimmen und einige methodische Überlegungen zur Charakterisierung von Gesellschaften voranzuschicken.

Wir haben eine enorme Menge unterschiedlicher Ereignisse zu erfassen. Während sich Länder wie Frankreich, Großbritannien oder Schweden bereits seit langer Zeit, seit dem 13. oder 16. Jh., als organisierte und unabhängige politische Einheiten und im wesentlichen in ihrer heutigen territorialen Ausdehnung konstituiert haben, bildeten sich im Gegensatz dazu Staaten wie Griechenland oder Deutschland in ihrer heutigen Form nicht vor dem 19. Jh. heraus. Ein Ziel der Untersuchung wird es deshalb sein, Unterschiede und Gemeinsamkeiten in Entwicklung und Funktionsweise von Gesellschaften herauszuarbeiten. Wir werden uns sowohl aus forschungspraktischen wie aus historischen Erwägungen auf Europa konzentrieren, denn es war Europa, das den anderen Kontinenten das politische Modell des Nationalstaates lieferte – ein Modell, das diese im Verlaufe des 19. und 20. Jh. weitgehend, wenn nicht vollständig übernahmen. Um die scheinbare Inkohärenz einer historischen Realität, die trotz dieser geographischen Eingrenzung noch immer sehr weiträumig ist, erklären zu können, kommt man nicht umhin, auf einige Grundbegriffe zurückzugreifen, die zahlreichen Historikern, die vergleichend über Großregionen oder lange Zeiträume arbeiten, geläufig sind.

Einige Grundbegriffe

Einen Aufriß der Forschungsprobleme mit scheinbar abstrakten Überlegungen zu beginnen, könnte durchaus den Eindruck erwecken, einen unnötigen Umweg zum Ziel einzuschlagen. Verzichtete man jedoch darauf, eingangs einen theoretischen Rahmen abzustecken, besteht die Gefahr, der Unverbindlichkeit und der Willkür einer oberflächlich vergleichenden Geschichts-

betrachtung zu verfallen, die Zusammenhänge und Ähnlichkeiten allein nach dem äußeren Schein feststellt und einige vermeintlich weltgeschichtliche, mehr oder weniger zeitlose Fakten aus dem globalen Zusammenhang isoliert, der ihnen erst ihre Bedeutung verleiht.

Der erste Begriff ist der der „Produktionsweise“, der in der Traditionslinie einer vielgestaltigen marxistischen Historiographie steht, sich aber auf einen gemeinsamen Originalkorpus bezieht. Er wird auch von einigen angelsächsischen Autoren verwendet, die sich nicht auf diese Orientierung berufen. Im Gegensatz zu einer langen, von ökonomistischem und dogmatischem Materialismus gekennzeichneten Tradition verwende ich den Begriff wie Pierre Vilar oder B. Hindess¹ in einem weiten Sinne, d.h. als ein kohärentes System gesellschaftlicher Organisation, das eine sehr große Gemeinschaft regelt. Es handelt sich dabei insofern um ein reales Abstraktum, als der Begriff eine intellektuelle Konstruktion darstellt, die in der Realität nicht unmittelbar wahrnehmbar ist, sondern die aus der analytischen Beobachtung des historischen Materials hervorgeht. Die „Produktionsweise“ ist ein organisches Ganzes, das aus verschiedenen, sich wechselseitig bedingenden Elementen besteht und in letzter Instanz – und nur in dieser – Funktionsweise und Entwicklung der betreffenden Gesellschaft erklärt. Sie umfaßt demnach zunächst den Stand der Produktivkräfte einschließlich der Bevölkerungsentwicklung, ebenso die Produktionsverhältnisse, die Familienstrukturen und die Hierarchie der sozialen Klassen, d.h. Rangordnung und Einteilung der Individuen nach ihrem Verhältnis zu den Produktionsmitteln und dem Prozeß des Austauschs. Man muß jene Faktoren hinzufügen, ohne die ein System nicht geregelt ist und sich nicht auf Dauer reproduzieren kann: die Staatsform, und zwar nicht in ihrer verfassungsmäßigen Verankerung, sondern in Bezug auf Ausdehnung und Wesen der Staatsmacht, die auf den Untertanen lastet; die herrschende Ideologie, mithin Glaubens- und Wertvorstellungen, die die Mehrheit der Bevölkerung dazu bringen, sich freiwillig in ein System ein- bzw. unterzuordnen, da keine Gesellschaft ohne einen minimalen Konsens, sei er auf Begeisterung oder Resignation gegründet, über Jahrhunderte lebensfähig ist.

Da es sich bei dem Konzept der „Produktionsweise“ in erster Linie um eine gedankliche Konstruktion handelt, benötigen wir einen anderen Begriff, um das empirisch zu erfassende historische Objekt zu kennzeichnen. Ich schlage – ohne Anspruch auf Originalität – vor, eher auf *Gesellschaftsformation* („formation sociale“) zurückzugreifen als auf *Wirtschafts- und Gesellschaftsformation* („formation économique et sociale“), wie man in den siebziger Jahren sagte, damit aber das Begriffsfeld einengte und die Ebene der Ideologie vernachlässigte. Die Gesellschaftsformation sei definiert als die

Gemeinschaft, in der sich die dominierende Produktionsweise realisiert.² Der Begriff provozierte eine lebhafte Diskussion und wurde von vielen als zu „verschwommen“ zurückgewiesen.³ Dennoch erscheint mir seine Verwendung heute als unerlässliches Element der Arbeit des Historikers, als Vermittlung zwischen der Beobachtung von Fakten und Ereignissen, die Individuen und mehr oder minder große Gruppen einbezieht, und der Erklärung von Produktionsweise(n), die aus der Sicht des Kollektiven die letztlich wichtigsten Ursachen für den unmittelbar greifbaren Fakt liefert. Umfassender als die Familie oder die ethnische Gemeinschaft, mit einem Territorium und Steuerungsorganen ausgestattet, ist sie das gedachte Konkretum in seiner Komplexität und unaufhörlichen Transformation. Jede Gesellschaft von größeren Ausmaßen, selbst wenn sie von einer bestimmten Produktionsweise dominiert wird, ist nicht starr und unbeweglich, sondern entwickelt sich in Abhängigkeit von inneren Widersprüchen dieser Produktionsweise und von äußeren Widersprüchen, die durch Kontakte mit anderen Gesellschaftsformationen wirksam werden. Die Gesellschaftsformation geht so im Verlaufe der Jahrhunderte und Jahrtausende von einer vorherrschenden Produktionsweise zu einer anderen über, aber sie trägt stets zur gleichen Zeit Reste vergangener Produktionsweisen und Elemente einer neuen in sich, die sich mit der und gegen die dominierende Produktionsweise konstituiert. Folglich besteht jede Gesellschaftsformation aus einer widerspruchsvollen Kombination verschiedener Produktionsweisen, in der jeweils eine über einen gewissen Zeitraum hinweg zur Vorherrschaft tendiert.

Gesellschaftsformation ist insofern ein logischer Begriff, als man damit das Wechselspiel der Produktionsweisen erfaßt, und ein historischer Begriff, da sie von besonderen geographischen und materiellen Bedingungen abhängt und sich in eine kontinuierliche Entwicklung einordnet. Man wird beispielsweise die Gesellschaftsformation, die das unabhängige Griechenland im 19. Jh. bildete, nicht verstehen können, wenn man so wichtige Tatsachen wie die Trockenheit seines Klimas oder die Tatsache, daß es in der Vergangenheit Heimstatt einer großartigen Zivilisation gewesen ist und nacheinander Bestandteil des Byzantinischen und des Osmanischen Reiches war, vernachlässigt.

Eingrenzung der Übergangsperiode

Den Endpunkt der hier vorgeschlagenen Untersuchung markiert jenes System, zu dem sich die Transition hinvollzieht, die kapitalistische Produktionsweise, die in Europa zwischen dem Ende des 18. und dem Ende des 19. Jh. ihren Siegeszug antrat. Mit Bezug auf das eben Gesagte ist eine rein ökonomische

Definition von Kapitalismus unzureichend. Ich konzentriere mich auf sechs entscheidende Merkmale. Zunächst das Übergewicht der maschinellen Industrie in der materiellen Aktivität, was die Benutzung der Werkzeugmaschine und von menschlicher und tierischer Kraft wie auch von den Naturkräften unabhängiger Energiere Ressourcen einschließt. Die Produktion ist wesentlich auf den Verkauf ausgerichtet. In den Produktionseinheiten überwiegt das fixe Kapital im Bestand des Gesamtkapitals. Ein weiteres, klassisches Kriterium: die Trennung von Kapital und produktiver Arbeit und die Aneignung des gesamten oder des größten Teils des Mehrwertes mittels ökonomischen Zwanges durch die Kapitalisten. Die Handelsbourgeoisie bestimmt dabei in bedeutendem Maße die politische Struktur und stützt sich auch auf eine laizistische Ideologie und den ökonomischen Liberalismus.

Der Beginn der Transition wird bestimmt durch die der kapitalistischen unmittelbar vorangehende Produktionsweise. Im größten Teil Europas handelt es sich dabei um den Feudalismus, für dessen Definition ich bereits an anderer Stelle sechs bestimmende Kriterien dargelegt habe. Ein erstes ist das Primat einer manuellen und halbextensiven landwirtschaftlichen Produktion mit langsamer technischer Entwicklung gegenüber der Entwicklung von Handel und gewerblicher Produktion. Die Produktion für den unmittelbaren Verbrauch überwiegt gegenüber der für den Verkauf, wobei letztere durchaus vorhanden ist. Eine juristisch definierte Minderheit der Bevölkerung, die Stände, eignen sich durch politischen Zwang die gesamte oder einen Teil der Mehrarbeit der Bauern, der Mehrheit der Bevölkerung, an. Die Lenkung der Gesellschaft, ausgeübt im Interesse der Minderheit, ist autoritär und stützt sich auf eine vornehmlich religiöse Ideologie und eine hierarchisierte Religionsausübung. Dennoch weisen die in Europa am Vorabend der Kapitalismusgenese existierenden sozialen Formationen auch bedeutende Unterschiede auf: Der Feudalismus ist hier zu unterschiedlichen Zeiten entstanden und auch nicht überall gleich stark ausgeprägt. In Westeuropa erfuhr er seit dem Ende des 15. Jh. eine Schwächung, die u.a. die mit den großen geographischen Entdeckungen zusammenfiel. Die Herausbildung ausgedehnter Kolonialreiche unter der Ägide der europäischen Großmächte und ihre Ausnutzung zum Vorteil der Mutterländer trug dazu bei, die Entwicklung des Handelskapitalismus zu beschleunigen, auch wenn er in den Gesellschaftsformationen noch zweitrangig blieb. Diese wiesen damals den ambivalenten Charakter „verschachtelter“ Produktionsweisen auf. Das am weitesten fortgeschrittene Land etwa, England, verfügte zu Beginn des 18. Jh. bereits über eine ökonomische Basis kapitalistischer Prägung. Die Einhegungen, der Transfer des Grundeigentums und das Spiel der Marktproduktion haben bereits einen Teil der Besitzbauern verdrängt. Die „Protoindustrialisierung“ ist stark ent-

wickelt, seit den neunziger Jahren des 17. Jh. entstehen die ersten Maschinenfabriken, und Kreditwesen wie internationaler Handel nehmen einen wachsenden Platz in den wirtschaftlichen Aktivitäten ein.

Die seit der „Glorious Revolution“ gewachsene Autorität des Unterhauses und die familiären Verbindungen zu den Großgrundbesitzern gestatten der Handelsbourgeoisie die Ausübung politischen Einflusses. Der Niedergang der anglikanischen Kirche und die Entwicklung des Puritanismus haben zum Teil der „Vertragsideologie“ Platz gemacht. Trotzdem bestanden wichtige Charakterzüge des Feudalismus weiter: die grundherrliche Gerichtsbarkeit auf dem Lande, die bedeutende politische und soziale Stellung der *lords*, der Ausschluß zahlreicher Vertreter der neuen Bourgeoisie vom Wahlrecht und damit von einer politischen Rolle. Auch Spuren der alten Produktionsweise überlebten: in Gestalt der stark hierarchisierten Dorfgemeinden und der Organisation der „Clans“ in Schottland und Nordengland.

Jenseits der Elbe und dem südwestlichen und nordöstlichen Zusammenfluß der Donau markierten das 14. und 15. Jh., teilweise vergleichbar mit Westeuropa, einen Bruch: Man konstatiert einen Niedergang der Landwirtschaft und einen Bevölkerungsrückgang, selbst wenn außer Böhmen und Westungarn zahlreiche dieser Regionen, im Unterschied zu Frankreich oder dem deutschen Rheinland seit dem 13. Jh., noch wenig bevölkert und erschlossen waren. Diese Situation begünstigte die lang anhaltende geographische Mobilität, die auf der Praxis des Wanderackerbaus und/oder einer extensiven Viehhaltung beruhte. Dagegen wurde die Bevölkerung in Westeuropa seit dem 9./10. Jh. weitgehend sesshaft, und seit dem 13. Jh. entstand ein stark bevölkerter Raum. Die noch wenig erforschte Krise des 14.-15. Jh. beruht vielleicht auf der späten Einführung eines grundherrschaftlichen Systems, das auf den Dorfgemeinden lastete, die zur gleichen Zeit den besonders verheerenden Invasionen der Mongolen, Tataren und Türken sowie der Pest ausgesetzt waren, die sich durch die Bevölkerungsverschiebungen und den Krieg verbreitete. Das ausgehende 15. und das 16. Jh. brachten mit der Entwicklung des städtischen Handels und einer gleichwohl von inneren Schwächen begleiteten Rekonsolidierung relativ starker politischer Mächte wie der Königreiche von Polen-Litauen, Böhmen, Ungarn und des Großfürstentums Moskau auch wichtige Neuerungen. Doch im Unterschied zur Entwicklung in Westeuropa entfaltete sich der Feudalismus hier vor allem durch die Ausbreitung und Verstärkung der Leibeigenschaft und die Beschränkung der königlichen Macht durch den Feudaladel, eine Entwicklung, die schließlich die Warenwirtschaft und das Wachstum der Städte bremste und aus Mangel an einheimischem Kapital den Außenhandel in ausländischen – deutschen, holländischen und englischen – Händen beließ.

Die dem Kapitalismus vorangehende dominierende Produktionsweise war jedoch nicht überall der Feudalismus. Aus diesem Blickwinkel erscheint heute die weit mehr auf Stalin als auf Marx und Engels zurückzuführende Theorie von der linearen und gewissermaßen zwangsläufigen Aufeinanderfolge der Produktionsweisen – von der Urgesellschaft zur Sklavereigesellschaft, dann zum Feudalismus und schließlich zum Kapitalismus – sehr vereinfacht. Die christlichen Mittelmeerländer kannten sehr frühzeitig, schon im 12. Jh., eine starke Entwicklung des Handelskapitalismus und reagierten darauf unterschiedlich, entsprechend den regionalen Bedingungen. Eine Westeuropa vergleichbare Entwicklung nahm das Königreich Kastilien innerhalb der spanischen Entwicklung im Verlaufe des 15. und 16. Jh. Die grundherrliche Basis unterlag einer partiellen Erosion, und eine Entwicklung hin zur Halbpacht setzte ein. Der königliche Machtapparat erstarkte, beeinflusst von einem Teil des grundherrlichen Adels und gestützt auf die kolonialen Eroberungen, die durch die Inflation in ihrem Gefolge die inneren Widersprüche verschärften. Im Gegensatz dazu war die Entwicklung im Königreich Neapel durch eine ausgeprägte wirtschaftliche und soziale Refeudalisierung, die allerdings nicht von der Leibeigenschaft begleitet war, und durch ein schwaches Königtum, das Züge der osteuropäischen Monarchien aufweist, gekennzeichnet. Das Ende des 15. Jh. markierte jedoch auch hier mit der Entstehung neuer Handelswege, der demographischen Expansion und mit der wachsenden Gefahr, die von den Türken und Berbervölkern ausging, einen Bruch.

Im vom 15. Jh. an von den Osmanen eroberten Südosteuropa bildete sich der Kapitalismus im erwähnten Sinne, d.h. der Industriekapitalismus, nicht vor dem ausgehenden 19. Jh. heraus. Die vorher dominierende Produktionsweise war wiederum nicht wesentlich vom Feudalismus bestimmt. Das System der Timare, der militärischen Lehen des 15. und 16. Jh., weist zwar Ähnlichkeiten zum Lehnssystem im Westeuropa des 10. bis 13. Jh. auf; es konstituierte Feudalität im juristischen Sinne, doch es handelte sich um einen Staatsfeudalismus, der nicht von der Entwicklung eines grundherrschaftlichen Systems begleitet war, das die Beziehungen zwischen Timarioten und Bauern regelte. In einer vielschichtigen Gesellschaft, die im Begriff war, sich zu einem System des individuellen Grundeigentums und des Feudalismus zu entwickeln, mit einem begrenzten Handelssektor, dessen Aktivitäten jedoch durch die geographische Lage an der Nahtstelle von Orient und Okzident stimuliert wurden, bildete sich keine vollständige asiatische Produktionsweise nach dem Muster des altorientalischen Babylonischen Reiches heraus, sondern ein auf Eroberung und Raub gegründetes Reich, das wegen der Kontrolle über Land und Handel und der Kriegführung stark zentralisiert und autoritär war. Hervorgegangen aus der Stammesaristokratie der Nomaden, entwickelte sich

die von der ursprünglichen Gemeinschaft losgelöste militärische Klasse zu einer Bürokratie, die sich mit dem zum Herr über den Boden und Lenker des Handels proklamierten Staat identifizierte. Die Staatsmacht wurde durch die Vergöttlichung des Sultans gefestigt und stützte sich auf die sunnitische Richtung des Islam als Staatsreligion. Diese sicherte die Einigung verschiedener herrschender Gruppen und gestattete eine erweiterte Rekrutierung der Staatsdiener aus der unterworfenen Bevölkerung. Sie wird durch ausgeprägte Toleranz gegenüber der unterworfenen Bevölkerung gemildert. Die Krise dieses Systems setzte mit dem Ende des 16. Jh. im Gefolge des raschen Bevölkerungswachstums seit 1450 ein, der Geldentwertung und Inflation, die durch einströmendes amerikanisches Edelmetall und das Eindringen von ausländischem Kapital hervorgerufen wurde. Der Wandel im Kräfteverhältnis mit den europäischen Gesellschaftsformationen spielte ebenfalls eine wichtige Rolle. Daraus resultierte die Tendenz zur Feudalisierung der Grundbesitzverhältnisse, während der Staat langsam schwächer wurde und Auflösungserscheinungen zeigte – zwei Krisenmerkmale, die sich bis zum 19. Jh. ständig zuspitzten.

Nachdem der geographische und chronologische Rahmen des Übergangs zur modernen Gesellschaft in Europa kurz skizziert worden ist, sollen nun zwei zentrale Problemkreise untersucht werden: Welche Triebkräfte und welche Bedingungen wirkten bei diesem Übergang? Damit stößt man auf die Frage der Wege des Übergangs von einer vorherrschenden Produktionsweise zu einer anderen. Doch zunächst beschäftigen wir uns mit einem anderen Problem, dem der möglichen Beziehungen zwischen Transition und Herausbildung der Nationen.

Nationsbegriff und Geschichte

Während die von Philosophen, Soziologen und Juristen angestellten Überlegungen und Definitionsversuche zur Nation in Frankreich durchaus zahlreich sind, ist der Beitrag der neueren Historiographie nach dem Aufschwung im 19. Jh. recht mager. Der Begriff wird oft verwendet, ohne ihn zu definieren, ja nicht einmal seinen Wirkungsbereich einzugrenzen. Einige Historiker der Antike sprechen von Nation, als würde es sich um eine bereits im Altertum bestehende Realität handeln, vor allem in Bezug auf Völker, die den Angriffen anderer, mächtigerer Völker hartnäckig widerstanden. So schreibt z. B. A. Grenier, daß die Kelten in Gallien bereits fünfhundert Jahre vor der römischen Eroberung eine wirkliche Nation herausgebildet hätten (Les Gaulois, 1935). Andererseits trägt ein Band der Reihe „Peuples et Civilisations“ den Titel „Das

Erwachen der Nationalitäten 1815-1848“, als ob sich das Problem der Nation im wesentlichen für das 19. Jh. stellen würde. Es handelt sich in diesem Band um solche Länder, die noch nicht über einen unabhängigen oder geeinten Staat verfügten, um Deutschland, Italien, Rumänien, Belgien und andere. Hingegen findet man in Arbeiten, wo man ihn erwarten dürfte, wie im „Dictionnaire des sciences historiques“ (hrsg. von André Burguière, Paris 1986), keinen Bezug auf den Nationsbegriff. Er fehlt ebenfalls in der Arbeit von Jacques Solé „La Révolution en questions“ (Paris 1988), die sich doch vor allem als eine in pädagogischer Absicht verfaßte Synthese der Mechanismen und Wirkungen der Französischen Revolution versteht. Eine 1971 begonnene statistische Untersuchung des Wortschatzes der periodischen Presse im Frankreich des 17. und 18. Jh. räumt dem Terminus Nation keinen Platz ein, obgleich 456 Wörter verzeichnet wurden.

Dennoch geben einige jüngere Arbeiten nützliche Hinweise, selbst wenn sie keine historisch begründete Theorie der Nation formulieren. So stellt Jean-René Suratteau (*L'idée nationale de la Révolution à nos jours*, Paris 1972) für das 19. Jh. eine umfang- und hilfreiche Liste mit „konstituierenden Elementen“ für das Prinzip der Nationalitäten auf, die das Rechtswesen, das Territorium und seine Grenzen, die Lebensformen, die Gestaltung des natürlichen Milieus, die Wohnverhältnisse, Sprache, Religion und weitere Elemente einschließt. Fernand Braudel verwendet im dritten Band seiner „Civilisation matérielle, économie et capitalisme, XV^e – XVIII^e siècles“ (3 Bde., Paris 1979) die Begriffe Nationalstaat und nationaler Markt. Schließlich haben Roger Martelli und Jean-Yves Guimar Gesamtdarstellungen vorgelegt, auf die ich mich hier teilweise stütze.⁴

Erst unlängst richteten weitere Arbeiten ihren Blick auf verschiedene Eigenheiten des französischen Beispiels, ohne dabei eine allgemeine Theorie der Herausbildung der Nation definieren zu wollen, doch einige der dort vorgebrachten Auffassungen sind über Frankreich hinaus von Bedeutung. Im ersten Band von „L'identité de la France“ (Paris 1986) schreibt Fernand Braudel, daß Nation vor allem ein Bild darstelle, das von jenen gestaltet wurde, die sich darauf berufen, und daß Symbole dabei eine entscheidende Rolle spielen. Pierre Nora, unter dessen Leitung ein reiches Inventar der Grundlagen der französischen Identität zusammengestellt wurde (*Les lieux de mémoire*, 3 Bde., Bd. 2: *La nation*, Paris 1986), betont das historische Gedächtnis und die Vorstellung, eine reine Form, die sich in unaufhaltsamer Entwicklung befinde und das Wesen von Nation ausmache. Xavier de Planhol präsentiert eine „Géographie historique de la France“ (Paris 1988), die naturgemäß wesentlich das französische Territorium behandelt, doch die Anlage der Arbeit zeigt die Vielschichtigkeit und den widerspruchsvollen Charakter der

Herausbildung der Nation im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte, indem die Elemente innerer Differenziertheit (Land, Provinz, Region) nicht nur natürlich, sondern auch politisch und kulturell bestimmt und den Faktoren der Einheit (der Staat und seine Geschichte, die Sprache und intellektuelle Ausstrahlung, die Hauptstadt, politische und administrative Zentralisierung) gegenübergestellt werden. Im Vorwort der neuen „Histoire de France“ (3 Bde., Paris 1989/90), die sich als Struktur- und nicht als Ereignisgeschichte versteht, heben André Burguière und Jacques Revel die nationalen „Einzigartigkeiten“ – die mehr sind als Ausnahmen oder Sonderfälle – und die nationale „Persönlichkeit“ hervor, die sie anhand von vier Begriffen aufdecken wollen. Zunächst das Territorium, das sie im gleichen Sinne wie Xavier de Planhol verstehen, nämlich nicht als bloßen natürlichen Faktor, sondern als Produkt des Agierens seiner Bewohner in Vergangenheit und Gegenwart. Dem Territorium folgt der Staat an sich und besonders als Funktionsmechanismus, der ein soziales und ideologisches Netzwerk entstehen läßt; anschließend der Konflikt mit Blick auf seine verschiedenen (ökonomischen, religiösen, kulturellen) Motive und die Mechanismen seiner Abläufe weit mehr, als auf die Einzelheit der Schlachten, die er provoziert. Schließlich die geistige und ästhetische Kultur in ihren Meisterwerken wie ihren Gelegenheitsprodukten und anhand der Modelle sozialen Verhaltens, welche sie verbreiten. Roland Derathé und Jacques Godechot untersuchen, im wesentlichen auf das 18. Jh. begrenzt, den Wortschatz zur Bestimmung von Nation und seine Anwendung.⁵ Es sei hinzugefügt, daß die Zunahme der Darstellungen zur französischen Nationalgeschichte und allgemeiner Überlegungen über dieses Thema, die im letzten Jahrzehnt von renommierten Historikern wie Georges Duby, Jean Favier, Pierre Goubert, Pierre Chaunu, François Lebrun verfaßt oder herausgegeben wurden, auf ihre Weise sowohl die Notwendigkeit von Forschungen zum Phänomen Nation als auch die Existenz einer Krisensituation bestätigen, die sich keineswegs auf die von den spektakulären nationalistischen Konflikten der jüngsten Zeit betroffenen Länder Osteuropas beschränkt.

Ohne Zweifel beruht das Zögern der Geschichtsschreibung zum Teil auf tatsächlichen Schwierigkeiten in der Fragestellung. Die Nation, gewiß eine historische Kategorie, erweist sich als verschwommen und flüchtig, wie Henri Lefebvre anmerkte,⁶ da man weder genau weiß, welche Elemente sie konstituieren noch wann sie wirklich zu existieren begann. Die Historiker der französischen Geschichte schlagen zu diesem Problem verschiedene Daten vor, die jeweils durch bedeutende Schlüssel- und Gründungsereignisse geprägt sind: Bouvines 1214; die Hinrichtung Jeanne d'Arcs 1431; die Gefangenschaft Franz I. in Spanien 1525/26; die Gefahr der spanischen Invasion 1636; die

große Krise des Jahres 1709 während des Spanischen Erbfolgekrieges oder die Revolution von 1789. Immer stößt man auf die Dialektik von Allgemeinem und Besonderem. Tatsächlich ist es nicht mehr ausreichend, von Komponenten *der* Nation zu sprechen, wie Martelli bemerkt, weil ein solches Herangehen es nicht ermöglicht, die Unterschiede zwischen den Nationen zu fixieren. Jede Nation ist nach ihrer Bestimmung original im Verhältnis zu anderen. Es wäre folglich besser, jene Faktoren zu betrachten, die die Herausbildung von Nationen begünstigen.

Eine andere wichtige Frage ist die nach dem Zeitpunkt, zu dem eine Nation vollständig herausgebildet ist. In Frankreich, einer der ältesten Nationen, vollzog sich die massenhafte Integration der Landbevölkerung erst unter der Dritten Republik mit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts, der obligatorischen Grundschule, der allgemeinen Wehrpflicht, die Männer unterschiedlicher sozialer Herkunft zusammenführte, mit dem Bau der Eisenbahnlinien in den Departements und der „routes secondaires“, zugleich mit Industrialisierung und Urbanisierung, die den Austausch und die Bevölkerungswanderungen vervielfachten und den vormals schwierigen Zugang zu den Dörfern öffneten. Andererseits wiesen fest etablierte politische Einheiten oftmals interregionale ethnische Differenzen auf, die heute besser bekannt sind: So stand Wales zum Beispiel im Gegensatz zu den „home counties“ der Londoner Region. Überdies schuf nicht jede größere organisierte Gesellschaft notwendigerweise einen eigenen Staat: Das Herzogtum Bretagne hat im Verlaufe der neueren und neuesten Geschichte keine dauerhafte politische Einheit hervorgebracht. Und nicht jeder aufsteigende Staat der Neuzeit, wie Dänemark-Norwegen im 16. und zu Beginn des 17. Jh., hat eine einheitliche Nation geschaffen.⁷

Die Nation ist umso schwieriger zu bestimmen, da es sich, einer Formulierung von Etienne Balibar folgend⁸, um ein imaginäres Gebilde, eine Bewußtseinskonstruktion handelt, die sich über den Volksbegriff in die Realität einpaßt. Das Volk bilde eine zumeist interethnische, doch verhältnismäßig geschlossene Einheit und verfügt über eine spezifische Ideologie, die ihm seine Identität verleiht. Könnte man nicht der ebenso präzisen wie weitgefaßten Formulierung Guimars folgen und sagen, daß die Nation eine Synthese aus Geschichte und Verstand, demzufolge eine von beiden Begriffen verschiedene Realität darstellt, daß sie also aus erlebten Zwängen und idealisierten materiellen und mentalen Gewohnheiten gebildet wird, die rational sublimiert werden, doch nicht zwangsläufig selbst rational sind?

In der Geschichte hat sich die nationale Doktrin in zwei unterschiedlichen Konzeptionen herausgebildet, die in einer Zeit entstanden, die von einigen Autoren wie Immanuel Wallerstein⁹ als Kapitalismus bezeichnet wird, was

jedoch den frühen Handelskapitalismus meint. Die Idee der Nation erscheint in Frankreich seit dem 13. Jh.¹⁰, aber erst im 16. Jh. wird ihr eine klare Formulierung zuteil. Zunächst mit Du Bellay, der als einer der ersten den Begriff „Vaterland“ (*patrie*) verwendete und die Sprache zum ersten Element nationaler Originalität erhob (*Deffense et illustration de la langue françoise*, 1549), und mit Ronsard, der in einem Epos den mittelalterlichen Mythos von der trojanischen Abstammung der Franken verherrlichte und das Königreich damit aus seiner kulturellen Abhängigkeit gegenüber Rom befreite (*La Franciade*, 1572). Es war jedoch vor allem E. Pasquier, der mit der Tradition brach, die Nationalgeschichte auf Schlachten, auf die Taten von Fürsten und auf religiöse Streitigkeiten zu reduzieren, indem er die künstlerische und geistige Kultur einbezog. Mit diesem Herangehen begann sich das Feld der Nation zu erweitern (*Recherches de la France*, 1563).¹¹ Um zu einer deutlichen Unterscheidung von nationaler Gemeinschaft und königlicher Dynastie zu gelangen, mußte man indes das Ende des 17. Jh. abwarten, mit dem Umkreis des Herzogs von Burgund und mit Fénelon (*Tables de Chaulnes*, 1711), der die Einrichtung von periodisch einzuberufenden Generalständen neben dem König vorschlug, die den Gesellschaftskörper repräsentieren würden, obgleich diese Versammlung nach seiner Auffassung noch vom Adel dominiert sein sollte. Es war anschließend Rousseau, der, inspiriert vom Naturrecht eines Grotius und Locke und gegründet auf den doppelten Vertrag zwischen Individuum und Gesellschaft, zwischen Regierenden und Regierten, die Begriffe Nationalstaat und Vaterland zusammenführte und den Allgemeinwillen über die Einzelwillen stellte. Sieyes (*Qu'est-ce que le Tiers Etat?*, 1789) stellte den Zusammenhang zwischen Nation und Ausübung der politischen Rechte her, und die Revolution setzte das Selbstbestimmungsrecht der Völker schon 1790 mit der Affäre um die elsässischen Fürsten in die Tat um. Damit machte die französische Konzeption aus der Nation einen bewußten Willensakt ihrer Angehörigen und universalisierte die Forderung, daß zu einem jeden Volk ein Staat seiner Wahl gehören müsse.

In Deutschland bildete sich seit der zweiten Hälfte des 18. Jh. eine andere, weit weniger politisch als kulturell fundierte Theorie heraus. Während Leibniz bestimmte Grundlagen dieser deutschen Sicht der Nation geschaffen hatte, waren es Herder und Fichte, die sie deutlich herausarbeiteten. Im Unterschied zu den Franzosen des 18. Jh., für die die Nation nur existierte, wenn man deren Idee formulierte, geht hier die Nation ihrer begrifflichen Bestimmung voraus. Herder, der – freilich nicht vorbehaltlos – die Klimatheorie wieder aufnahm, sah in der jedem Volk eigenen Originalität vor allem eine kulturelle Tatsache, die in der Volksliteratur ihre Niederschlag fand und sich zunächst auf die Geschichte stützte (Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit,

1784ff.). Fichte wollte in seinen „Patriotischen Dialogen“ (1806/07) den aus der Tradition der Aufklärung kommenden Kosmopolitismus und den Patriotismus zwar nicht gegeneinanderstellen, betonte jedoch den besonderen Charakter Deutschlands, und in seinen „Reden an die deutsche Nation“ stellte er die Nation als eine innere „Kollektivpersönlichkeit“ dar, die jedes Mitglied dieser Gemeinschaft in sich trägt.

Als jedoch die Französische Revolution im Jahre 1792 – zur Rechtfertigung ihrer territorialen Eroberungen – die Theorie der natürlichen Grenzen übernahm, erkannte sie damit selbst das von den deutschen Ideologen formulierte Prinzip der Nationalitäten an. Dieses war dazu bestimmt, die Lücke zu füllen, die der fiktive Charakter der Verträge auf der Basis von Naturrecht und nationaler Souveränität hinterlassen hatte. Einmal formuliert und dank der politischen Ausstrahlung der Ereignisse des Jahres 1789 und insbesondere der Menschenrechtserklärung verbreitet, hat die Theorie der Nation die Bewegungen der Völker ohne eigenen Staat beschleunigt. In Südosteuropa fanden beispielsweise die verspätete Verbreitung der Aufklärung, die sich in der Anregung juristischer Reformen und neuer Gesetze der rumänischen Fürstentümer am Ende des 18. Jh./Anfang des 19. Jh. manifestierte, die Verbreitung der Revolutionsideen und die nationale Bewegung unter T. Vladimirescu, die 1820 ausbrach, zeitgleich statt.¹²

Die theoretischen Ausarbeitungen spiegeln zum Teil die langsamen Wandlungen in den materiellen Strukturen und in der allgemeinen Ideologie wider. Das bedeutet in der Realität, daß die Herausbildung der Nation lange vor der Herrschaft des Kapitalismus begann. Aber die Entwicklung eines Nationalbewußtseins verläuft umso langsamer, je stärker sich ihr zahlreiche Wesensmerkmale der früheren Kultur entgegenstellten: die Langsamkeit des Reiseverkehrs innerhalb ein und desselben Landes, die Vielfalt der gesprochenen Sprachen und Dialekte, die Verschiedenheit der Bräuche und Institutionen zwischen den einzelnen Provinzen, die Verwurzelung lokaler Autonomien, die trotz der autoritären Herrschaft der Zentralregierungen beibehalten wurden, besonders in den Städten die lange fortbestehende Vorrangstellung persönlicher Treuebeziehungen gegenüber den Beziehungen zu einer abstrakten Einheit wie Staat oder Nation, und schließlich die Fragmentierung der Gesellschaft in Clans und Stämme in den Mittelmeerregionen und in Ost- und Südosteuropa.¹³ Hingegen spielten die in der Neuzeit so häufigen Kriege eine wichtige Rolle zur Beförderung eines Nationalgefühls, paradoxerweise auch die Besetzung fremder Länder oder das Eindringen ausländischer Mächte. In den alten Staatssystemen war die Nation ein Mittel, um die Feindschaft zwischen verschiedenen Mächten auszudrücken, um ihre hegemoniale Position zu bewahren oder eine solche zu erringen und dafür die Bevölkerung zu

mobilisieren. Für Völker ohne eigenen Staat hat der Kampf gegen die Fremdherrschaft sehr stark zur Herausbildung des Nationalbewußtseins beigetragen, so in Italien im 19. Jh. im Kampf gegen die Franzosen und danach vor allem gegen die Österreicher. Doch die Herausbildung von Nationalstaaten war nicht die einzige Staatsform in der Phase des Übergangs zur modernen Gesellschaft: In dieser Periode haben sich auch unabhängige Städtebünde herausgebildet, deren Ursprünge freilich bereits im Mittelalter lagen, wie die Hanse, oder Großreiche wie das der Habsburger vom 16. bis zum 19. Jh., das keine Nation hervorgebracht hat und in Folge mangelnden Rückhalts in der Bevölkerung auseinanderbrach. Darüber hinaus gibt es zahlreiche Nationalitäten, die eine Konstituierungsphase durchliefen, jedoch keinen dauerhaften unabhängigen Nationalstaat errichten konnten, wie Pierre Vilar in seiner Modellstudie über Katalonien nachweist.¹⁴

Themen der Forschung

Aufgrund all dieser Überlegungen und auf der Basis allgemeiner Arbeiten und Fallstudien über verschiedene Nationen – die systematisch zu erfassen und weiterzuverfolgen sind –, können einige Grundbausteine zur Analyse der Faktoren und Prozesse der Nationwerdung in den Gesellschaftsordnungen Europas zwischen dem ausgehenden 15. und dem ausgehenden 19. Jh. zur Diskussion gestellt werden. Dabei soll stets versucht werden, den Charakter dieser Gesellschaftsformationen mit den Elementen der Nation in Zusammenhang zu setzen. Natürlich handelt es sich hier nur um erste Überlegungen.

1. Nationalität im juristischen Verständnis und das Verhältnis zum Ausland

- Staatsangehörigkeit, Wohnsitz, Territorium; Problem der Inklusion, Einbürgerungsrecht, Problem der Grenze und des Landes, dynastische Treue und Patriotismus. Im Zusammenhang mit diesen Stichworten ist nach der Rolle des monarchischen Absolutismus zu fragen. Im 18. Jh. findet man noch eine Reihe von Beispielen, in denen Feldherren und sogar einige Finanzleute unterschiedslos vom Dienst bei einem Fürsten in den Dienst des nächsten wechselten, was im 16. und 17. Jh. häufig der Fall war. Andererseits trug die königliche Bürokratie zur Präzisierung des Untertanenbegriffs bei.
- Die Beziehungen zum Ausland. Jede Nation ist zugleich Inklusion und Exklusion, sie entwickelt sich in Abgrenzung zu anderen außerhalb von ihr, wie es die deutsch-französischen Beziehungen seit der zweiten Hälfte des 18.

Jh. zeigen, die für die Herausbildung der deutschen Nation überaus wichtig waren. Die Herausbildung eines nationalen Selbstverständnisses beginnt auf niedrigster Stufe mit der nicht zu unterschätzenden Xenophobie, die sich zum Beispiel in England unter Elisabeth I. und Karl I. gegen die Spanier richtete.¹⁵ Auf einem entwickelteren Niveau stehen das Bewußtsein der Verschiedenheit und das Recht auf Unabhängigkeit.

2. Pränationale und nationale Kultur

– Sprache, Literatur und nationale Ideologie oder „literarisches Bewußtsein der Nationalität“: der erste konstitutive Akt der meisten Nationen bestand in der Herausbildung einer eigenen Sprache, sei es im Gegensatz zu einer toten Sprache, sei es in der Auswahl eines der im Volk gesprochenen Dialekte, oder schließlich durch Anpassung der damaligen Sprache an die neuen Erfordernisse. In Mitteleuropa und in Skandinavien markierte im 16. Jh. die Übersetzung der Bibel in die jeweilige Landessprache unter dem Einfluß der hussitischen Ideen und des Protestantismus eine entscheidende Etappe auf diesem Weg. Bemerkenswert sind in dieser Hinsicht die Wandlungen der tschechischen Sprache, die sich nach einem ersten Aufblühen im 16. Jh. im 17. Jh. zugunsten des Deutschen zurückbildete und am Ende des 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jh. wiedergeboren und weiterentwickelt wurde.

Es ist ebenfalls notwendig, die Darstellung der Nation durch ihre Mitglieder im gesellschaftlichen Alltag, in der Volksliteratur oder in der für das Volk bestimmten Literatur, in den Erklärungen der Regierungen, in den Predigten der offiziellen Kirche, in Darstellungen von Gelehrten, Wörterbüchern, der Literatur der Gebildeten und der Presse zu untersuchen. So tritt während der Regierungszeit Karls IX. und Gustav Adolfs in den Psalmen die Idee von einer Mission der Schweden auf, eines wie die Hebräer des Alten Testaments auserwählten Volkes, dessen Auftrag es sei, im Kampf gegen die polnischen Papisten und die Katholiken im Reich und gegen die orthodoxen Russen dem wahren Glauben zum Sieg zu verhelfen.¹⁶ In Rußland beginnen unter der Herrschaft Katharinas II. einige Schriftsteller, die Bauernschaft aufzuwerten: dies ist der Beginn eines Populismus, der im 19. Jh. die Strömung der Slawophilen speiste und zur Herausbildung eines nationalen Bewußtseins beitrug.¹⁷

Es wäre zu fragen, in welchem Maße das Bildungswesen, vor allem die Schulbücher, solche Themen aufgreifen.

– Historisches Bewußtsein und Nationalität: Findet nicht in den Helden-dichtungen, in historischen und geographischen Werken, im religiösen Schrifttum, im Volkslied und schließlich in den Lehrbüchern die Herausbildung eines nationalen Habitus und die Formulierung von Gründungs-

mythen statt? Für die ältesten Staaten muß man zumeist ins Mittelalter zurückgehen: im Falle Frankreichs weiß man um die Bedeutung der Chroniken der Abtei St. Denis, die unter Ludwig dem Heiligen begonnen wurden. Oft recht phantasiereiche Genealogien bemühen sich, die weit zurückliegenden ruhmreichen Ursprünge zu finden, die ein Volk begeistern. In Schweden ist es die Anknüpfung an die Goten, eine Nation, die als erste unmittelbar nach der Sintflut entstanden und zunächst in der Nähe von Upsala beheimatet gewesen sein soll, die gar das Römische Reich erobert und ihm Tugend und geistige Kultur gebracht haben soll. Johannes Magnus systematisierte im Jahre 1554 diese Gedanken, die dann bis zur Rechtfertigung der schwedischen Kriege und Eroberungen bis zu Karl XII. reichten. Dieses „historische Bewußtsein“ bestand oft parallel zum literarischen Bewußtsein der Nationalität; haben nicht beide Formen zur Stiftung einer nationalen Identität beigetragen?

– Der Einfluß der universalen ideologischen Strömungen: Der Humanismus gab philologischen und historischen Studien starken Auftrieb; trug er damit nicht zur Herausbildung der Identität eines jeden Volkes bei? Die Philosophie der Aufklärung und die Französische Revolution gingen indes darüber hinaus. Wie lassen sich ihr Kosmopolitismus und das Erwachen der Nationen in Einklang bringen? In welchem Maße trugen Naturrecht und Volkssouveränität dazu bei, die unabhängigen Nationen durch Selbstverherrlichung nach dem Bilde Frankreichs zu konsolidieren? Inwiefern unterstützten sie die unterworfenen Völker, von Irland bis zu Serbien und Griechenland, in ihren Forderungen nach Gleichbehandlung oder Unabhängigkeit? Zu dieser Frage der Verschränkung von Menschen- und Völkerrecht dürfte schon die Auswertung der überaus zahlreichen Arbeiten, die in Frankreich und im Ausland anläßlich des 200. Jahrestages der Französischen Revolution erschienen, von großem Nutzen sein.

3. Wirtschaft und Politik

– Der Einfluß der großen wirtschaftlichen und demographischen Wandlungsprozesse: Welche Rolle spielte die Entwicklung der Warenwirtschaft und das Eindringen des Welthandels? Hat zum Beispiel Frankreichs Lage zu den großen europäischen und überseeischen Handelsachsen das Land während der großen Wachstumswelle des Handels im 16. Jh. nicht begünstigt? Haben dagegen der Zugriff des ausländischen Handelskapitals und die Schwäche der Währung nicht zur Auflösung oder Verzögerung der polnischen Einigung im 17. Jh. beigetragen? Auch der demographische Faktor, die langfristigen Veränderungen der Bevölkerungszahl und folglich der Bevölkerungsdichte und Urbanisierung, ist zu berücksichtigen, weil er auf die Handelsbeziehungen und die Wirtschaftskraft zurückwirkt.

– Gewicht des Staates und der ideologischen Organisationen: Fiskus, Verwaltung, Armee, Kirche, Akademien und gelehrte Gesellschaften. Spielte die absolutistische Monarchie nicht eine zwiespältige Rolle? Auf der einen Seite bringt sie die administrative und monetäre Einheit, bis zu einem gewissen Maße eine Zollunion und selbst den Protektionismus hervor und geht bis zur Anwendung einer merkantilistischen ökonomischen Entwicklungspolitik. Sie schafft ein System von Akademien, die die Produkte des Landes lobpreisen. Auf der anderen Seite trägt sie durch ihren sozialen wie institutionellen Konservatismus dazu bei, zahlreiche Hindernisse auf dem Weg zu einer einheitlichen Nation aufrechtzuerhalten. Bei den unterdrückten Völkern des Habsburger Reiches versuchte die Germanisierungspolitik und die Unterstützung der katholischen Gegenreformation die Spannungen und Partikularismen zu beseitigen, rief jedoch zugleich das Auflodern einer Gegenbewegung hervor, die sich der forcierten Vereinigung widersetzte und Eigenständigkeit und Freiheit der beherrschten Bevölkerungsgruppe pries.

– Die Herausbildung nationaler Bewegungen: Welche Organisationsformen, welche Ideale und Kampffaktionen wählten sie, um sich durchzusetzen? Die Absichten und Methoden der nationalen Bewegungen verändern sich mit den einzelnen Epochen. Die Notabeln und kirchlichen Würdenträger des Balkans, die Ende des 16./Anfang des 17. Jh. um die Unterstützung des Kaisers und des spanischen Königs zu verhandeln suchten, hatten nur ihre Befreiung vom türkischen Joch im Blick und waren weit davon entfernt, an die Herausbildung eigener unabhängiger Staaten zu denken. Diese Idee entstand – noch sehr verschwommen – nicht vor dem Ende des 18. Jh. Je nach den zeitlichen Umständen variierte auch die soziale Zusammensetzung der Bewegungen; häufig war die Unterstützung durch die Bauernschaft von entscheidender Bedeutung, wie der Aufbruch Frankreichs nach dem Bekanntwerden der Flucht Ludwigs XVI. nach Varennes beweist. Politischer Kampf und Verhandlungen oder die Entscheidung für die bewaffnete Erhebung bieten sich abwechselnd an. Irland zum Beispiel geht zwischen 1780 und 1798 von der Integration zur relativen Autonomie und schließlich zur Rebellion über. Unsere Untersuchung richtet sich am Ende auf eine Typologie der verschiedenen Entwicklungsstufen und Formen der Nationen, die während der hier behandelten mehrhundertjährigen Periode existierten, auf eine Bilanz der Faktoren der Beschleunigung wie der Verlangsamung des Phänomens sowie möglicherweise auf die Erkenntnis von Etappen im Entstehungsprozeß der Nationen.

(Aus dem Französischen von Steffen Sammler
und Katharina Middell)

- 1 P. Vilar, Une histoire en construction. Approche marxiste et problématique conjoncturelle, Paris 1982; B. Hindess/P. Q. Hirst, Precapitalist modes of production, London 1975.
- 2 E. Balibar, Sur la dialectique historique, in: La Pensée n° 170 (1973). Balibar erklärt von den Autoren, die ihn verwenden, den Begriff am eindeutigsten, ohne allerdings die hier vorgestellte Definition zu geben.
- 3 Vgl. die alte, aber immer noch anregende Diskussion über die Begriffe Produktionsweise und Gesellschaftsformation bei: C. Parain, Comment caractériser un mode de production?, in: La Pensée n° 132 (1967); ders., Forces productives, rapports sociaux et réalités ethniques, in: ebenda, n° 227 (1979). Thematisches Heft über den Begriff der Wirtschafts- und Gesellschaftsformation: ebenda, n° 159 (1971); M. Aymard, L'Europe moderne, féodalité ou féodalités?, in: Annales. E.S.C. 1981, H. 3; ders., Auto-consommation et marchés: Chayanov, Labrousse et Le Roy Ladurie, in: ebenda, 1983, H. 6; E. Balibar/G. Bois/M. Godelier/P. Vilar, Débat sur les concepts de mode de production et de formation sociale. Compte-rendu des séances de la Société d'Etudes du Féodalisme, Paris 1979; G. Labica, Marxisme et spécificité: à propos de la transition, in: La Pensée n° 177 (1974); M. Grenon/R. Robin/A. Soboul, Pour une problématique de la transition, in: ebenda, n° 187 (1976). Thematisches Heft zur transition: ebenda, n° 196 (1977); Sur le mode de production asiatique, Paris 1969; Sur le féodalisme, Paris 1971; Sur les sociétés précapitalistes, Paris 1970; G. Lemarchand, Les études agraires, le féodalisme et la Révolution: un itinéraire historiographique, in: La Révolution française et le monde rural, Paris 1989.
- 4 R. Martelli, Comprendre la nation, Paris 1979; J.-Y. Guiomar, L'Ideologie nationale. Nation, représentation, propriété, Paris 1974; ders., La nation entre l'histoire et la raison, Paris 1990. Für weitere Literaturverweise vgl. G. Lemarchand, Le fait national avant le capitalisme. Propositions pour une étude comparée en Europe, in: Cahiers d'histoire de l'Institut de Recherches Marxistes, n° 7 (1981); Rundtischgespräch: La formation de la nation en France et en Europe. G. Lemarchand, C. Mainfroy, R. Martelli, G. Willard, M. Zilberberg, in: ebenda, n° 12 (1983).
- 5 R. Derathé, Patriotisme et nationalisme au XVIIIe siècle, in: M. Albertini u.a., L'Idée de nation, Paris 1969; J. Godechot, Nation, patrie, nationalisme en France au XVIIIe siècle, in: Regards sur l'époque révolutionnaire, Toulouse 1980.
- 6 Vgl. H. Lefebvre, Le nationalisme contre la nation, Paris 1937; Neuauflage Paris 1988.
- 7 Vgl. P. Vilar, Réflexions sur les fondements des structures nationales, in: La Pensée, janvier-février 1981.
- 8 Vgl. E. Balibar/I. Wallerstein, Race, nation, classe. Les identités ambiguës, Paris 1988. (deutsch: Rasse, Klasse, Nation: ambivalente Identitäten, Hamburg/Berlin 1990)
- 9 Vgl. den Beitrag von I. Wallerstein in: ebenda.
- 10 B. Guenée, Etat et nation au Moyen-Age, in: Revue Historique, 1 (1967); C. Beaune, Naissance de la nation France, Paris 1985.
- 11 Vgl. A. Dupront, Du sentiment national, in: La France et les Français, hrsg. von C. Samaran, Paris 1972.
- 12 V. L. Georgescu, La philosophie des Lumières et la formation de la conscience nationale dans le Sud-Est de l'Europe, Bukarest 1970; La Révolution française et les Roumains, hrsg. von A. Zub, Jassy 1989.
- 13 Vgl. V.-L. Tapie, Comment les Français du XVIIIe siècle voyaient la patrie, in: XVIIIe siècle, 1955; A. Casanova/A. Rovere, Peuple corse, révolutions et nation française, Paris 1971. Die Arbeit erklärt das Fehlen einer nationalen Stoßrichtung des antifranzösischen Widerstandes der Korsen im 18. Jh. mit der inneren Zersplitterung in Clans, die auf den Prinzipien der Ehre der Frauen und der Blutrache basierten.
- 14 Vgl. P. Vilar, La Catalogne dans l'Espagne moderne. Recherches sur les fondements économiques et structures nationales, 3 Bde., Paris 1962.
- 15 J. Guy, Tudor England, Oxford 1988; R. Lockyer, The early Stuarts, London 1989.
- 16 M. Roberts, The swedish imperial experience 1560-1718, Cambridge 1979.
- 17 Vgl. H. Roggier, National consciousness in the 18th century Russia, Cambridge (Mass.) 1960.

Die katalanische Revolution von 1640 und das Konzept der Nation im modernen Europa

Vorbemerkung

Die jüngeren Aufenthalte Manfred Kossoks in Katalonien waren für ihn, wie er mir gestand, eine „Entdeckung“ sowohl hinsichtlich der Vitalität der katalanischen Historiographie, von der er mit Bedauern sagte, daß sie eine zu geringe Ausstrahlung nach außen aufweise, als auch hinsichtlich der Eigenart jener Gesellschaft. Dazu hatten auch seine akademische Aktivitäten beigetragen (als Gastprofessor an der Autonomen Universität Barcelona und als Redner auf dem I. Internationalen Kongreß für Lokale Geschichte Kataloniens), aber in ganz besonderer Weise seine Lebendigkeit und Weisheit, die – zusammen mit denen seiner Frau – beiden einen besonderen Genuß verschafften bei ihren Spaziergängen durch Barcelona, beim Eintauchen in die volkstümlichen Kundgebungen des 11. September (dem Nationalfeiertag Kataloniens) oder bei den Kontakten mit der Landschaft und den Leuten aus dem Inneren Kataloniens, während der kurzen Rundfahrten, auf denen ich sie begleiten konnte... Wahrscheinlich hat ihn das alles – ebenso wie die Gespräche, die wir zur europäischen Problematik, zu nationalen Fragen und zum Vermächtnis der modernen Revolutionen hatten – zu denken bewogen, daß es sich lohne, mir einen kurzen Artikel anzutragen, in dem aus dieser Perspektive von den grundlegenden Forschungen ausgehend, die in der letzten Zeit zu diesem Thema unternommen worden sind, die katalanische Revolution von 1640 überprüft würde.

Leider kreuzte sich der Brief, mit dem ich ihm mein Manuskript sandte, mit der unerwarteten Nachricht von seinem Tode. Es sei mir deshalb gestattet, inmitten der Sprachlosigkeit diesen Artikel Manfred Kossok als meine schlichte, wenngleich einfache Ehrerbietung an den Meister und Freund zu widmen und die Widmung auf seine Frau Irmgard auszudehnen – als Zeichen einer Solidarität, die in einem jener kürzlichen Aufenthalte in Katalonien ihren Ursprung hat.

Konzepte und Terminologie

Es ist nicht leicht für einen Historiker, Konzepte wie *Nation*, *Nationalität*, *Nationalismus* u.s.w. einzuschätzen – und insbesondere dann, wenn sie für Epochen verwendet werden, die vor der politischen Prägung dieser Termini liegen. In der „ersten Reife“ der kritischen Geschichtswissenschaft, d.h. im 19. Jh., mußte diese der zeitgenössischen politischen und gesellschaftlichen Wirklichkeit Schlüsselbegriffe entleihen, um die Vergangenheit zu definieren und zu analysieren. Auf politischem Gebiet erfolgte das in ähnlicher Weise wie im sozialen und ökonomischen Bereich. Konzepte wie „Staat“, „Nation“, „Kapital“, „soziale Klasse“ oder viele andere fanden somit Aufnahme in das Instrumentarium der wissenschaftlichen Geschichtsschreibung.

Zweifellos steht der Historiker von diesem Augenblick an vor dem Dilemma, sich ausschließlich auf die spezifische Terminologie einer jeden Epoche zu beschränken oder in einen Anachronismus zu verfallen, d.h. einen Seiltanz zu vollführen, den die Tatsache verlangt, daß man sich vom gegenwärtigen Augenblick auf eine weit zurückliegende Epoche bezieht und ein Instrumentarium benutzt, das seine eigene Geschichte hat und das weder dem Moment angehört, in welchem sich der Historiker befindet, noch der Epoche, die man zu analysieren gedenkt (eben auch nicht in dem Fall der Zeitgenossen des letzten Jahrhunderts). Natürlich kann man sich bestimmter Korrektive bedienen (dem eigentlichen Sinn der Historizität, der Anerkennung des dialektischen Charakters der Geschichte, der komparatistischen Sensibilität und Methodologie); aber das führt nicht notwendig dazu, daß sich das Problem auflöst.

Die Schwierigkeiten können sich bis zu einem gewissen Punkt vergrößern, wenn wir in Betracht ziehen, daß die soziale Terminologie im Verlaufe der Zeit sehr veränderlich, ja sogar vielfältig und zweideutig ist. Diese Tatsache, die die historizistische Haltung absurd erscheinen läßt (d.h. zur Inkommunikation und Unzulänglichkeit verurteilt), mündet zweifellos in die unumgängliche Notwendigkeit der Abstraktion – oder der *Fiktion*, um einen Terminus zu gebrauchen, mit dem sich Matthias Middell provozierend auf das Konzept der Nation auf einem kürzlich abgehaltenen Kolloquium bezog.¹

Die Betrachtung des nationalen Phänomens ist denn also besonders sinnfällig für eine Problematik, die auch andere Felder der historischen Analyse interessieren kann. Auf sie werde ich mich beschränken, indem ich als Vorwand einige der kürzlich erschienenen Arbeiten zur katalanischen Revolution von 1640 nehme.

Wesenhaftigkeit und Stofflichkeit

Es gibt wenigstens zwei häufige Risiken beim Gebrauch des Konzepts der *Nation*. In erster Linie das der Wesenhaftigkeit, d.h., daß man *Nation* als einen Begriff versteht, der *eine* Realität – oder, genauer gesagt, ein *Wesen* – definiert; denn es ist offensichtlich, daß das Konzept der *Nation*, wenn es durch etwas charakterisiert wird, dann – abgesehen von den Schwierigkeiten, es zu definieren – durch die Vielfalt (Mannigfaltigkeit) und Veränderlichkeit des Phänomens. Andererseits münden die Probleme beim Definieren des Konzepts *Nation* häufig in Reduktionismus; so werden äußere (institutionelle und politische) Erscheinungen mit den nationalen Gegebenheiten, mit dem „nationalistischen“ Ausdruck identifiziert oder es werden nur jene nationalen Gegebenheiten berücksichtigt, die erfolgreich waren.

Angesichts dieser Risiken ist es nötig, darauf hinzuweisen, daß das Konzept der *Nation* weder statisch noch evolutistisch ist (im progressiven Sinn), sondern dialektisch. Ähnlich dem Charakter des marxistischen Begriffs der sozialen Klasse, das nicht eine vor dem eigentlichen Prozeß der sozialen Beziehungen existierende Wirklichkeit definiert, beschreibt auch der Begriff *Nation* keine Wirklichkeit, die der Beziehung zwischen Gemeinschaften vorausgeht. Es handelt sich eher um eine Realität, die aus der eigenen Dynamik hervorgeht, die sowohl zwischen den individuellen Beziehungen gegenüber einer Gemeinschaft entsteht, als auch zwischen kollektiven Beziehungen (einiger Gemeinschaften gegenüber anderen oder gegenüber den Individuen, die diese bilden). So müßte man, um nicht in Teleologien zu verfallen, berücksichtigen, daß es eher das *Bewußtmachen* bzw. die *Anerkennung* ist und nicht das *Bewußtsein*, das eine *Nation* als historisches Phänomen ausmacht. Das heißt: Wir haben es mit einer *Nation* zu tun, wenn eine Gemeinschaft sich als solche selbst erkennt und als solche von den anderen anerkannt wird (oder anerkannt werden will) – in ihrer Dynamik, ihrem Verhalten, ihren Beziehungen u.s.w., unabhängig vom Grad des Bewußtseins und der theoretischen Durchdringung, die sie begleitet.

„Gent de la terra“ („Landsleute“)

Der moralischen Aneignung einer gemeinschaftlichen Realität durch diejenigen, die sie bilden, und den Ausdruckswegen einer kollektiven Identität gebührt besondere Beachtung.

Zu einem Gutteil handelt es sich um den Ankunftspunkt, zu dem die Existenz einer Vielfalt von Elementen der passiven Identifizierung führt, von

denen einige zweifellos grundlegend sind. Diese Elemente der passiven Identifizierung können „aktiviert“ (und expliziert) werden, um damit die Grundlage zu schaffen, auf die sich ein Gutteil der moralischen Referenzpunkte der Individuen stützt. Besagte Aktivierung kann sich durch verschiedene Faktoren vollziehen, wenngleich sie grundsätzlich durch die Gegenüberstellung mit anderen Identitäten ausgelöst werden mag. Das ist zum Beispiel der Fall, wenn die Anwesenheit von Fremden in einer Gemeinschaft zu einem gegebenen Moment entscheidende Bedeutung gewinnt – insbesondere, wenn sie als feindlich und bedrohlich empfunden wird – und wenn sie sich unmittelbar in der einfachen alltäglichen Gegenüberstellung des „Wir“ zum „die Anderen“ ausdrücken läßt.

Im Katalonien des 17. Jh. konnte der französische Einwanderungsstrom² in einer Periode der Expansion und einschließlich der Stagnation nicht unmittelbar eine klare Frankophobie³ hervorrufen, trug aber zweifellos dazu bei, das Terrain zu bereiten für die späteren gewalttätigen Reaktionen (wie diejenigen, die die feindselige Anwesenheit der französischen Truppen hervorriefen); ebenso wie der Argwohn gegen die Vorgesetzten beispielsweise in der Zeit der katalanischen Allianz mit dem französischen Monarchen. Aber es sollten vor allem die Ressentiments gegen die kastilische – für die katalanische Bevölkerung nicht weniger fremde – Feindseligkeit und im besonderen die Beherbergung des Heeres von Kastilien werden, die das ausschlaggebende Motiv zur Aktivierung der katalanischen Identität, die zumindest seit dem Ende des 16. Jh. sichtbar wurde und im Rahmen der Krise von 1640 offen zutage trat, lieferten.

Ich glaube, daß in der modernen Geschichte Kataloniens *la terra* [das (Heimat-)Land] eines der hauptsächlichen Elemente der passiven Identifizierung bildet, die ich soeben andeutete. Wie schon Pierre Vilar⁴ zu seiner Zeit bemerkte, verwies der Name Katalonien weder auf eine bestimmte Abstammung noch auf einen Staat; *Catalonia* bezog sich ausschließlich auf das *Land der Katalanen*; aber es konnte auch nicht auf ein klar abgegrenztes *Gebiet* verweisen, wenn wir davon ausgehen, daß dieses ein Konzept ist, das erst im Prozeß der Konsolidierung der modernen Staaten – und ihres neuen Konzepts der Grenze als Trennlinie⁵ – Körperlichkeit erlangt. Eher kann man annehmen, daß der Begriff des (Heimat-)Landes als moralischer Referenzpunkt zur kollektiven Identifizierung den Vorrang der Stofflichkeit vor der Abstraktion mit sich bringt (im Kontrast zu anderen Termini mit äquivalenter Bedeutung, so *Vaterland*, *Land* oder ... *Nation*); und es ist genau diese Stofflichkeit, die trotz ihrer Unkonkretheit ihr im richtigen Moment die appellierende und mobilisierende Funktion liefert, so wie wir sie in der allgegenwärtigen Losung des Volkes im modernen Katalonien antreffen: „*Visca la terra!*“ (Es lebe die

Heimat!); fast immer vervollständigt durch „muïren els traïdors!“ (Tod den Verrätern!) oder durch das universellere „mori el mal govern!“ (Tod der schlechten Regierung!).

Außerdem binden die Konnotationen des Wortes terra im modernen Katalonien mit Sicherheit einen Gutteil des Sinns der Grenzgesellschaften eigenen kollektiven Identität: einen grundlegend verbindenden und dehnbaren Sinn⁶. In ihnen wird die „Ungenauigkeit“, die „Unbestimmtheit“ oder „Anpassung“ der eigenen gemeinschaftlichen Identität dagegen deutlich vereinbar mit einer entschlossenen und festen Haltung gegenüber all jenem, das genau diese Möglichkeiten der Unbestimmtheit und der Anpassung bedroht. Diese Festigkeit ist die, die wir sowohl in der Reaktion gegenüber dem Aufzwingen des *linearen* Konzepts der Grenze finden können, das den modernen Staaten eignet (z. B. nach dem Pyrenäenfrieden und bis zur Mitte des 18. Jh.), als auch im gegebenen Augenblick in der Einforderung der einer formellen, von der französischen und spanischen Monarchie aufgezwungenen Staatsbürgerschaft entsprechenden Rechte. In Wahrheit betraf die katalanische Integration in die nationalstaatliche Identität niemals die Voraussetzung des Verlusts der nationallokalen Identität oder des Verzichts auf sie (jene, die genau in *la terra* ihren hauptsächlichsten Referenzpunkt und ihr grundlegendes Ausdrucksmittel besitzt).

Die *Sprache* bildet ein anderes wesentliches Zeichen der impliziten oder *passiven* Referenz – entsprechend des Arguments, das ich gerade dargelegt habe – der katalanischen Identität (wenngleich es sich selbstverständlich nicht auf den bloßen Bereich der „Passivität“ reduziert). Pierre Vilar machte vor Jahren bereits auf die Eigentümlichkeit und Macht dieser Realität aufmerksam, sogar für eine so frühe Epoche wie das 13. Jh., als er sich auf den „sprachlichen Patriotismus“ des Chronisten Ramon Muntaner bezog und daran erinnerte, daß nur diejenigen zu „Konsuln von Übersee“ oder „Konsuln der Katalanen“ ernannt wurden, die die katalanische Sprache beherrschten⁷.

Natürlich umfaßt wie in jeder geschichtlichen Gemeinschaft die Gesamtheit dessen, was wir „Tradition“ nennen (die sich durch bestimmte gemeinsame, wenn auch verschiedene Bräuche und Gewohnheiten auszeichnet) den Rest der Faktoren zur Gruppenidentifizierung. Wir finden unter ihnen jedoch nicht nur Elemente der „passiven“ Referenz, sondern auch andere der expliziten Referenz für die kollektive Identität. Unter den letzteren verdienen mit Blick auf das moderne Katalonien besonders erwähnt zu werden: die *Religion* und vor allem die *Verfassungen* (die „lleis i llibertats de la terra“, Gesetze und Freiheiten des Landes).

Hinsichtlich der Religion haben neuere Arbeiten – wie die von Joaquim M. Puigvert – das Bild eines Katalonien des 17. Jh. als eines zutiefst religiösen

Landes erörtert. In der Krise von 1640 und in der ersten Hälfte des 17. Jh. ist es angemessener, den Zusammenstoß zwischen der religiösen Gewalt und der Reaktion auf die Kirchenschändungen auf einer doppelten Ebene anzusetzen: die des Gewichts der Pfarrgemeinde einerseits und die im Rahmen der Gegenreformation andererseits. Wie uns Puigvert zeigt, waren es genau die Angriffe auf die Rechte der Pfarrgemeinde, die den Weg für eine radikalere und beschleunigte Durchsetzung der Gegenreformation⁸ in einem Land freimachten, das von vielen eher als zu missionierender Landstrich betrachtet wurde.

Was die *Verfassungen* (deren Charakter eines rechtlich-institutionellen Rahmens der Gesellschaft sie von einer unmittelbaren sozialen Identifikation fernhält) anbetrifft, muß man betonen, daß gerade ihre „Popularisierung“ im Grunde durch die auf sie gerichtete Verletzung zustandekam sowie durch die Anhäufung von Beschwerden, die diese Verletzung hervorrief. Wie Núria Sales kürzlich herausstellte, gibt es eine unendliche Liste mit Beschwerden wegen Gesetzesübertretung in Katalonien zwischen 1620 und 1640⁹. Wir erwähnen nur die bedeutendsten: eine lange Zeit, in der der König nicht auf die Verfassungen schwor, Ernennungen ohne vorherigen Eid, illegale Abschaffung von Ämtern und nicht weniger illegale Einforderung von Hilfspgeldern, unregelmäßige Einberufung der Cortes, unregelmäßige Rekrutierungen, fehlende Besetzung von Ämtern, unregelmäßige Truppenkantonierungen u.s.w.

So trugen die Kirchenschändungen, die Gewalttaten und Plünderungen der in Katalonien anwesenden Truppen dazu bei, nicht nur eine „primitive“ Reaktion gegen die Gewalt hervorzurufen oder eine „archaische“ gegen die Verletzung der „Privilegien“, sondern eine tiefgreifende und globale Reaktion gegen das Attentat auf die wirklichen grundlegenden Rechte des Landes, wobei „die täglichen Beschwerden gegen die Beherbergungen und Soldaten und gegen die gewaltsamen Aushebungen eine politische Dimension erhielten wie etwa die, die in Portugal, Böhmen oder den Niederlanden stattfanden“.¹⁰

Daß eine Gruppenidentität (Identität des Volkes) existiert und daß sie sich einschließlich über rechtliche und institutionelle Kanäle manifestieren kann, bedeutet noch nicht unbedingt, daß man von einem Nationalbewußtsein sprechen kann. Tatsächlich wäre es angebrachter, diesen Ausdruck zumindest bis für die Zeit nach der Französischen Revolution zurückzuhalten. Unter anderem deshalb, weil „Nation“, selbst wenn es ein Konzept ist, für das wir mit aller Vorsicht eine Entsprechung zu anderen vorangegangenen Termini – wenngleich mit wechselnden Bedeutungen – finden können, unmöglich anwendbar auf das „Nationalbewußtsein“ ist (ebenso wenig wie auf „Nationalismus“ usw.). Besonders, weil diese Konzepte, untrennbar verbunden mit

der Kulminierung in einem „Nationalstaat“ als einem hegemonischen politischen Gebilde, am Beginn des zeitgenössischen Europa entstehen. Diese Unterscheidung nicht getroffen zu haben, kann eines der strittigen Elemente der sogenannten romantischen katalanischen Historiographie gewesen sein (Aulésia, Balaguer, Bofarull, Rovira, Soldevila u.s.w.). Und unter dem Einfluß der zeitgenössischen nationalen Realität neigt die ernsthafteste aktuelle Historiographie oft noch zu diesen Ungenauigkeiten.¹¹

Nation und Revolution

In der historischen Synthese, die P. Vilar im zweiten Band seines Werkes *Catalunya dins l'Espanya Moderna...* erarbeitete, interpretierte er die Revolte von 1640 als die „politische Reaktion einer prosperierenden Region gegen die Auswirkungen des Niedergangs“¹². Zweifellos verändern die jüngsten Forschungen über die ökonomische Lage Kataloniens im 16. und 17. Jh. grundlegend jene Einschätzung, die zu großen Teilen die Argumente der Zeitgenossen wiedergab. Einerseits präzisieren die Arbeiten von Montserrat Duran den Typ des Wachstums der katalanischen Feudalabgaben im 16. Jh.¹³; andererseits wies Eva Serra¹⁴ eine klare Situation der Rezession sowohl in der Produktion als auch in den Feudalabgaben in Katalonien im 17. Jh. nach und situierte diesen Tendenzwechsel und Niedergang zwischen 1590 und einer Periode, die sich bis 1640 ausdehnt. Diese Interpretation, auf die sich der historiographische Konsens zu einigen neigt, wie ein kürzlich erschienener Artikel zeigt, der sich auf die Krise von 1627-1632 konzentriert, spricht von „einer globalen Krise der katalanischen Ökonomie um das Jahr 1630 herum“.¹⁵

Wie E. Serra kürzlich zusammengefaßt hat, entspricht die Lage Kataloniens einer Krise, die im Jahrzehnt von 1590 ausgebrochen sein muß: „Der Krieg [wir erinnern, daß der Krieg mit Frankreich 1635 begann – L.R.] wird in einem Moment der Abschürfung der Feudallast ausgebrochen ein und in einer frühreifen Phase oder des Beginns von Umwandlungen im Anbausystem, die die Bauern vorantrieben; diese müßte einerseits den Zusammenstoß zwischen Feudallast und Steuerlast provoziert haben und andererseits die Verschärfung der bäuerlichen Ausbeutung (Kantonierung, Rekrutierungen, Steuerlast), die einen Prozeß der bäuerlichen Verschuldung nie gekannten Ausmaßes einleitete, der einerseits den Umwandlungsprozeß bremste und andererseits ihn verzerrte (durch die zunehmende Tendenz des Adels, die Adelsverschuldung umzuschieben, durch den Verlust an Boden in der Kräftegruppierung Adel – Bauern, durch die Fähigkeit des Adels, die Inflation der Subsistenzkrisen und des Krieges besser zu nutzen?“¹⁶

Die ökonomische und soziale Krise, der Dreißigjährige Krieg in Europa (im bemerkenswerten Zusammenhang mit Volkserhebungen), der bis an die Grenzen Kataloniens durch den Konflikt zwischen der französischen und spanischen Monarchie gelangt, die absolutistische Politik der Konsolidierung eines neuen Staatsmodells, deren Problematik sich gerade in ihrer ganzen Schärfe im gleichzeitigen Auftreten der Konflikte mit Portugal und Katalonien aufzut: All das fließt in der Komplexität zusammen, die die katalanische Rebellion von 1640 begleiten sollte. Wie in einer kürzlich erschienenen vergleichenden Studie herausgestellt wird, mündet gerade 1640 die Oberflächlichkeit der dynastischen Vereinigung der hispanischen Monarchie in die Konfrontation und Teilung: „Die Konfrontation Kataloniens und Portugals – der Peripherie – mit Kastilien – dem Zentrum – betraf nicht nur jedes einzelne Land und die Beziehungen untereinander, sondern gefährdete die hispanische Monarchie in ihrer Gesamtheit.“¹⁷

Diese Komplexität erlaubt es dem genauesten der jüngsten Forschungsbeiträge, zum Thema folgende Schlußfolgerungen zu ziehen: „Die Rebellion von 1640 war weder eine mehr oder weniger höfische aristokratische Fronde noch eine bloße lokale *Jacquerie* noch eine provinzielle aristokratische Revolte. Die Einberufung der *Generalstände* – die sogenannten Cortes von Pau Claris¹⁸ – spiegelte eine bemerkenswerte vereinheitlichende revolutionäre Kraft und eine solide nationale soziale und politische Dimension wider.“¹⁹

Es scheint somit schwer möglich, weiterhin um den revolutionären Charakter der Krise von 1640 zu streiten. Ebenso wäre es einfach absurd, ihn von seiner „nationalen“ Dimension abtrennen zu wollen; besonders dann, wenn der revolutionäre Charakter der katalanischen Krise vor allem politisch ist.

Das Umfeld der ökonomischen Krise in der ersten Hälfte des 17. Jh. erscheint als ein Hauptfaktor für die breite soziale Bereitschaft zu einer Mobilisierung, in der leicht die sozialen Interessen mit den kulturellen, „nationalen“ und institutionellen zusammenfließen und sich mischen. Natürlich beförderte die Zentrierung des Konflikts auf die Probleme der Unterbringung der fremden (kastilischen) Armee, daß ein Abgleiten in ein größeres soziales „Risiko“ vermieden wurde. Wenngleiches nicht das herausragendste Element gewesen sein mag, scheint es dennoch zweifelsfrei, daß es ein reduktionistisches Interesse im Kampf gegen das Ausland gab – sei es das französische, sei es das kastilische (beide feindselig anwesend durch ihre jeweiligen Armeen auf dem katalanischen Gebiet).

Ausnahme und Kontinuitäten

Die katalanische Revolution von 1640 war folglich nicht das Resultat einer konjunkturellen Krise oder zufälliger oder äußerer Faktoren (z. B. des Krieges). Diese Einschätzung kann untermauert werden, indem die historische Analyse darauf beharrt, daß die politische Dimension nicht von der sozialen Dimension dieser Krise zu trennen ist. Diese „Trennung“, die darüber hinaus oft beide Phänomene als antagonistisch gegenüberstellt, finden wir in den Arbeiten von Elliott, denen die neuesten Forschungen, die ich erwähnt habe, mit fundierten Argumenten widersprechen.

Natürlich präsentiert uns die katalanische Revolution von 1640 bei weitem keine „katalanische Einheit“, wie sie zu ihrer Zeit die romantisch-nationalistische Historiographie darstellte. In diesem Sinn gilt es nicht nur, die Ergebnisse von Elliott hinsichtlich der Widersprüche, die die Volksbewegung und das institutionelle Verhalten wiederholt betreffen, beizubehalten, sondern auch die Beobachtungen von Jordi Vidal Pla zu den inneren Spaltungen unter den herrschenden Gruppen.²⁰

Aber wenn auch die katalanische Revolution nicht von zufälligen Faktoren ausgelöst wurde, so ist es doch offensichtlich, daß sie einen „außergewöhnlichen“ – und erhabenen – Rahmen des Ausdrucks eines Volkes bilden sollte, das seine kollektive Identität gegenüber einem fremden Staat – gegen den Eindringling und seine absolutistische Prägung – behauptete und um die Anerkennung seiner eigenen Verfassungen kämpfte. Wenn also die Revolution als eine Ausnahme interpretiert werden darf, so deshalb, weil in der frühen Neuzeit durchaus traditionelle Wege des Ausdrucks und der öffentlichen Behauptung der kollektiven Identität der Katalanen existierten.

In der neueren katalanischen modernen Historiographie erscheinen das *Recht* und die *Institutionen* gerade als Schlüsselemente der gewöhnlichen politischen Dimension dieser kollektiven katalanischen Identität. Die schon erwähnte breitangelegte und tiefeschürfende Studie von Víctor Ferro bildet einen der fundiertesten Beiträge in diesem Sinne.

„Aus dieser Perspektive betrachtet [d. h. aus dem Blickwinkel der institutionellen Strukturen, wie dieser Autor angibt – L.R.], war Katalonien voll und ganz eine *perfekte Gesellschaft*, wie jedes andere der Königreiche, Fürstentümer und souveränen Republiken des Europas jener Zeit“²¹; „eine souveräne politische Gemeinschaft“ nach J. Lalinde²² oder „ein Staat von unvollkommener politischer Souveränität, aber nichtsdestoweniger Souveränität“, wie N. Sales²³ präzisiert.

Der übliche Rückgriff auf das „Recht“ – sowohl in seiner konstitutiven Seite der persönlichen Freiheit, als auch in seiner bürgerlichen und politischen.

die beide durch das Gesetz festgeschrieben sind – kann folglich als dynamischer Ausdruck jener Wirklichkeit von Seiten der eigenen Gesellschaft angesehen werden.

Aber es gibt noch andere traditionelle Wege des Ausdrucks und der öffentlichen Behauptung der katalanischen Identität im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit; einer prägt sogar das tägliche Leben der Gesellschaft: Es handelt sich um die Frage des katalanischen Heimatrechts und der Einbürgerung.

Schon P. Vilar hatte sich mit diesem Thema²⁴ befaßt, aber es war N. Sales, die diese Frage kürzlich wieder aufgegriffen hat und ihr genauer nachgegangen ist. Es ist klar, sagt sie, „‘katalanischer Einwohner’ zu sein, war ein genauer juristischer Tatbestand, der besagte, Einwohner des Gebiets zu sein, das von der Generalitat abhing und das in den Cortes durch einen der drei Reichsstände repräsentiert wurde“²⁵; woraus hervorgeht, daß das „Heimatrecht“ als die Entsprechung des 17. Jh. der heutigen „Nationalität“ der Personen angesehen werden kann, „es beschränkte sich nicht auf den einfachen Tatbestand, ein Untertan eines Fürsten zu sein, der als einziger den Begriff der ‘Souveränität’ ausfüllte, sondern implizierte eine doppelte und unterscheidbare Beziehung: die zum Fürsten und die zum Heimatland“²⁶; sodaß ein Individuum mit katalanischem Heimatrecht Untergebener des Königs von Aragonien, des Königs von Frankreich oder von beiden sein konnte – je nachdem, ob es z. B. aus Barcelona, dem Roussillon oder Andorra stammte. Selbstverständlich wurden die Petitionen um Einbürgerung nur von denen gestellt, die auf bestimmte Ämter oder Vorteile hoffen konnten: aber ihre abschlägige Behandlung – der Ausschluß, weil man Ausländer war konnte auf einem weitaus ausgedehnteren Feld einschneidende Konsequenzen haben. Auf jeden Fall scheint die Katalanisierung der Nachnamen in volkstümlichen Kreisen eine klare Entsprechung im Zugeständnis der Einbürgerung gehabt zu haben²⁷. Es handelt sich um eine „Selbsteinbürgerung *de facto* oder eine vom Pfarrer vorgenommene Einbürgerung durch Eintrag mit dem Einbürgerungsnamen“; sodaß die Kinder dieses Einwanderers, die außerdem Katalanisch sprechen würden, auch automatisch als eingebürgerte (und gebürtige) Katalanen anerkannt werden.

Die Rekrutierungen als Zündsatz. Beschwerden und politische Krise

Die politische Krise in der Mitte des 17. Jh. fand ihren auslösenden Faktor in der „Beschwerde“ der Unterbringungen und der Landhäuser. Die soziale Dimension jener Krise – die Reaktion auf die Truppen des eigenen Monarchen,

die sich wie in Feindesland verhielten, und die Reaktion auf die Bedrohung, die sich daraus ergab, daß die Männer, die dazu vorgesehen waren, im eigenen Land zu bleiben, um sich selbst als ein Grenzgebiet verteidigen zu können, der spezifischen Kontrolle Kataloniens durch das System der gewaltsamen Aushebungen entzogen werden sollten – diese soziale Dimension ist zweifelsfrei untrennbar von ihrer politischen Dimension. Katalonien, das in Form eines Paktes in eine Monarchie integriert war, konnte eine Konzeption, wie sie der Conde-duque de Olivares in seinem geheimen „Memorandum“ an die König forderte, keinesfalls akzeptieren: „Sehe es Eure Hoheit als höchstes Ziel Eurer Monarchie an, König von Spanien zu werden, das heißt, Hoheit, daß Ihr Euch nicht damit begnügt, König von Portugal, Aragonien, Valencia, Graf von Barcelona [...] zu sein, sondern daß Ihr danach trachtet und gemäß dem reifen und geheimen Rat darüber sinnt, diese Königreiche [...] nach Stil und Gesetzen Kastiliens aufzulösen ...“

Wie V. Ferro und N. Sales in ihren Arbeiten gezeigt haben, ist der katalanische *Paktismus* weit davon entfernt, einer dem Temperament der Katalanen innewohnenden Wesensart oder einem Ideal vom Verhalten eines Monarchen zu entsprechen. Es handelt sich schlicht und einfach um eine weitere Form, in der sich der *absolute* Charakter der Monarchie ausdrücken kann. Während somit die „absolute Macht“ des Königreiches von Kastilien einzig und allein in einem Monarchen wurzelte, ging die gleiche absolute Macht in Katalonien ausschließlich auf die Verbindung des Monarchen und der drei Reichsstände zurück (wenngleich die Art ihrer Konkretisierung zeitgleich zur Versammlung der Cortes oder nach der Abhaltung dieser sein konnte).

Es wird somit deutlich, daß die sozio-politischen Beschwerden nicht nur als Verteidigung der „Privilegien“ interpretiert werden können: Die täglichen Beschwerden über Kantonierung und Aushebungen erhalten somit eine politische Dimension, die sie denen vergleichbar macht, die z. B. in Portugal und den Niederlanden registriert wurden ... Es sind im großen und ganzen Delikte der Gesetzesübertretung, für die die eigenen „Verfassungen“ strikt reglementierte Vorsorge hatten²⁸. Wir erinnern daran, daß auf diese Verfassungen der Monarch, um als solcher anerkannt zu werden, einen Eid leisten mußte, sobald er den Thron bestieg. Trotz der zunehmenden Entwertung dieses Brauchs unter den Österreichern wurde dieser Schwur zumindest formell beibehalten: so mußte auch Louis XIII. zu seiner Zeit und selbst Louis XIV. 1635 diesen leisten, wobei letzterer nach dem Pyrenäenfrieden nicht lange zögerte, den Eid zu verletzen, indem er die Vorrechte der katalanischen Verfassungen auf dem Gebiet des Roussillon beschnitt.

Absolutismus gegen Anachronismus?

Eine Bewertung der Krise von 1640 in den Worten, wie sie J. Elliott schon vor ein paar Jahren vornahm, scheint folglich mehr als diskussionswürdig: „Aus der Perspektive gesehen, verlängerte die katalanische Revolution von 1640 [...] während der fünfzig folgenden Jahre eine Regierungsform, die schon im dritten Jahrzehnt des 17. Jh. anachronistisch zu erscheinen begann [...]. Wie andere Aufstände des 16. und 17. Jh. würde sie so den Anschein einer typischen Revolte der alten Ordnung annehmen [...] eine ‘mittelalterliche’ Revolte gegen eine Monarchie neuer Prägung“²⁹.

Wenngleich der innovative Charakter, den die Politik des Conde-duque³⁰ für die Monarchie hatte, außer Zweifel steht, scheint es nicht so, daß die in Katalonien provozierte Antwort auf eine mittelalterliche Reaktion beschränkt werden kann ... Gegen eine solche Einschätzung sprechen, wie wir gesehen haben, neue Argumente, die sich auf eine Annäherung an das Thema von der inneren Analyse der eigentlichen katalanischen Gesellschaft und von ihrer Ausgangslage gründen. Es sind letztendlich Argumente, die in eine Interpretation münden, die wir gut repräsentiert in der von E. Serra formulierten Bilanz in den folgenden Worten vorfinden: „Die katalanische Alternative zum modernen Staat von 1640 war eine Aktualisierung des institutionellen und legislativen Erbes: Erweiterung der parlamentarischen Repräsentativität, Erleichterung des Funktionierens der Cortes, Formierung eines leitenden Kerns, Synthese der Deputation, Stadt Barcelona und Universitäten [städtische Gemeinden], Bildung spezialisierter Juntas, Ausarbeitung eines politischen Denkens ausgehend von der Verteidigung der im Pakt zusammengefaßten Verfassung. Letztendlich ging daraus eine *res publica* hervor, die nicht an ihrer sozialen und politischen Unfähigkeit scheiterte, sondern an ihrer militärischen Schwäche gegenüber zwei expandierenden Monarchien“³¹.

Weit über den Ausdruck der Gefühle und dessen, was von da an seine politische Haltung sein würde, spiegelte der Jurist und Schriftsteller F. Martí i Viladamor sehr treffend die Wirklichkeit im ersten Kapitel seiner *Noticia universal de Catalunya*³² wider, als er bekräftigte, daß „das Fürstentum Katalonien und die Grafschaften Roussillon und Cerdagne in einer Provinz eine kleine Welt bilden“.

Natürlich machte die Bedrohung durch die beiden großen Nachbarstaaten die Zerbrechlichkeit dieser „kleinen Welt“ deutlich. Aber selbst aus dem Blickwinkel der Konsolidierung der europäischen Staaten kann man nicht in den Begriffen des „politischen Darwinismus“³³ denken, nach dem nur die stärksten überleben und sich festigen; viel gewagter noch wäre es, einen moralisch-kulturellen „Darwinismus“ anzunehmen, der die Anpassungs-

strategien der Völker vorschnell mit der Vernichtung oder dem Verzicht auf die Elemente ihrer Identität gleichsetzt.

(Aus dem Spanischen von Jenny Brumme)

- 1 Symposium historique international: „Structures nationales et processus de la Transition“ IRED, Université de Rouen (12.-14. November 1992). Akten im Druck.
- 2 Vgl. E. Giral/J. Nadal, La population catalane de 1553 à 1717. L'immigration française et les autres facteurs de son développement, Paris 1960.
- 3 Vgl. N. Sales, Els segles de decadència (segles XVI-XVIII), Bd. IV der Història de Catalunya unter der Leitung von P. Vilar (Barcelona 1989, ed. 62, S. 103ff.).
- 4 P. Vilar, Introducció: el fet català, in: J. Nadal/ Ph. Wolff (Hrsg.), Història de Catalunya, Barcelona 1983, ed. Oikos-Tau (Toulouse 1992), S. 14.
- 5 Vgl. M. Greengrass, Introduction: conquest and coalescence, in: ders. (Hrsg.): Conquest and coalescence. The shaping on the State in Early Modern Europe, London 1991.
- 6 Vgl. besonders die Studie von P. Sahlins, Boundaries. The Making of France and Spain in the Pyrenees, Los Angeles/Oxford 1989 (besonders S. 269ff.).
- 7 Catalunya dins l'Espanya Moderna. Recerques sobre els fonaments econòmics de les estructures nacionals, Bd. II, Barcelona 1964, ed. 62, S. 133; vgl. auch Anm. 5. Vgl. auch J. M. Nadal/M. Prats, Història de la llengua catalana, Bd. I, Barcelona 1982, ed. 62 -passim.
- 8 Vgl. J. M. Puigvert, Guerra i contrareforma a la Catalunya rural del segle XVII, in: E. Serra u.a., La revolució catalana de 1640, Barcelona 1991, S. 99-132.
- 9 N. Sales (wie Anm. 3), S. 334-336.
- 10 Ebenda, S. 336.
- 11 Vgl. z. B. J. Elliott, La revolta catalana. 1598-1640. Un estudi sobre la decadència d'Espanya, Barcelona 1966, ed. Vicens-Vives (Cambridge 1963), S. 38ff.; P. Vilar, Continuitat històrica de la consciència nacional catalana, in: Estat, nació, socialisme. Estudis sobre el cas espanyol, Barcelona 1982, S. 60-80 (Text eines Vortrags von 1977); ein kürzlich veröffentlichter Artikel bezieht sich noch ganz zentral auf den „Nationalismus“ und das „Bewußtsein einer kollektiven Identität“ im Katalonien des 17. Jh., vgl. A. Simon, Patriotisme i nacionalisme a la Catalunya moderna, Mites, tradicions i consciències collectives, in: L'Avenç 167 (Barcelona, Februar 1993), S. 8-16. Dagegen kann das zitierte Werk von Núria Sales als ein Vorbild für wissenschaftliche Genauigkeit und Strenge gelten.
- 12 Bd. II, S. 356-364.
- 13 M. Duran, Producció i renda agrària a la Catalunya del segle XVI, in: AAVV: Terra, treball i propietat. Classes agràries i règim senyorial als països catalans, Barcelona 1986, S. 186-213; und: L'evolució de l'ingrés senyorial a Catalunya (1500-1799), in: Recerques 17 (Barcelona 1985), S. 7-42.
- 14 E. Serra, Pagesos i senyors a la Catalunya del segle XVII. Baronia de Senmenat, 1590-1729, Barcelona 1988; und: Per una cronologia i interpretació de la crisi del segle XVII, in: AAVV: Terra, treball i propietat ..., S. 214-246.
- 15 A. Simon, Els anys 1627-32 i la crisi del segle XVII a Catalunya, in: Estudis d'Història Agrària 9 (Barcelona 1992), S. 175.
- 16 Per una cronologia ... (wie Anm. 14), S. 247.
- 17 M. A. Perez Samper, Catalunya i Portugal el 1640. Dos pobles en una cruïlla, Barcelona, ed. Curial, S. 21.

- 18 Nach Víctor Ferro (El Dret Públic Català. Les Institucions a Catalunya fins al Decret de Nova Planta, Vic 1987, S. 286ff.) entsprach die Einberufung der Generalstände (Braços o Estats Generals) – und mit direktem Widerhall – der der Generalstände der Niederlanden; und andererseits der klar außergewöhnlichen Einberufung – mit einem einzigen fernen Präzedenzfall – des revolutionären „Parlaments“ von 1461 in der katalanischen Revolution gegen Johann II. [vgl. dazu J. Vivens Vives: Els Trastàmaras (segle XV), Barcelona 1980].
- 19 E. Serra, Introducció, in: La revolució catalana (wie Anm. 8), S. VIII.
- 20 Vgl. J. Vidal Pla, Els exiliats filipistes: una divisió en la classe dirigent catalana, in: L'Avenç 40 (Barcelona, Juli-August 1981), S. 36-40.
- 21 A. a. O., S. 443.
- 22 Zitiert nach N. Sales, Els segles de decadència (wie Anm. 3), S. 99. Vgl. La institució Virreinal en Cataluña, 1471-1716, Barcelona 1964, Instituto de Estudios Mediterráneos.
- 23 Ebenda.
- 24 Catalunya dins l'Espanya moderna ..., Bd. II, S. 133.
- 25 N. Sales, Naturalitzacions catalanes dels segles XVI-XVIII, in: L'Avenç 100 (Barcelona, Januar 1987), S. 34.
- 26 Dies., Els segles de la decadència (wie Anm. 3), S. 103.
- 27 Vgl. zur Katalanisierung der Nachnamen die Studie von J. Codina: „La immigració francesa al delta del Llobregat, 1400-1700, in: XXV Assemblea intercomarcal d'estudiosos, El Prat 1980, S. 226-371.
- 28 Vgl. V. Ferro.: a.a.O., S. 276ff.
- 29 J. H. Elliott, La revolta catalana (wie Anm. 11), S. 525.
- 30 Vgl. in diesem Sinn die breitangelegte und kürzlich erschienene Studie von J. H. Elliott: El conde-duque de Olivares. El político en una época de decadencia, Barcelona 1990, ed. Crítica (Yale University 1986).
- 31 E. Serra. 1640: Una revolució política. La implicació de les institucions, in: AAVV: La revolució catalana de 1640 ..., S. 65.
- 32 Barcelona 1640.
- 33 Vgl. M. Greengrass, Introduction (wie Anm. 5), S. 4.

Nationalitäten im Widerstreit. Zur Aktualität von Lyotard

Es gibt Bücher, die erst Jahre nach ihrem Erscheinen aktuell werden. Das Thema Jean-François Lyotard ist solch ein Fall, präziser: die Themenstellung seines philosophischen Hauptwerks, *Der Widerstreit*. Die gegenwärtigen Nationalitätenkonflikte bringen politisch auf den Punkt, was Lyotard als Herausforderung formuliert hat. Walter Reese-Schäfer macht es deutlich, indem er mit Blick auf die philosophische Stimme aus Paris die Demontage des Universalismus beschreibt: „Die voller Stolz geführten Unabhängigkeitskämpfe münden in junge reaktionäre Staaten.“¹ Warum? „Weil der Widerstand, um sich behaupten zu können, an die Stelle der weltbürgerlichen, ein Volk als politische Organisationsform konstituierenden Denkweise die kräftigeren, zündenderen mythischen und traditionellen Legitimationserzählungen setzt: 'Jeder aufrechte Ire muß ...' usw. In den Kämpfen behauptet sich weniger die demokratische als die mythische Identität.“² Lyotard zieht damit auch ein negatives Fazit aus seiner eigenen jahrzehntelangen neulinken Identifikation mit den neuen nationalen Befreiungsbewegungen. Seine Philosophie des gescheiterten Enthusiasmus gibt den Ort postmodernen Denkens an, das um die Illusion seiner einstigen Utopien weiß. Der Widerstreit macht auch vor dem nicht halt, der ihn analysiert. Damit bestätigt sich Lyotards eigener Hinweis auf den „Bürgerkrieg der 'Sprache' mit sich selbst.“³ Lyotard, der Philosoph des *Postmodernen Wissens*, ist nicht einfach mehrfach da, sondern er ist mehrfach mehrfach da: „Multa? Oder: multum? Bloßes Vielerlei oder: Vielheit einer Einheit? Die philosophische Entscheidung darüber steht aus [...]“⁴, und nicht nur die. Die Frage ist angesichts des Zerfalls von Nationen in Nationalitäten zu einer politischen geworden. Insofern Lyotards Philosophie „eher agonal denn irenisch“ ist (Wolfgang Iser), ist sie vielleicht derzeit als einzige in der Lage, den aktuellen Nationalitätenkonflikten philosophisch die Stirn zu bieten.

Der Moderne war es gelungen, die ihr eigene Heterogenität durch die großen Legitimationserzählungen der Aufklärung seit dem 18. Jh. („Menschheit“, „Universalgeschichte“) zu überdecken; wobei im Namen „des“ Menschen die Auslöschung der Namen partikularer Gemeinschaften bezweckt wurde. Der Begriff der „Menschenrechte“ geriet im amerikanisch-irakischen Geiselnkonflikt seinerseits an seine Grenzen, d.h. er wurde in seine Schranken, das okzidentale

Denken, verwiesen. Auch derzeit argumentiert das chinesische Regime gegen die universale Übertragbarkeit dieses Begriffs durch eine bestimmte Staaten-
gruppe (USA, Europa).

Die Frage, die *Der Widerstreit* aufwirft, ist die des ausgehenden 20. Jh., in dem die Blockbildung nicht mehr zusammenzwingt, was nicht zusammengehört, und der Ruf nach der alles regulierenden Metainstanz gescheitert ist. Die politische Umbruchsituation in Ost- und Südosteuropa läßt Nationalitätenkonflikte virulent werden, die in der Nachkriegszeit mehr verdeckt denn gelöst waren. Das Auseinanderbrechen des Sowjetimperiums sowie der serbisch-kroatische Konflikt erinnern dabei ihrerseits an jene Konfliktzonen, in denen solche Spannungen bereits zur Tradition geworden sind. Im Nahen Osten: Kurdenfrage, Israel/Palästina; in Westeuropa: Nordirland, Spanien/Baskenland, Frankreich/Korsika; in Amerika: Kanada/Québec⁴.

Daß es sich hierbei um zeitgeschichtliche Herausforderungen handelt, ist in der gegenwärtigen Diskussion unumstritten. Andererseits aber stellt diese Konstellation auch eine Herausforderung an die Historiker selbst dar, insofern die geschichtswissenschaftliche Klärung der Hintergründe (deren Notwendigkeit nicht in Abrede gestellt werden soll) in einem asymmetrischen Verhältnis zur widersprüchlichen Funktionalisierung nationaler Genealogien durch die jeweiligen Konfliktparteien steht. Kann der objektive Verweis auf Geschichte(n), d.h. der Anspruch auf Aufklärung durch und der Geschichte hier überhaupt noch klärend wirken? Welche Rolle spielt die aktuelle Geschichtswissenschaft im dissonanten Stimmenkonzert nationaler Konflikte? Verhalten sich die Klärungsversuche der Historiker dysfunktional zur konkreten Geschichtskultur in den betreffenden Gebieten? Oder wie es ein Deutsch-Jugoslawe angesichts des aktuellen Konflikts beschrieb: „Implosion von Geschichte als historischer Raum-Zeit und Umschlag in topographischen Zeit-Raum, dessen Ausdehnung 1 Schuß oder 600 Jahre sind“.⁵ Möglicherweise wird der geschichtswissenschaftliche Diskurs in seiner Beschränkung auf die Erforschung virtueller historischer Wahrheiten der Entzifferung dieses Palimpsests nicht mehr gerecht. Die universitäre Institutionalisierung der Geschichtswissenschaft im 19. Jh. ist mit der Formulierung des Nationalgedankens unmittelbar verschwistert und steht insofern mit in der Schuld, wenn nun der historische Rekurs im Widerstreit der Nationalitäten aktiviert wird: die akademische Historie leidet nun noch daran, nach wie vor mit dem Begriff der Nation als den eigentlichen Bausteinen einer Universalhistorie zu operieren. Peter Alter erklärt in seinem *Nationalismus*-Buch den Nationalstaat, jenen Baustein einer organisiertisch verstandenen Universalgeschichte, zum Anachronismus im Zeitalter von Vielvölkerstaaten; multinationale Organisationen entgrenzen ihn nach außen.⁶ Auf welchen Diskurs aber berufen

sich diese: Lyotard entwirft das Szenario eines Scheiterns des forensischen Diskurses, der schiedsrichterlichen Entscheidung eines Widerstreits. „Nicht nur sind die Diskursarten grundlegend unterschiedlich und nicht nur sind dieselben Sätze daher im Kontext der einen Diskursart korrekt, im Kontext der anderen jedoch inkorrekt, sondern es ist unmöglich, zwischen den beiden Attributionen rechtmäßig zu entscheiden [...] Der Widerstreit ist unlösbar“, es sei denn, um den Preis des Verstummens einer Partei.⁷ Damit wird deutlich, weshalb sich Lyotard dem Verlangen nach „positiven Lösungsvorschlägen“ (Krüger) beharrlich entzieht.

Wie kann verhindert werden, daß die unkoordinierte Fülle an inhaltlich ausdifferenzierten Diskursen in Politik, Wirtschaft und Kultur nicht zu destruktiven Konflikten führt? Normalisierung der Krisen lautet eine mögliche Antwort. Dies aber bedeutet die Kultivierung der Heterogenität des Dissens, und damit den Abschied von jenem abendländischen Ideal der kommunikativen Vernunft, das jüngst im Bild vom „runden Tisch“ wieder Blüten treibt. Nun scheiden sich die Geister an der Lektüre Lyotards. Während der für die deutschsprachige Postmoderne-Diskussion zuständige Bamberger Philosoph Wolfgang Iser für die Form einer unabgeschlossenen Ganzheit plädiert, die inhaltliche Vielfalt und Wettbewerb ebenso stattfinden läßt wie reintegriert, eröffnet Lyotard eine andere, radikalere Variante, in der Differenzierung überhaupt nicht mehr von einem gesellschaftlichen Ganzen her gedacht wird. Also der Abschied von der Rahmenanalyse als solcher: Differenzen werden damit nicht mehr in Bezug auf eine Ebene der Vergleichbarkeit wahrgenommen, weil diese nicht mehr existent oder plausibel ist. Lyotards Beantwortung der Frage „Was ist postmodern“ nimmt Kants *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* auf, doch nicht, um dieses im Sinne von Jürgen Habermas unvollendete Projekt der Moderne fortzuschreiben, sondern um die von Kant eingesehene Pluralität der Vernunft so radikal als Heterogenität von Diskursarten zu fassen, daß ihre Philosophie ganz und gar agonial wird, den Widerstreit expliziert und den Versuch der Konsensstiftung selbst als Gewaltakt entlarvt.⁸ Gewiß haben die Gesellschaftswissenschaften immer schon den Widerspruch gedacht, doch das postmoderne Denken gibt den Rahmen selbst preis. Längst ist der Gesellschaftsbegriff als das Imaginäre erkannt (Castoriadis). An die Stelle der „Einheit in der Vielfalt“ – liege sie nun im Ideal einer „gewaltfreien Kommunikation“ (Habermas) oder jenseits – und des Traums einer Metasprache der Vernunft tritt also im Zuge des Denkens von Wittgenstein die Einsicht in die irreduzible Widersprüchlichkeit diverser Sprachspiele. Nicht Synthese und Vermittlung, sondern Diskontinuität und Sprengung. Lyotards Strategem besteht darin, unter dem irreduziblen Widerstreit der Welten nicht zu leiden, sondern ihn durch denkerische

Überbietung abzufangen (Jean Baudrillards „fatalen Strategien“ entsprechend).

Die Herausforderung Lyotards lautet also so: „Wie kommen die historisch konkret verschiedenartigen, zuweilen entgegengesetzten Lebensweisen im Plural miteinander aus, und zwar derart, daß eine [...] Subsumption aller unter eine Lebensweise vermieden wird?“ Diese Frage hat natürlich auch schon während der Entstehung (16.-18. Jh.) und Durchsetzung (seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts) moderner Gesellschaften und Kulturen bestanden. Aber seit den siebziger und achtziger Jahren unseres Jahrhunderts entsteht diese Frage auf dem Niveau einer realen Internationalisierung und Globalisierung soziokultureller Prozesse.⁹ Das 18. Jh. verdichtete (die) Geschichten zum „Kollektivsingular“. ¹⁰ G. W. F. Hegel brachte ihn philosophisch auf den Begriff: den „Weltgeist“, um all jene Geister auszutreiben, die als heterogene Erzählungen bis *dato* walteten. Die großen bunten Wolken über dem Abendland, jüdische, griechische, römische, lösten sich in Luft auf. „Zahllose Geistergeschichten sind damals verstummt. An die Stelle der vielen Geschichten ist Die Geschichte in der Einzahl getreten, jener ‘Kollektivsingular’, der fortan ‘die Bedingung der Möglichkeit aller Einzelgeschichten in sich enthält’. An die Stelle der Geister, wie sie den Geistersehern und Träumen erschien, ist Der Geist in der Einzahl getreten [...] die Geistesgeschichte in einem Wort schrieb sich hin.“¹¹ Die historische Imagination des 19. Jh. leistete dies sprachlich durch die Rhetorik metonymischer und synekdochischer Integration des Einzelnen als Teil eines angenommenen Ganzen;¹² Marx und Engels erinnerten demgegenüber an die Materialität der Kommunikation: „Der ‘Geist’ hat von vornherein den Fluch an sich, mit der Materie ‘behaftet’ zu sein, die hier in der Form von bewegten Luftschichten, Tönen, kurz der Sprache auftritt.“¹³ Jene Sprachspiele, auf die Lyotard sich stützt, sind die der Medien, seitdem historische Aprioris technisch geworden worden sind. So zeichnet sich der Exorzismus des Geist(er)-Exorzismus ab: Es gibt eine Rückkehr der „sittlichen Mächte“ (Johann Gustav Droysen) als *software* der Medien. Medien verkörpern die Rückkehr der nationalen Geister.

Lyotard selbst schlägt den Begriff des „Archipels“ zur Bezeichnung der Gruppierung demultiplizierter, heterogener Satzfamilien vor, und an die Stelle des klassischen Urteilsvermögens tritt der Reeder oder Admiral, der durch Expeditionen von Insel zu Insel die Rolle der Vermittlung im Medium des Meeres sprunghaft vollzieht.¹⁴ Cyrus Vance also. Während Kant, dessen Begriff des „Widerstreits“ Lyotard borgt, hier den Akzent auf die Komensurabilität setzt, betont letzterer die Spaltung. Nicht Vernunft, sondern bestenfalls das Kapital (Information als Ware) oder das Militär stellen noch die Beziehungen her. Gegen dieses Wissen, das immer schon weiß, was es will,

setzt Lyotard die philosophische Reflexion: „Satz für Satz wird die Verkettung nicht von einer Regel, sondern von der Suche nach einer Regel gesteuert.“¹⁵ Welsch legt Lyotard nun auf die Verinselung fest: „Genau diese insulare, monadenartige, substanzhafte Auffassung der Diskursarten aber ist der Grundfehler. In Wahrheit trägt jede Diskursart konstitutiv schon Verflechtungen mit anderen Diskursarten in sich.“¹⁶ Indem Welsch indes den Namen der Wahrheit gegen Lyotard ins Feld führt, bewegt er sich bereits auf einer Diskursebene, deren Suprematieanspruch der Pariser Philosoph gerade depotenziert. Der Streit um den *Widerstreit* ist selbst ein solcher. Welsch sucht „eine interne statt externe Erklärung der Verbindungen“ zu geben; darin birgt sich die metonymische Strategie der Moderne, ihre Sehnsucht nach vernünftiger Integration. Diese Implikation aber denkt Lyotard radikal von der Heterogenität her; wenn er damit den Richteranspruch aufgibt, scheint er doch der Sachlage irreduzibler Konfliktsituationen damit gerechter zu werden.

Dubrovnik zum Beispiel

Paradoxe politische Konstellationen werden postmodern nicht mehr gewalt-sam (auf)gelöst, sondern der Unlösbarkeit von Problemen wird durch einen Aufschub *ad infinitum* begegnet. Lyotards philosophischer Bundesgenosse Jacques Derrida nennt diese Bewegung in seiner Abkehr von der metaphysischen, also auf Gründe, Ursachen und Bedeutung fixierten Denkweise des Abendlands die *différance* – eine Kunst, die im Umschuldungsverfahren der Weltbanken längst Realität ist.

Fassen wir es nationalpolitisch: „Einst wird es ein Jugoslawien gegeben haben, so wie es schon immer ein Jugoslawien gegeben haben wird: ein Versprechen, ein Versagen, ein sich 1918 wie 1945 wiederholender unausgesetzter Aufschub. Was aber bleiben wird, ist, was immer schon war: gezählte und ungezählte Tote.“¹⁷ Die längste Zeit scheint Jugoslawien für jene „lose Anordnung von Diskursarten“ gestanden zu haben, worin der *Widerstreit* im Sinne Lyotards deliberativ erblühte.¹⁸ In den Ruinen der Na(rra)tion Jugoslawien erblickten die Kameraaugen jüngst Dubrovnik. Daß die Medien der optischen Sensation nicht von ungefähr sich vielmehr auf die historische Altstadt Dubrovniks denn den blutigen Streit in Slavonien konzentrierten, hat Eckhard Hammel als selbstreferentielle „Dingwache“ analysiert: Die elektronischen Gedächtnisagenten bewachen ihre mediengeschichtlichen Vorgänger, die architektonischen Monumente der Historie.¹⁹

Dort in Dubrovnik hat, initiiert durch Hans Ulrich Gumbrecht, eine zweijährlich skandierte Serie von literaturwissenschaftlichen Kolloquien am

Inter-University-Center zuletzt „Paradoxes, Breakdowns, Cognitive Dissonance“ thematisiert (Frühjahr 1989). Es kann nicht „über“ Paradoxien gesprochen werden, ohne daß die Rede selbst paradox wird²⁰, doch der Logik von *blindness* und *insight* entsprechend wußte man den Austragungsort, den jugoslawischen Kontext (damals war er der Kossowo-Konflikt) nicht zu benennen. Allein Dietmar Kamper hatte bereits auf dem Dubrovnik-Kolloquium von 1987, das den *Materialitäten der Kommunikation* gewidmet war, auf das Subjekt als Unfall hingewiesen: „In der Schlußdiskussion der ersten Woche machte ich eine Andeutung. Ich sagte, ich sei dividiert und hätte den zerschundenen und zerstückelten Körper Dalmatiens. Man lachte; kaum einer verstand. Es herrschte unentwegte Ausweglosigkeit. Zu tief im Leben ist zu nah am Tod. Alles kommt darauf an, die Alternative von Täter und Opfer zu überwinden.“²¹ Kaum ist die Paradoxien-Tagung nun publiziert²², hat die serbokroatische Realität das Thema des Kolloquiums nachträglich eingeklagt. Das retro-avantgardistische Künstlerkollektiv *Neue Slowenische Kunst* (Ljubljana/Laibach) wußte es längst: Sie plünderte in Wort, Bild, Geste, Architektur und Ton das *musée imaginaire* der mitteleuropäischen Kulturgeschichte, wo diverse Diskurse sich zum Eklektizismus als Signatur des Eigenen kreuzen. „You have to realize that we come from a very specific space existing between East and West – within a paradox.“ Miran Mohar vom Malerdepartement IRWIN sagt es: „The main paradox, though, is that their position exactly mirrors the laissez-faire cynicism of Western post-modernists who also plunder the past and deny the meaning of the images they borrow“.²³ Albert Goldstein sieht die diskursive Wiedervereinnahmung Ost- und Südosteuropas zwischen „Kulturresevoirs“ und „Kulturreseervaten“ pendeln. An dieser Stelle kommt die europäische kulturelle Identität – humanistische Bindung einerseits, frei flottierende Konsumtion und Kulturindustrie andererseits – ins Spiel (Lyotard/Thevoz: *Just gaming*): „Mit dem Wachsen bestimmter Ideen – Polysubjektivität, Polyzentrismus, dann kulturelle Auseinandersetzungen an der Grenze all dessen, was Lyotard einen Unterschied ohne gemeinsamen Nenner bezeichnet – le différend – funktionieren sie doch als Grenzen unseres Verstehens.“²⁴

Die Ästhetik des Paradoxons ist zunächst eine rhetorische Figur, doch in dem Moment, wo der Begriff der jugoslawischen Nation vom Nationalitätenbewußtsein seiner Teilrepubliken auseinander gesprengt wird, kommt es zu einem Fall von Dekonstruktion politischer Semantik. Eine für das Denken des Okzidents unaushaltbare Schwebel? Wo das Aushalten der Differenz versagt, schlägt sie um in reine Destruktion, bis zur Erschöpfung.

Trauer ist hier unangebracht. Vielmehr wird damit das Feld frei, der Blick auf das, was Paul Valéry mit der Koexistenz des Verschiedenen um(ges)chrieben

hat.²⁵ Während sich diese Worte schreiben²⁶, verstrickt sich ihr Text bereits mit den Fasern des Tagesgeschehens. Nehmen wir diese Fäden auf. Ein Moment der Distanzlosigkeit: Angesichts dessen, was zwischen Kroaten und Serben sich derzeit abspielt, ist Lyotards *Widerstreit* auf den Plan gerufen, insofern er irreduzible Konfliktsituationen agonal zu denken anleitet, also ein Denken, das ein auf Konsens fixierter Politikbegriff nicht zu leisten imstande ist. Auftritt Carl Schmitt? Hegels Philosophie schien anfänglich die Einheit von Vernunft und Geschichte zu garantieren; am Ende dieser großen Erzählung stehen die Nationalitäten, der un(er)lösbarer Widerstreit des Nationsbegriffs mit sich selbst. Diese De(nk)konstruktion in ihrer Widersprüchlichkeit auszuhalten, ohne der machtvollen Versuchung einer universalistischen Urteilsbildung (die immer eine Metainstanz verlangt) zu verfallen, ist ein Auftrag, den zu vernehmen wir erst begonnen haben.²⁷ Das heterogene Partikulare also, das in der Dialektik nicht aufgeht, jener irreduzible Rest an Differenzen, der die Dinge (be)treibt, auch ohne ihnen materiell anzuhaften. Anstelle der universalhistorischen, also synthetischen Aufhebung von These und Antithese eine Ästhetik des Aufschubs, des Unterschieds. Doch der jugoslawische Widerstreit ist nicht im Sinne Lyotards, insofern er die großen Erzählungen nicht auflöst, sondern in die Geborgenheit von Mythen überführt. Jürgen Link, Bochumer Diskursanalytiker und spezialisiert auf die Analyse von Kollektivsymbolik, plädierte für den Rückzug der jugoslawischen „Bundesarmee“ auf die alten Republikgrenzen und die Anerkennung der neuen Republiken als Grundlage für friedliche Verhandlungen. „Aber das mit dem Patriotismus kommt darauf an [...] Beschwören jahrhundertalter Grenzen und mächtiger Könige der Vorzeit, Schwadronieren über das *ranking* verschiedener Völker nach Tapferkeit oder Feigheit, ressentimentgeladene Totalablehnung der Feinde? Das wäre genau jene Art Schwert [...], von der irgendwo gesagt ist, daß durch es umkommen wird, der zu ihm greift. Das Wort 'totalitario' samt der Sache soll von einem Nationalisten erfunden worden sein, glaube ich mich vage zu erinnern, der seine Nation für eine ewig untergebutterte 'natione proletaria' hielt.“²⁸ Sozialismus vs. Liberalismus? Dem serbo-kroatischen Konflikt sind Diskurse implementiert, die nicht nur verschiedene Ideologien, sondern auch ihre unterschiedlichen Aussagemodi darstellen. Dieser Konfliktfall aber kann von einer post-hegelianischen Geschichtsphilosophie nicht mehr angemessen entschieden werden, da eine auf beide Argumentationen anwendbare Urteilsregel fehlt.²⁹ „Lokale Grenze ist zugleich Strukturgrenze zwischen dem lateinischen Westen und dem griechisch-orthodoxen Osten“, notiert Immanuel Geiss im Skript zur Vorlesung „Historische Voraussetzungen aktueller Konflikte“; Friedrich A. Kittler (ver)faßte es am Rande des Stil-Kolloquiums 1985 in Dubrovnik: „Take that

crazy case of Dracula I am so fond of, it's so south-east European stuff. His memory lingers on as a mere fiction, but it's possible to prove him, to catch him in reality as a very precise memory of this old despotic situation of south-east Europe, and this despotism I don't think has really ceased to exist. When you walk through the town of Dubrovnik, or Ragusa, for instance, and these towers, it's so easy to see them as Dracula's teeth. All this once passed, bringing up our blood. Why should that be only myth? We could introduce political names, it's so easily provable. This is anti-history towards folk tale and folklore [...] it would be a nice working opposition between this west European spirit in very precise singular on the one hand, and these many and different and multiform ghosts on the other hand [...] to reintroduce many plural ghosts into western thinking.³⁰

- 1 J.-F. François Lyotard, *Der Widerstreit*, München 1987, S. 299.
- 2 W. Reese-Schäfer, Universalismus, negativer Nationalismus und die neue Einheit der Deutschen, in: P. Braiding/W. Reese-Schäfer (Hrsg.), *Universalismus, Nationalismus und die neue Einheit der Deutschen*, Frankfurt/M. 1991, S. 39-52, hier: S. 41. Siehe auch ders., *Lyotard zur Einführung*, Hamburg 1989, S. 52. Zur „dialektischen Ironie“ der ethnischen Selbstbehauptung am Beispiel der Iren siehe T. Eagleton, in: ders./F. Jameson/E. W. Said, *Nationalismus, Colonialismus, and Literature*. Mit einer Einführung von S. Deane, Minneapolis 1990.
- 3 W. Reese-Schäfer/Taureck (Hrsg.), *Lyotard, „Einleitung“*.
- 4 Immerhin verfaßte Lyotard „Das postmoderne Wissen“ im Auftrag des Universitätsrats der Regierung dieser autonomen kanadischen Provinz.
- 5 Bojan Budisavljevic, 13. August 1991.
- 6 Frankfurt/M. 1986, S. 157.
- 7 W. Welsch, *Vernunft im Übergang*, in: Reese-Schäfer/Taureck (wie Anm. 3) S. 1-39, hier: S. 10.
- 8 J.-F. Lyotard, *Das postmoderne Wissen*. Ein Bericht, Graz/Wien 1985.
- 9 Krüger, „Postmoderne“, S. 199.
- 10 Diesem Begriff ist anagrammatisch die Signatur dessen, der den Befund damit so treffend auf den Punkt brachte, eingeschrieben – R. Koselleck, Artikel „Geschichte, Historie“, in: *Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland*, hrsg. von O. Brunner/W. Conze/R. Koselleck, Bd. 2, Stuttgart 1975.
- 11 F. A. Kittler (Hrsg.), *Austreibung des Geistes aus den Geisteswissenschaften. Programme des Poststrukturalismus*, Paderborn/München/Wien/Zürich 1989, S. 8 („Einleitung“).
- 12 Dazu H. White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt/M. 1991.
- 13 K. Marx/F. Engels, *Die deutsche Ideologie*, in: MEW, Bd. 3, S. 30 (nach Krüger, *Postmoderne*).
- 14 Lyotard, *Der Enthusiasmus. Kants Kritik der Geschichte*, Wien 1988, 33. Der Name als starrer Designator ist dieser Reeder (und „Wahrheit“ wäre solch ein Name): siehe J. Perger, Jean-François Lyotard, eine Position mit oder ohne Zukunft?, und M. Jäger, *Das Problem der Namen bei Lyotard*, in: Reese-Schäfer/Taureck (wie Anm. 3).

Zur Aktualität von François Lyotard

- 15 Lyotard, Widerstreit, S. 168.
- 16 W. Welsch, Vernunft im Übergang, in: Reese-Schäfer/Taureck (wie Anm. 3), S. 1-38, hier: S. 29.
- 17 Bojan Budislavljevic, „YOUgosLA VIE“, Beitrag zum Reader „Mémoire de Dubrovnik“, eine *hommage* an das Inter-University Center in Dubrovnik aus Anlaß seines Beschusses im serbo-kroatischen Konflikt, verfaßt von Teilnehmern der dortigen Kolloquienreihe.
- 18 Lyotard, Widerstreit, S. 250. Der Umschlag des Deliberativen, das der Heterogenität der Diskursarten stattgibt, in narrative Mythen ist der springende Punkt, der Lyotards Analyse so brisant und gleichzeitig so fragil macht. Denn er ist nicht zu definieren.
- 19 „Dingschändung. Dubrovnik in den Medien“, in: Mémoire de Dubrovnik (wie Anm. 17); Lyotard treibt das *mémorial* an die Grenze des *immémorial*: dazu P. W. Prado, in: Reese-Schäfer/Taureck (wie Anm. 3), S. 156, Anm. 36, und W. Reese-Schäfer, ebenda, S. 169.
- 20 „Wie kann man Lyotard kommentieren?“, fragt Jacob Rogozinski in Anlehnung an Lyotards ethischen Einwand gegen die Ästhetik der Schrift einerseits und seine Forderung andererseits, den Widerstreit dennoch zu *bekunden*. „Lyotard: Der Widerstreit, die Präsenz“, in: Reese-Schäfer/Taureck (wie Anm. 3), S. 70.
- 21 „Der zerstückelte Körper Dalmatiens“, in: Mémoire de Dubrovnik (wie Anm. 17).
- 22 H. U. Gumbrecht/K. L. Pfeiffer (Hrsg.), Paradoxien, Dissonanzen, Zusammenbrüche. Situationen offener Epistemologie, Frankfurt/M. 1991.
- 23 S. Kent, „Irwin“, in: Time Out (London), 12. August 1987. Siehe M. Liber, „Laibach – Slowenien – Mitteleuropa. Ein Versuch über die 'Neue Slowenische Kunst'“, in: Etappe 1 (Bonn 1988), S. 50-53.
- 24 Interview Anita Kontrecs mit dem Kroaten Albert Goldstein (Typoskript).
- 25 Dazu W. Welsch, Postmoderne: Pluralität zwischen Konsens und Dissens, in: Archiv für Kulturgeschichte, 73 (1991) 1.
- 26 Dieser Text ist gültig für den Februar 1992.
- 27 Siehe den Tagungsbericht Armin Adams zum Hamburger Lyotard-Kolloquium, „Retung durch das Erhabene“, in: Süddeutsche Zeitung, 12. Januar 1990.
- 28 „Welche Lektion aus der südslawischen Katastrophe?“, in: Mémoire de Dubrovnik (wie Anm. 17).
- 29 Siehe Lyotard, Widerstreit, S. 9. „Lyotard gibt deutlich zu erkennen, daß er mit der Vielheit konfligierender Diskurse einen Marxismus ohne Hegel vertritt“, kommentiert B. H. F. Taureck. Vgl. dcrs., Wo steht Lyotard?, in: Reese-Schäfer/Taureck (wie Anm. 3), S. 187.
- 30 Interview mit Anita Kontrec (Dubrovnik, 3. April 1985), in: Mémoire de Dubrovnik (wie Anm. 17); vgl. Anm. 14.

Politische Virulenz von Nationalitätenkonflikten heute aus ethnologischer Sicht

I.

Bisherige Friedens- und Konfliktforschung folgt (vgl. D. Senghaas, 1990) im Falle sog. „ethno-nationalistischer“ Konflikte gleichsam einem im wesentlichen unilinearen Entwicklungs- bzw. Modernisierungsmodell für Prozesse des „nation-building“, demzufolge – im Verlauf und als Ergebnis solcher Prozesse – aus (ethnisch) heterogenen Sozialgefügen amalgamierte homogene Gesellschaften entstehen. Reichen Kräfte und Mechanismen der Modernisierung zur Erreichung dieses Zieles nicht aus, oder wird andererseits ein solcher Prozeß beschleunigt, könnte es reaktiv zur Betonung der „Ethnizität als eines Ausdrucks des Selbstbehauptungswillens von Volksgruppen“ kommen. Darüber hinaus sei zu fragen: ob nicht „Ethnizität gewissermaßen eine Art von vorsozialem Gruppentraditionalismus (ist), der vorgegeben, relativ unwandelbar, im Grunde nicht verhandlungsfähig und damit von erheblicher Eigenständigkeit, Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit ist?“, und: Wann werde (Senghaas, 5) „Ethnizität – die Volksgruppenidentität – politisch virulent?“

Hat ein solches von der Konfliktforschung angenommenes Modernisierungsmodell noch Gültigkeit in Zeiten, da mit dem Niedergang bisheriger Machtstrukturen auch Kräfte und Mechanismen verschwinden, die bisher bei Regelung ethno-sozialer Spannungen so oder so wirksam waren?

II.

- USA: Juden und Afroamerikaner in New York, seit Beginn des Jahrhunderts verbündet im Kampf um soziale Gerechtigkeit, liefern sich blutige Auseinandersetzungen, besinnen sich auf Eigenständigkeit, helfen zuerst den eigenen Leuten, damit sie ihre Identität nicht verlieren im großen Schmelztiegel Amerika (Schwelen).
- Albanien: Blutrache feiert ihre Rückkehr (Miletitch) – Rückbesinnung auf ein ethnischer Identität immanentes Volksrecht?
- Afghanistan: Frühere Feinde verbinden sich zu ethnischen Fronten – von bisher regierungstreuen Milizen und (Dschami-at-) Mujaheddin,

- die nur eines verbindet: gemeinsame Zugehörigkeit zu den usbekischen und tadshikischen Volksgruppen (AFP).
- Belgien:** Vor den Parlamentswahlen von 1991 vertieften regionale und sprachliche Konflikte die Gräben innerhalb politischer Familien in der Parteienlandschaft derart, daß die gemeinsame ideologische Basis belanglos wird (Schmid).
- Indien:** Bisher ein nach innen stark zentralistischer und nach außen militärisch dominierender Staat, lösen zunehmende ethno-religiöse Konflikte den Zusammenhalt der einst locker zusammengefügt und aus verschiedenen Nationen zusammengesetzten Union von Tag zu Tag mehr auf: Kashmir, Punjab, Assam (Wariavwallas).
- Sowjetunion:** Während der Perestrojka kommt es in der Nationalitätenproblematik zu einem scheinbar unvermittelten und nicht vorausgeahnten Umschlag von einem Zustand des nationalen Erwachens zur antizentralistischen Rebellion (Halbach), gleichsam zu einer Rebellion aller Nichtrussen gegen die Russen.

III.

Die autonomen Republiken der Russischen Föderation pochen auf Selbstbestimmung, ethnische Minderheiten – wie die Krimtataren und die Wolgadeutschen – fordern die Wiederherstellung ihrer eigenen Staatlichkeit und Mitspracherecht dabei. Aber anläßlich der Unterzeichnung eines Föderationsvertrages am 1. April d.J. beschwört Rußlands Präsident B. Jelzin das „einheitliche Rußland“: (Es) „war, ist und wird sein“ (dpa).

Doch wie wird es sein?

Die Bevölkerung der Republik Tatarstan (48% Tataren, 43% Russen) hatte sich Tage zuvor mit 61,4% für einen souveränen Staat, der ein Völkerrechtssubjekt ist, das seine Beziehungen zur Russischen Föderation und anderen Republiken und Staaten auf der Grundlage gleichberechtigter Verträge aufbaut, entschieden; erste Reaktion des Vorsitzenden des russischen Verfassungsgerichtes: Die „Unversehrtheit des Territoriums der Föderation“ werde bedroht (Pries). Wie Tatarstan verweigert auch die Tschetschenen-Republik die Teilnahme am Vertrag.

Ging es den (ethnisch) tatarischen Stimmberechtigten in Tatarstan um die Sicherung ihrer „nationalen Identität“ um die Wahrnehmung ihres Selbstbestimmungsrechtes, das von den Vereinten Nationen als politisches Grundrecht der Völker verankert worden ist? – Wenn ja, worum ging es dann den (ethnisch) russischen stimmberechtigten Tatarstan-Bewohnern, als sie für ein souveränes Tatarstan votierten? Ein mehrheitliches Ja auf die Referen-

dumsfrage, so Tatarstans Präsident M. Schaimijew, bedeute keine Trennung von Rußland (Pries).

Bei der multi-ethnischen Zusammensetzung der Bevölkerung der Republik Tatarstan haben Angehörige verschiedenster (turk-, slawisch-, ugrisch- und anderssprachiger) Völker unterschiedlicher Glaubenstraditionen gemeinsam für die Souveränität ihrer Heimatrepublik gestimmt. Offensichtlich spielte hierbei die ethnische Identität des einzelnen nicht die absolut dominierende Rolle. Die Reuters-Meldung anlässlich dieses politischen Ereignisses, das Gebiet der Moslem-Tataren türkischer Herkunft, das rohstoffreiche Tatarstan, sei die größte ethnische Enklave in der Russischen Föderation, ist in ethnischer und ethno-sozialer Hinsicht mehr als unreal, indem sie damit den Eindruck erweckt, man habe es hier mit einer ethnisch determinierten Konfliktsituation zu tun. In diesem Zusammenhang sei ausdrücklich darauf hingewiesen, daß die UN-Charta die Selbstbestimmung der Völker als ein Menschenrecht bezeichnet, jedoch nicht bestimmt, ob diese das Recht auf Loslösung von einem existierenden souveränen Staat impliziert, noch definiert sie den Begriff „Volk“.

IV.

Inter-ethnisches Zusammenleben bi- oder multi-ethnisch strukturierter Bevölkerungen in souveränen Staaten und die sich hierbei gerade in Zeiten gewaltiger Umbrüche entfaltenden Konflikte bedürfen spezifizierterer Herangehensweisen zur Ursachenanalyse und Ausarbeitung demokratischer Lösungsvarianten, die auch politisch gemeinsam mit den betroffenen Bevölkerungsgruppen realisierbar sind.

Konflikte solcher Art stehen nicht nur in Staaten an, wie der Ukraine (russische Dnestr-Republik), Usbekistan (Überfälle auf Mescheten und Kirgisen im Ferghana-Tal) oder Litauen (Verbot von Schulbüchern aus dem Ausland für die polnische Minderheit im Gebiet von Wilnius).

In praktisch allen Teilen der einstigen Union sind es Millionen Menschen russischer, ukrainischer, krimtatarischer, deutscher u.a. Nationalität, die oft seit Generationen – aus welchen Gründen auch immer – außerhalb der Grenzen ihrer angestammten Heimat leben (allein 25 Millionen Russen außerhalb der Russischen Föderation); von der angestammten Bevölkerung dann als „Zugereiste“, „Fremde“, „Fremdnationale“ diffamiert, werden sie nicht selten zu unerwünschten „Ausländern“ in ihrer eigenen, ihrer Vorfahren oder Kinder Heimat. Flucht, Migrationen ungeahnter Dimensionen kündigen sich an, sollte diesen Prozessen ethnischer „Entmischung“ (vgl. Leggewie) nicht Einhalt geboten werden können. In Regionen – weltweit, in denen Migranten Aufnahme finden, sei eine „ethnische Rekombination der (jewe-

ligen) Nation“ zu erwarten, die viel Unruhe bringen werde (Wartenberg). Integration, Assimilierung, Wahrung und Toleranz ethnischer Identität sind angesagt. Doch dazu bedarf es konkreter politischer und gesamtgesellschaftlicher Rahmenbedingungen, um moderne multi-kulturelle/multi-ethnische Gesellschaften offen republikanisch strukturiert zu gestalten und sich demokratisch entfalten zu lassen (Geißler, Cohn-Bendit, Schmid, Oberdörfer).

Besorgt um die eigene nationale Identität (Giscard d'Estaing in Frankreich, vgl. Kostede), warnend vor einer „durchrauten“ und durchmischten Gesellschaft (E. Stoiber in Bayern, vgl. Mathiopoulos), die spezielle Lebensweise ihres Volkes bewahren wollend (Konservative in Europa, de Benoist) –, all dies sind Argumente gegen Zuwanderer, Argumente letztlich für ethnische Entmischung existierender moderner Gesellschaften. Doch auch der klassische Republikanismus verhält sich gleichgültig gegenüber den ethnischen Voraussetzungen von Nationalstaaten, macht er „das Problem unterschiedlicher Volksgruppen zu einer Frage von Minderheitsrechten“ (Kostede), die von der staatstragenden Hauptnationalität des Landes in paternalistischer Manier ethnischen Minderheiten gewährt werden. Ist ein solchermaßen ethno-sozial und ethnisch strukturiertes Gesellschaftsmodell an der Schwelle zum dritten Jahrtausend noch up to date?

V.

Inbesondere seit Beginn des 19. Jh. haben Geschichts- und Sozialwissenschaftler (incl. Ethnologie, Ethnographie) wesentlich zu Gesellschaftstheorie und Ausbildung spezifischer Strukturen der Organisierung des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens im Rahmen entstehender Nationen, Nationalstaaten und Nationalitäten beigetragen. Seit eh und je benutzen wir das Leben und die Menschenrechte von Millionen und Abermillionen Individuen beiderlei Geschlechts und jeden Alters betreffende Begriffe: „Volk“, „Nationalität“, „Nation“. Und ganz gleich, welchen Inhalt wir dem jeweiligen Begriff geben, er dient uns zur individuellen und gruppenweisen Abgrenzung von anderen bzw. Integration mit anderen. Ist anthropologisches, sprachliches, religiöses, kulturell-ethnisches Anderssein, anderes Abstammen und Herkunft offensichtlich, so vermag juristische Festschreibung der Begriffsinhalte durchaus zwischenmenschliche Beziehungen zu instrumentalisieren. Verbunden mit hierarchischen Ordnungsprinzipien und Machtstrukturen scheinen interethnische Konflikte programmiert; ihnen allen ist eines gemeinsam: „Sie haben ihre Ursache darin, daß eine Gruppe, meistens die Mehrheitsgruppe, der anderen Rechte vorenthält und sie damit diskriminiert“ (Geißler).

In diesem Kontext müssen wir Wissenschaftler an uns selbst die Frage stellen, ob und inwieweit wir interethnische Spannungen oder gar Konflikte begünstigen, statt spezifische Ursachen bzw. deren nicht selten emotionale Auswirkungen oder Begleiterscheinungen bewußt mit abzubauen versuchen, wenn wir in unseren Arbeiten Begriffe benutzen, die diskriminierend sind, da sie (wie Farbige, Bunte, Mestizen, Mulatten) das individuelle Menschenrecht verletzen, indem sie das anthropologische Anderssein als die Europäerherausstellen bzw. die gemischte Elternschaft als Abweichung von der Regel (welcher Regel?) sozial festschreiben, oder wenn wir durch andere Begriffe (wie z.B. Völkerschaft oder ethnische Minderheiten) ganzen Völkern, insbesondere an Zahl kleinen, autochthonen Völkern, gleichsam gesellschaftliche Inferiorität bescheinigen, da sie nicht alle Bedingungen für eine Nation bzw. Nationalität entsprechendeuropäisch-abendländischem Geschichtsverständnis erfüllen (Hartwig).

Neu zu durchdenken wäre, ob auch die immerhin rund 2 Millionen zählenden Rußlanddeutschen als eine ethnische Minderheit zu bezeichnen sind. Ihre Zwangsvertreibung durch Stalin 1941 hatte zu sehr disperser Siedlungsweise in Mittelasien und Südsibirien geführt, wodurch sie nur in kleinsten Regionen die Bevölkerungsmehrheit bilden. Die Wiedererlangung territorial fixierten Heimatrechtes ist für den Fortbestand des deutschen Ethnikos in Rußland von essentieller Bedeutung, geht es doch zugleich um die Überwindung jeglicher Diskriminierung dieses Volkes.

VI.

Ganz im Sinne (west-) europäischen und insbesondere deutschen traditionell konservativen Nation- und Nationalitätsverständnisses begründeten Gelehrte anderer Staaten die Nationwerdung ihres eigenen Vaterlandes. Zu Beginn unseres Jahrhunderts sah R. Garcia Granados in Mexiko die umfassende anthropologische, sprachliche und kulturelle Mestizisierung der indianischen und kreolischen Bevölkerungsteile als unabdingbar für die „formación de la nacionalidad“ ab, doch das einst erstrebte Ziel „ethnischer Homogenität der Nation“ hat Mexiko bis heute nicht erreicht. Nach 500 Jahren Conquista sind das gewachsene ethnische Identitätsbewußtsein der indianischsprachigen Völker und das „mexicanidad“-Gefühl des spanischsprachigen mexikanischen Ethnikos die ambivalenten Bestandteile der ethnischen Spezifik der Mexikanischen Republik, einer historisch entstandenen Nation als eines Ethno-sozialen Organismus (ESO – nach Bromlej), dessen ethnische Komponente sich seit jeher durch ihren multiplen Charakter auszeichnet. Seit den durch die Bürgerkriegsunruhen in Mittelamerika verursachten Flüchtlingswellen in den Süden des Landes, der Außenmigration von Braceros nach den

USA sowie der zunehmenden Binnenmigration aufgrund nationaler Wirtschaftsprobleme erlebt Mexiko durchaus eine „ethnische Rekombination“ im gesamtationalen Maßstab. Ethnische „Entmischung“ scheint vorerst der Alten Welt eigen zu sein; Konservative suchen sich durch Betonung der eigenen Ethnizität abzuschotten, doch auch hier ist multi-ethnisch/multikulturelle Rekombination die gegenläufige Bewegung, die ihre Kraft aus der ethnischen Identität der sich integrierenden Gruppe erlangt.

Das o.g. unilineare Entwicklungs- und Modernisierungsmodell als wesentlichem Denkansatz für die Untersuchung „ethno-nationalistischer“ Konflikte dürfte speziell im Hinblick auf einen womöglich gar „vor-sozialen“, im Grunde nicht verhandlungsfähigen Gruppentraditionalismus so notwendige Konfliktlösungsmöglichkeiten verbauen. In etwa gleicher Richtung scheint Cohn-Bendits/Schmids Entgegnung auf Scheinheiligkeit und Gefährlichkeit der „Entrüstung über den Fremdenhaß“ in Deutschland zu liegen: „Wenn die Geschichte irgend etwas lehrt, dann dies: Keiner Gesellschaft war je der zivile Umgang mit dem Fremden angeboren. Vieles spricht dafür, daß die Reserve ihm gegenüber zu den anthropologischen Konstanten der Gattung gehört“. Was zu beweisen wäre: Ethnographische Quellen enthalten durchaus Belege für den gegenläufigen Tatbestand: für bewußtes Zugehen auf den Fremden – im Sinne von nicht zum eigenen, territorial-politisch determinierten Gemeinwesen Gehörenden –, um kritische Situationen ohne Gewaltausbrüche zu überwinden.

Thesen zu Nation, Nationalstaat und Universalismus

1. Es gibt auch andere Formen der Staatsbildung als den Nationalstaat. Mit Demokratie hat sich bislang keine davon als kompatibel erwiesen. Die historischen Verlaufsformen der Nationbildung sind kontingent. Es gibt keine geschichtlichen und schon gar keine biologischen Notwendigkeiten, sich gerade in der Form, wie es dann geschehen ist, zu einer Nation zusammenzufinden. Die Bildung einer bayerischen oder bayerisch-österreichischen Nation kann immerhin als Denkmöglichkeit erwogen werden.
2. Nationalistisches Denken, das den rechtfertigenden Überbau der Nationbildung bot, hat über die Nicht-Notwendigkeit dieses Zusammenhangs immer hinwegzutäuschen versucht. Die britische Nation umschloß ja nicht nur Engländer, sondern auch Schotten, Waliser und sogar Iren. Nicht einmal die „Grande Nation“ Frankreichs ist ein ethnisch einheitliches Gebilde. Okzitanier, Bretonen, Korsen usw. hätten ja durchaus auch eine eigene Nation bilden können. Regionalistische Bewegungen machen derartige Konfliktlinien immer wieder deutlich.
3. Die Kritiker der modernen Nationalstaaten, aber auch ihre Rechtfertigungsideologen, werfen sie häufig mit ethnischen Staatsbildungen durcheinander. Ethnos und Demos können gar nicht streng genug voneinander getrennt werden. Der Hauptvorwurf gegen Nationbildungen ist, daß sie nicht notwendig demokratisch sind. Das gilt auch für alle anderen Staatsbildungsformen inklusive supranationaler Organisationen wie der EG.
4. Nationalstaaten sind notwendige, aber nicht hinreichende Voraussetzung von Demokratie. Der Übergang der politischen Legitimation von den Fürstenhäusern (oder der leninistischen Herrschaftsklasse) auf das Volk, die Revolution also, erfordert eine politische wie organisatorische Festlegung, wer denn nun das Volk sei und wie es sich von anderen abgrenze. Zu jeder demokratischen Abstimmung gehört nun einmal konstitutiv die Festlegung, wer stimmberechtigt ist, wer die Trägergruppe der Legitimation ist.

5. Die Grenzen sind zwar kontingent, aber nicht willkürlich. Sie pflegen sich zu ergeben durch historisch gewachsene Zusammengehörigkeitsgefühle, deren Träger meist die Mittelschichten sind. Wir erleben zur Zeit einen von Teilen dieser Schichten getragenen Nationbildungsprozeß, der auf eine gesamteuropäische Nation zielt. Auch das ist vorstellbar. Die Vereinigten Staaten von Europa sind nur durch einen solchen Prozeß des „nation building“ möglich, also auf dem Weg über den freiwilligen und vom öffentlichen Bewußtsein getragenen Zusammenschluß von Nationalstaaten, nicht aber als bloß bürokratische Einheit. Die bürokratische Einheit wäre die moderne Form der fragwürdig legitimierten Vielvölkerstaaten und wird deshalb zu Recht mit Mißtrauen betrachtet. Die Einheit bedarf statt dessen eines gewissen kulturellen Homogenitätsgefühls, das die in der Tat beeindruckende Vielfalt in Europa durchaus als Moment des eigenen Selbstbewußtseins integrieren kann. Gegenüber dieser werdenden Nation werden „Frankreich“, „Deutschland“, „Italien“ usw. dann weniger wichtig, wenn auch durch große kulturelle und sprachliche Traditionen auch auf Dauer bedeutender als Bayern oder Friesland sein, wo es zur Ausbildung einer eigenen Schriftsprache ja nicht gekommen ist. Auch dies ist aber ein nichtnotwendiger Prozeß. Voraussagen läßt sich nur, daß seine ohnehin sehr große Unwahrscheinlichkeit ohne Demokratisierung der EG noch größer anzusetzen ist.

6. Einem Fundamentalkritiker des Nationalstaatskonzepts wie Peter Glotz („Der Irrweg des Nationalstaats“) mangelt es an Verständnis dafür, was demokratische politische Legitimation überhaupt bedeutet. Es gibt keine praktischen Beispiele für demokratische Alternativen zur Verknüpfung von Volkssouveränität und Nationalstaat. Die Schweiz ist eine Geschichtsnation, wie auch die USA. Auf ethnische oder religiöse Einheitlichkeit kommt es dabei nicht an, auch wenn diese (wie z.B. in den USA die anfängliche protestantische Dominanz) vieles erleichtert.

7. Die schrecklichen Dinge, die Peter Glotz der Verbindung von Nation und Volkssouveränität vorwirft, sind nicht direkte Konsequenzen dieser Verbindung, sondern vielmehr die Folgen der Eliminierung des demokratischen Elements.

8. Das Gegenkonzept von Glotz ist der (in seinen Vorstellungen demokratisierte) Vielvölkerstaat nach dem Vorbild der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie. Entsprechend lehnt er die „platte Mehrheitsregel“ ab und ist für einen kooperativen Föderalismus mit supranationalen Zügen, der ethnischen, sprachlichen, rassischen oder religiösen Minderheiten Sonder-

rechte einräumt, so daß diese nicht permanent von immer gleichen Mehrheitsgruppen überstimmt und dadurch aus dem Großreich ausgegrenzt und entsprechend zum Wunsch nach einem eigenen Nationalstaat getrieben werden. Diese Idee ist hochgradig problematisch. Vielvölkerstaaten wie Österreich-Ungarn, der südslawische Staat oder gar die Sowjetunion ließen sich bisher nur mit diktatorischen Mitteln zusammenfügen und zusammenhalten. Immer wurde eine Staatssprache: das Deutsche, das Russische, weitgehend durchgesetzt. Die Führungsschichten waren im wesentlichen von einer Nationalität dominiert. Demokratisierung solcher Staatsgebilde ohne Zerfall ist schon aufgrund ihrer Heterogenität nicht recht vorstellbar. Der kooperative Föderalismus ergibt einen Staat mit unterschiedlichen Gruppenprivilegien, keinen modernen Staat von im Prinzip gleichberechtigten Bürgern.

9. Es ist ein auf den ersten Blick berechtigter Einwand, daß manche Nationalstaatsbildungen schon aus wirtschaftlichen Gründen zu klein, zu flickenteppichartig wären. Entscheidend ist aber auch hier die Freiwilligkeit. Die verantwortlichen Regierungen solcher neuen Staatsbildungen etwa in Osteuropa streben ja durchaus eine Anlehnung an größere Einheiten, wie z.B. die EG, an. Es kann vernünftigerweise nicht in ihrem Interesse sein und auch nicht von ihnen verlangt werden, daß sie sich auf andere, offenkundig weniger effiziente Einheiten orientieren sollen. Im übrigen sollte bedacht werden, daß die kleinsten Nationen Europas, wie die Schweiz, Luxemburg, Belgien oder Dänemark, auch zu den reichsten gehören. Dänemark hat ungefähr soviel Einwohner wie St. Petersburg. Gerade die Beneluxstaaten und die skandinavischen Länder sind ein Beleg dafür, daß Kleinstaaten nicht unbedingt ein strukturloses Chaos ergeben müssen, wie das viele in Großraumordnungen denkende Politiker und Historiker annehmen.

10. Ein wirkliches Problem der Nationalstaatsbildung liegt in den lange ansässigen Minderheitsgruppen, wie den Sorben in Ostdeutschland, den Dänen in Schleswig-Holstein, den Polen in Litauen, den Serben in Kroatien, deren Assimilation und Integration unter Verzicht auf die eigene Kultur gerechterweise nicht zugemutet werden kann (im Unterschied zu den Einwanderern, die wissen, wohin sie kommen und worauf sie sich einlassen). Die wichtigste Lehre aus den Nationalstaatsgründungen der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts dürfte sein, daß solche Rechte nicht nur Respekt, sondern vorrangigen Respekt verdienen – auch wenn das dann erforderliche mehrkulturelle Erziehungssystem höhere Kosten erfordert als die Edukation der Mehrheitsgruppe. Minderheitenrechte dieser Art sind aber weniger als Gruppenprivilegien.

11. Nationale Identität ist nie „natürlich“, sondern immer „gemacht“. Peter Glotz hält die mangelnde Naturwüchsigkeit für einen Vorwurf, meiner Ansicht nach spricht sie dafür, daß die Nationbildung ein politischer und kein ethnischer oder gar rassistischer Prozeß ist.

12. Die Gemeinsamkeit, die die Nationbildung bestimmt, besteht im wesentlichen in gemeinsamer Geschichte und der daraus sich ergebenden Kultur. Diese Gemeinsamkeit könnte und sollte die einer offenen Gesellschaft sein, die andere aufzunehmen imstande ist und die ihre Minderheiten tolerant behandelt. Eine „substanzielle Gleichheit“, eine strikte Homogenität, wie Carl Schmitt sie in seiner „Verfassungslehre“ von 1928 fordert, ist ein unnötiges, überzogenes und gefährliches Konstrukt. Nicht erst die rassistisch begründete Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten hat Schmitts Idee, die Homogenität könne – je nach Belieben, aber in dieser Reihenfolge – auf „Vorstellungen gemeinsamer Rasse, Glauben, gemeinsames Schicksal und Tradition“ gegründet sein, als falsch erwiesen. Sie war von Anfang an falsch. Es gibt nationale Integrationsformen, die nur im Verbrechen münden können. Philosophisch gesprochen sind das solche Integrationsformen, die auf die Substanz zielen und diese homogenisieren wollen. Sie haben kein Verständnis für die Kontingenz dessen, was sich historisch ergibt. Schmitts juristische Logik verwechselt in gefährlicher Weise zwei Ebenen: die strukturelle Anforderung der Nationbildung und deren konkret-historische, nicht-notwendige Form im einzelnen. Theoretisch wird die Geschichte vernichtet, praktisch sind Menschen die Opfer. Falsche Homogenitätsvorstellungen legen das Verbrechen nahe, nämlich die Ausrottung oder Vertreibung angeblich nicht in diese Homogenität passender Personen.

13. Der Universalismus der Menschenrechte ist deshalb ein notwendiges Korrektiv zum Nationalstaat. Er sollte in der Zielperspektive nicht mehr nur eine normative, sondern eine tatsächlich sanktionierbare Einschränkung der Souveränität von Nationalstaaten bedeuten, in dem Sinne, daß die einzelnen Staaten sich nach und nach bereitleben sollten, nicht nur die Charta der Menschenrechte, sondern auch ein Interventionsrecht der Vereinten Nationen bei eklatanten und auf andere Weise nicht auszuräumenden Verstößen zu akzeptieren. „Einmischung in innere Angelegenheiten“ ist als Korrektiv erforderlich.

14. Dieser Universalismus ist aber kein staatenbildendes Gegenkonzept zum Nationalstaat. Gegen die Vorstellung einer Weltnation spricht zu viel. Ein Weltvolk, das sich demokratisch konstituiert, ist wohl nicht einmal als Ziel

oder Utopie vorstellbar. Es sind nicht grundsätzliche Erwägungen, die dagegen sprechen (warum sollte die vom Volk ausgehende Gewalt nicht wirklich von allen gemeinsam ausgeübt werden?), sondern pragmatische, nämlich Fragen der Bürgerferne, der gemeinsamen Entscheidungsfindung, der Organisation der Kommunikation zwischen den Bürgern und ihren Vertretern und die mögliche Paralyisierung der Willensbildung durch die erheblichen Gegensätzlichkeiten der Interessen und Voraussetzungen.

15. Der direkte Versuch, den Menschenrechtsuniversalismus in einer Welt-nation zu realisieren, würde deshalb sehr wahrscheinlich zu schlimmstem Terror führen, also in sein Gegenteil umschlagen. Es macht wohl mehr Sinn, die Menschenrechte von den Individuen her zu denken, also als Rechte jedes Einzelnen, nicht eines „Über-Wir“ (Odo Marquard). Ein strenger Universalismus, der der Bevölkerung fernster Länder den gleichen Förderungsumfang angeheißen lassen wollte, wäre zu abstrakt, um Zustimmung zu finden, d.h. er wäre nicht demokratisch, sondern nur durch Zwang durchsetzbar.

16. Die Identitätsorientierungen der Menschen richten sich heute (anders als vor 1945, als der engste Nachbar der schlimmste Feind war) an den Netzwerkstrukturen abnehmender Nähe aus. In die europäische Kasse ist man ein Vielfaches dessen zu zahlen bereit, was man an die Dritte Welt zahlt. Gleichzeitig ist ein gewisses Einfluß- und Mitspracherecht offenbar gerade zur demokratischen Legitimation unvermeidlich. Hier konkurrieren die eigenen demokratischen Legitimationsansprüche und die Selbstbestimmungsrechte der anderen.

17. Die Mehrheitsmeinung in der deutschen Linken war von internationalistischen Orientierungen geprägt, die nicht hinreichend durchdacht waren und die deshalb, als konkrete Handlungsanweisung und nicht nur als Weltbürgergefühl genommen, regelmäßig zum Scheitern führten. Der feierlich deklarierte Internationalismus des Proletariats hat sich im entscheidenden Moment, nämlich 1914, als unwirksam erwiesen. Seit Stalin war er bloße Legitimationsideologie sowjetischer Machtpolitik. Sympathien für Menschen anderer Länder hat es damals wie heute gegeben. Sie reichen aber nur zu humanitärer Hilfe, zu Spenden und zur gewaltfreien Unterstützung gegen Unterdrückung. Das verdient jede Förderung, hat aber nichts mit den Grundlagen der Politik, nämlich den Strukturen des demokratischen Gemeinwesens zu tun. Der Fehler war, dies zu verwechseln, nicht aber die internationalistische Orientierung selbst.

18. Umgekehrt ist rechtes Denken nicht notwendig nationalistisch. Echte Konservative pflegten im vorigen Jahrhundert den Vielvölkerstaat der Habsburger und den Deutschen Bund gegen die nationalistischen Umtriebe des Wartburgfestes und der Studentenschaft zu verteidigen. Nach der faschistischen Katastrophe des deutschen Nationalstaates lag die Frage nahe, ob die Donaumonarchie nicht vielleicht doch die bessere Idee war. Die Gleichung rechts = nationalistisch, links = internationalistisch, hat so nie gestimmt.

19. Die deutsche Teilung wurde von vielen Kritikern der Wiedervereinigung als gerechte Strafe für die zwei Angriffskriege der Deutschen und den Völkermord an den Juden aufgefaßt. Die Teilung konnte als Strafe aber nur von jemanden empfunden werden, der die Einheit in irgendeiner Form noch wünschte. Für jemanden, der die Zweistaatlichkeit als selbstverständlich hingenommen hatte, war sie keine Strafe mehr. Die Denkfigur der Teilung als Strafe setzte also die Vorstellung bzw. das Gefühl der Einheit voraus. Es handelte sich um eine Art negatives Nationalstaatsdenken.

20. Die Rhetorik der Bestrafung hatte, obwohl sie meist mit einer Verurteilung des „Nationalismus“ zusammen auftrat, diesen keineswegs überwunden. Sie beruhte vielmehr auf ihm, es handelte sich um einen uneingestanden „negativen Nationalismus“. Diese Erscheinung hat Georg Orwell, der bedeutendste Autor der nichtstalinistischen Linken in Europa, im zweiten Weltkrieg bei einigen britischen Intellektuellen beobachtet. Diese waren sehr zufrieden, als Singapur von den Japanern erobert und die Briten aus Griechenland vertrieben wurden, während sie nur sehr unwillig die guten Nachrichten zur Kenntnis nahmen, zum Beispiel vom Sieg bei El Alamein oder von der Zahl der deutschen Flugzeuge, die in der Luftschlacht um England abgeschossen wurden. Es war nicht so, daß diese Linksintellektuellen den Sieg Deutschlands oder Japans wünschten; aber für viele war es ein gutes Gefühl zu sehen, wie ihr eigenes Land erniedrigt wurde. Diejenigen, die in der Außenpolitik für sich den „Durchblick“ beanspruchten, urteilten nach dem Prinzip, daß alles, was England nütze, schlecht sein müsse (vgl. Orwell, Notes on Nationalism, 1945).

21. Dieser Hinweis ist deshalb wichtig, um zu erkennen, daß es sich bei der Gegnerschaft vieler linker Intellektueller in Deutschland gegen die Wiedervereinigung keineswegs um spezifisch deutsche Querelen handelt. Viele haben ja die Ablehnung der deutschen Einheit ausgegeben als eine besonders vorbildliche Form der Vergangenheitsbewältigung. Ich vertrete dagegen die

These, daß diese Einstellung in Wirklichkeit ältere Wurzeln hat, die in einem hochproblematischen Zug liegen, der für große Teile linken Denkens charakteristisch ist. Man beansprucht für sich die aufgeklärte, historisch überlegene Position, die Fähigkeit, Politik und Wirtschaft zu „durchschauen“. Wenn aber, wie meist im täglich-politischen Handgemenge, die dafür erforderlichen Reflexionsleistungen nicht erbracht werden können, behauptet man ohne selbständiges eigenes Denken einfach das Gegenteil dessen, was die Konservativen sagen – zumal die Negation mit höherem Aufmerksamkeitswert rechnen kann, besonders, wenn sie moralisierend auftritt. Das ist zwar nicht mehr aufgeklärt, weil nicht mehr selbständig gedacht, gilt aber immer noch als „fortschrittlich.“

22. Eine Schlußthese zu den deutschen Minderheiten in der Sowjetunion: Sie sind nicht als Russen, sondern weil sie als Deutsche angesehen wurden, nach Kasachstan deportiert und damit aus ihren sozialen und ökonomischen Lebensgrundlagen herausgerissen worden. Es ist inzwischen ein Topos der linken Diskussion zu diesem Thema geworden, daß das Grundgesetz einen „völkischen“, auf dem „ius sanguinis“ basierenden Begriff der Staatsangehörigkeit habe. Daraus leitet sich der Vorwurf der „Deutschtümerei“ ab. Ich vertrete die These, daß es auf diesen Punkt nicht ankommt und daß seine ständige Betonung nur eine polemische, keine argumentative Funktion hat. Die Rußlanddeutschen sind nicht wegen ihres „Blutes“ Deutsche, sondern werden aus politischen Gründen als homogene ethnische Minderheit angesehen und verstehen sich auch selbst so. Die Vertreibung haben sie wegen des deutschen Angriffs auf die Sowjetunion 1941 erlitten. Die Folgen betreffen, weil die Deportation nach 1945 nicht rückgängig gemacht wurde, auch noch die Nachfolgenerationen. Aus diesem politischen Grund sollte man ihnen das Anrecht auf Einwanderung in die Bundesrepublik gewähren.

Implosion und Explosion: Der Niedergang des Staatssozialismus und die nationale Frage

Eigentlich sollten die Geistes- und Sozialwissenschaften dem altrömischen Grundsatz folgen „sic tarquisses...“ und eine längere Denkpause einlegen. Schließlich haben sie auf doppelte Weise versagt: Gleich, ob Geschichte, Philosophie, Politologie oder Soziologie, sie erwiesen sich – unabhängig davon, um welche Schule es sich handelte – als unfähig, einmal die Implosion des Staatssozialismus zu prognostizieren, wie sie zum anderen sich nicht weniger unfähig zeigten, die aus der *Implosion* des Imperiums resultierende nationale *Explosion* zu diagnostizieren.

Das Elend der Theorie angesichts einer auf chaotische Weise erneut offenen Geschichte ist unübersehbar. Die Fülle der im Zeichen der Postmoderne formulierten Theorieangebote steht im umgekehrten Verhältnis zur Fähigkeit, die in Permanenz mutierende Realität zu fassen. Anlässlich einer internationalen Debatte an der Universität Chicago (Februar 1991) zum Thema „Social Sciences and Revolution in Eastern Europe“ wurde deshalb der Ausweg logischerweise im dezidierten Bekenntnis zur Chaostheorie gesucht.

Eine exakte historische Bestimmung der transformatorischen Prozesse in den postsozialistischen Staaten steht noch aus. Der Versuch, diese Umwälzungen durch bloße Analogieschlüsse und Extrapolationen der Revolutionserfahrungen des 18. und 19. Jh. zu entschlüsseln – etwa im Sinne von François Furet: 1789 sei die Zukunft von 1917 – haben bislang wenig zur Erhellung beigetragen. Die Krisensyndrome betreffen nicht mehr – wie einst – Weltausschnitte, sie sind längst zu Merkmalen einer allgemeinen Zivilisationskrise, die nach dem Wegfall des Schibboleths des Systemkonflikts in aller Schärfe hervortritt, herangewachsen. Selbst die von Jürgen Habermas postulierte „Nachholerevolution“ oder, wie Jürgen Kocka wiederholt leicht modifizierte: „Aufholerevolution“, landen am Ende bewußt oder unbewußt beim Fukuyamaschen teleologischen Modell: der Sinn der Geschichte erfülle sich in der liberalen Demokratie, wie kritisch man auch immer diesen Begriff deute. Alternativen kommen in der Geschichte nicht vor: Faschismus, Kommunismus seien gescheitert; für theokratischen Fundamentalismus stehe ein Scheitern zu erwarten (Ralph Buultjens). Was heißt dann noch offene Ge-

schichte? Welche realen Möglichkeiten – von Ausnahmen abgesehen – bestehen, Geschichte „nach-“ oder „aufzuholen“ im Rahmen eines Weltsystems, das (lt. Immanuel Wallerstein) in Zentren, Peripherien und Sub- bzw. Halbperipherien konstituiert ist? Wie groß ist speziell in Europa die Gefahr, daß nach dem Ende des militärischen Gleichgewichts die traditionelle historische Realität des West-Ost-Gefälles wieder auf Dauer durchschlägt? Ist die Welt wirklich, wie Arthur Schlesinger 1990 formulierte, auf dem Wege, „fair, mitleidsgeprägt und frei“ zu werden oder droht nicht eher die Teilung des Globus in ein reiches Fünftel und vier arme Fünftel nunmehr auf Europa durchzuschlagen? Spätestens Los Angeles und die grassierende Migrationsfurcht Europas haben gezeigt, daß die Dritte Welt längst kein externes Problem mehr ist, sondern immer neue Dritte-Welt-Inseln eine innere Herausforderung der Ersten Welt darstellen. Viel erschreckender noch: das gegen alle Warnsignale mit dem Umweltgipfel in Rio de Janeiro (Juni 1992) manifest gewordene globale Versagen der politischen Klasse.

Was das Aufgehen der nationalen Frage in Ost-, Südosteuropa und Mittelasien als Folge der Implosion des Imperiums angeht, gibt es die widersprüchlichsten Interpretationsangebote: Auf der einen Seite die fundamentalistische Kritik an Nationalstaat und Nationalismus als Irrwege historischer Entwicklung – Peter Glotz und Minc können dafür als paradigmatisch gelten; andererseits die enthusiastische These des englischen Historikers Michael Howard, daß die postsozialistische Welt einen „Völkerfrühling“ wie weiland 1848 erlebe.

Bemerkenswert ist die Lautlosigkeit, mit der die einst propagierte Auffassung, derzufolge Europa bereits in die postnationale Phase eingetreten sei, folglich nicht mehr der National-, sondern der Verfassungsbürger die politisch-gesellschaftliche Realität bestimme, ad acta gelegt worden ist. Requiem für die schöne Illusion: Jean-Jacques Rousseau unter den Bedingungen der freien Marktwirtschaft; statt des „bon sauvage“ den „bon citoyen“? Trotzdem bleibt die Fähigkeit der Intelligenz, aus dem Fiasko der eigenen Theorien Kapital zu schlagen, bemerkenswert: Neue Theoriefülle als Kaschierung der virtuellen Theoriekrise. Europa hustet, und die Welt ist krank.

Nationwerdung impliziert stets einen doppelten Vorgang: Erstens und am deutlichsten die *Abgrenzung* gegen außen – das Wissen um das Anderssein, die Unfähigkeit, der Unwille, im Fremden Eigenes wahrzunehmen: *natio natus lupus*; zweitens das Bemühen um Eigenverständnis nach innen: der *integrative* Aspekt: die Sprache, Kultur, Mentalität, Wirtschaft, Gesellschaft, Territorium (letzteres für den Fall, daß Staat und Nation zusammenfallen). Extremste und archaischste Form der Abgrenzung ist das ethnisch und/oder religiös fixierte Nationalkonzept.

Die Nation und der Nationalstaat sind vom Ursprung her ein spezifisch *europäisches* Phänomen, untrennbar mit der Epoche der Moderne, d.h. dem Herauswachsen aus der feudal-ständischen Gesellschaft und der Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft verbunden, wobei ausgeprägter Absolutismus und bürgerliche Revolution (Christopher Hill spricht für die Zeit nach 1660 von „Londonization“ Englands; Frankreich als „Grande Nation“) wesentliche konstitutive Prozesse darstellen.

Wenn aber – wie Jürgen Habermas meint – das Projekt der Moderne noch unvollendet sei, heißt dies dann nur, daß die Potenzen der – wie auch immer zu definierenden – „Vernunft“ noch nicht erschöpft seien oder prolongiert sich damit auf gleiche Weise das (eigentlich doch inzwischen postmodern überholte) Phänomen Nation. Was nichts anderes hieße, als das Stadium der Postnationalität neu durchdenken zu müssen; oder radikaler formuliert: eurozentrische Befangenheit konsequent aufzugeben.

Zu den neuen Theoremen der postsozialistischen Ära gehört die These vom Ende der Ideologien. Bereits diese These ist selbst wieder pure Ideologie: Gesellschaftliches Dasein ist stets an Ideologie gebunden. Der junge Marx hat den Historikern heftig angekreidet, sie würden jeweils „die Illusion der Epoche“ teilen. Folglich wäre zu fragen, von welchen Ideologien wir uns jetzt verabschieden, um uns nolens volens anderen zuzuwenden, vielleicht – weil gebrannte Kinder der Epoche – vorsichtiger, aber kaum weniger intensiv. Zu den fundamentalistischsten Formen von Ideologie, die gegenwärtig das politische Bild bestimmen, gehört zweifellos der Nationalismus Ost- und Mitteleuropas. Offensichtlich ist Ideologie nur durch Ideologie zu überwinden: der einstige Internationalismus durch den jetzigen Nationalismus.

Walter Reese-Schäfer betont in seinen Thesen, es habe sich lediglich der Nationalstaat mit Demokratie als kompatibel erwiesen. Wenn aber der Nationalstaat eine originär europäisch-westliche Einrichtung ist, erhebt sich die Frage, wie es um Nation, Nationwerdung und Demokratie außerhalb dieser geographisch-historisch-kulturell-wirtschaftlichen Sphäre bestellt sei. In seiner „Unfinished History of the World“ – vorweggenommene Gegenpointe zu „The End of History“? – bemerkte Hugh Thomas (1979): „Wer dem Westen neue Kraft wünscht, sollte auch nicht vergessen, daß die Freiheit in Form der repräsentativen Demokratie ... nur in Ländern besteht, die irgendwann von dem absoluten Wert gespeist wurden, den das Christentum der Einzelseele beimißt.“ Die „Latinitätsthese“ von Immanuel Geiss (1992) entspricht dem völlig. Speziell der ab 1945 bzw. 1960 (Jahr Afrikas) forcierte Dekolonisierungsprozeß verband sich mit der Vorstellung eines gesteuerten „nation-building“. Dieses nation-building bildete als Teil einer an westlichen Entwicklungsmodellen orientierten Strukturpolitik nicht weniger als die

Variante einer von den Metropolen verschriebenen Nachholerevolution: innerhalb von zwei bis drei Generationen einen Angleichungsprozeß zu vollziehen, wofür die westlichen Gesellschaften – mit dem Ausnahmefall Japans – bekanntlich etwa 300 bis 400 Jahre benötigten. Vergeblich predigte Frantz Fanon den Anspruch der „Verdammten dieser Erde“ auf eigene historische Wege. Die Folge bestand darin, daß dieser Vorgang – wie jede Forcierung historischer Prozesse – über das Maß ihrer organisatorischen Eigendynamik hinaus – zur Stunde der Exekutive und der außerökonomischen Gewalt geriet. Was konkret hieß: Diktatur, in der Regel Militärdiktatur, gleich ob nationalistischer oder sozialistischer Provenienz. Die Armee und/oder andere exekutive Institutionen übten in mehrfacher Hinsicht eine kompensatorische, d.h. das Fehlen oder die Schwäche organischer historischer Faktoren/Bedingungen ersetzende Funktion aus. Vor allem betraf das:

1. Die Schwäche oder das Fehlen einer selbständig organisierten und die eigenen emanzipatorischen Ansprüche artikulierenden Massenbewegung. Bäuerliche, kleinbürgerliche, proletarische Schichten fungierten in der Regel als manipulierbare quantitative Größe politischer Entscheidungsprozesse. Die dogmatisierte marxistische Theorie hat sich prinzipiell geweigert, der dualistischen und plurivalenten Funktion von Volksbewegungen in revolutionären und reformerischen Prozessen gesellschaftlichen Umbruchs Rechnung zu tragen.
2. Die Ersatzfunktion für eine fehlende oder schwache wirtschaftliche und politische Hegemonialklasse. Vor allem der Kompradorencharakter der entstehenden Bourgeoisie und Staatsbürokratie (einschließlich der „militärischen Intelligenz“) und die periphere Einordnung in das System der weltwirtschaftlichen Arbeitsteilung (Subjekt-Objekt-Regionen) verhinderten eine Nationalstaatsbildung und Demokratieentwicklung „modernen“ Typs. Damit perpetuierte sich die „Nachholeentwicklung“ (gleich ob mit oder ohne Entwicklungsdiktatur) ins Unendliche. Jedes hegemonial bestimmte Welt-system – auch das auf der neuen Herrschaftstriade USA-Westeuropa-Japan fußende – hat diese Konstellation zur existentiellen Voraussetzung.
3. Die innere Schwäche und die untergeordnete Stellung in einem dominant strukturierten Weltsystem werden in letzter Instanz auf irrationale Weise kompensiert, d.h. durch Ausweichen in die zahllosen Spielarten fundamentalistischer Politik.

Der nationale Aufbruch in Ost- und Südosteuropa stellt das politisch-ideologische Europakonzept auf eine schwere Zerreißprobe:

- Wo soll „Europa“ enden: an der Oder, am Bug, am Ural? Wird im Südosten die Grenze unter Einschluß Sloweniens, Kroatiens, Slawoniens und Bosnien-

Herzegowinas gegen die Serben gezogen: Römisch-katholisches gegen griechisch-orthodoxes Christentum?

- Wie wird „Europa“ mit der Tatsache fertig, daß sich die Dritte Welt nicht mehr auf das „fernab“ liegende Afrika, Asien und Lateinamerika beschränkt, sondern über die tendenzielle Tiersmondisierung erheblicher Teile Ost- und Südosteuropas zur Realität im eigenen Kontinent wird?

Damit droht das Projekt der Festung Europa gegen den „Rest“ der Welt nicht nur von außen, sondern auch von innen her zu scheitern. Europaideologie entlarvt sich als ein auf kontinentale Ebene gehobener Supranationalismus: das andere Ende der postnationalen Hoffnungen – „Schimäre des europäischen Superstaates“ (Gerda Zellentin, 1992).

Während das „nationale Projekt“ in den neuzeitlichen Revolutionen Europas progressiv besetzt war, zeichnet sich im Verlauf des 19. Jh., wesentlich von der Romantik beeinflusst, eine konservativ-restaurative Vereinnahmung des Projektes ab. Ein besonderes Kapitel stellt das – grob formuliert, weil notwendigerweise extrem vereinfachend – Versagen der Linken in der nationalen Frage dar. Allerdings geht die Formel: links = internationalistisch, konservativ = nationalistisch, nicht auf; schließlich bliebe noch das liberale Oszillieren zwischen Kosmopolitismus und Nationalstaat einzuordnen. Der eigentliche Spagat der Linken bestand in der Anstrengung, das Bekenntnis zum Recht auf nationale Selbstbestimmung mit dem nicht weniger nachhaltigen Bekenntnis zum Internationalismus auf einen Nenner zu bringen. Daß Marx und Engels von der Hegelschen Vorstellung über „historische“ und „nichthistorische“ Völker als Träger des Fortschritts (alias „Weltgeist“) nicht unbeeinflusst geblieben sind, belegen ihre wenig vorteilhaften Urteile über die kleinen slawischen Völker oder die Art, wie sie bei aller Kritik die englische Politik in Indien rechtfertigten. Lenin selbst verkörperte den Gegensatz mit der Anerkennung der Unabhängigkeit Finnlands einerseits und mit der Unterdrückung der georgischen Nationalbewegung andererseits. Das idealtypische Lösungsangebot für die nationale Frage unter den Bedingungen einer sozialistischen Gesellschaft findet sich in der Arbeit von Stalin aus dem Jahre 1913. Mit der konservativen Nationalisierung der Russischen Revolution und des Staatssozialismus entartete dieser emanzipatorische Denkansatz zu einer modernisierten Version des traditionellen großrussischen Chauvinismus, der wesentliche Elemente des zaristischen Kolonialimperiums fortsetzte.

Die aktuelle Totsagung des Marxismus wird allerdings dazu führen, daß eine Aufarbeitung durchaus nachhaltiger Leistungen auf dem Gebiet der nationalen Frage zunächst aus dem Bewußtsein gedrängt werden. Das betrifft z.B. die Tatsache, daß bestimmte nationale Bewegungen in der ehemaligen

Sowjetunion dank der unter ihren Bedingungen des Sozialismus erfolgten Alphabetisierung, Schaffung einer eigenen Literatursprache, Aufbau regional-autonomer Bildungsnetze und Forschungsstätten (Rolle der Tokarev-Schule in der sowjetischen Ethnographie), die eigene Identität schufen, erst möglich geworden sind.

- Wäre nach der Implosion des ost- und südosteuropäischen Staatssozialismus und seiner Auflösung in konkurrierende nationale und regionale Einheiten eine analoge Auflösung Chinas in tribale, regionale und subnationale Größen tatsächlich im Interesse des Westens?
- Wer erinnert sich heute noch daran – der Kreis von Spezialisten ausgenommen –, wie entscheidend das russisch-sozialistische Modell auf die nationale und kulturelle Integrationspolitik der Mexikanischen Revolution unter José Vasconcelos gewirkt hat?
- Nach dem Vorbild der sowjetischen Nationalitätenpolitik forderte Alejandro Lipschutz, deutsch-baltischer Emigrant der Revolution von 1905, in Südamerika die Errichtung eigener Aymará- und Quechua-Republiken. Heute handelt es sich längst um Grundforderungen indigenistischer Emanzipationsprogramme, deren „sozialistischer“ Anstoß der Vergessenheit anheimgefallen ist.
- Mit José Carlos Mariátegui besaß Lateinamerika den bis heute originellsten marxistischen Denker über Geschichte, Kultur und indianische Mentalität dieses Kontinents.
- Ein nationales und soziales Hauptproblem der Kubanischen Revolution bestand und besteht in der politisch-historischen Rehabilitation der afroamerikanischen Bevölkerungskomponente.
- Die auf religiöse, ethnische und nationale Integration orientierte Politik Jawaharlal Nehrus und seiner Nachfolger in Indien wäre ohne die Orientierung auf die Leitprinzipien von 1917 nicht denkbar (Die Entdeckung Indiens, 1946).

Genug der Beispiele, um in einer Zeit der kurzatmigen Verdikte für sachliches, d.h. historisch-rationales Nachdenken zu plädieren. Entgegen allen postnationalen Denkmodellen ist als Folge der Implosion des Staatssozialismus eine Epoche der Renationalisierung angesagt, die auch durch den Ruf „Zurück nach Europa“ nicht verdrängt werden kann. Vaclav Havels Hoffnung, daß es sich nur um eine Episode handle, scheint eine utopische Annahme, wie schon die innere Situation der CSFR selbst anzeigt. Das Problem besteht allerdings weniger im Fakt der Renationalisierung als unmittelbarer Reaktion auf den Zusammenbruch imperialer Dominanz: Wenn das Ganze zerbricht, triumphiert das Einzelne; Diadochenhochzeit. Der kritische

Punkt liegt im restaurativen Charakter des Prozesses, der einen Vergleich mit 1789 und seinen Nachfolgerevolutionen schwerlich oder auf nur sehr indirekte Weise zuläßt. Es ist offensichtlich, daß Michail Gorbatschows „Neues Denken“ am nachhaltigsten in der nationalen Frage gescheitert ist: sowohl, was das Verhältnis der UdSSR zu den übrigen sozialistischen Staaten anging, als auch die Situation innerhalb der UdSSR betreffend. Das Projekt der „Enthegemonisierung“ endete im totalen Fiasko, wenn es denn je ernst betrieben worden ist. Ein Grund mehr für den Westen, an seiner Hegemonie festzuhalten: „zur Dominanz verurteilt“ (Karl-Otto Hondrich) oder „für den Frieden Krieg führen“ (Karl Popper).

Die Begriffe „Restauration“ oder „restaurativ“ im Hinblick auf die national-desintegrativen Prozesse sind nicht auf die vereinfachende Formel: „Kapitalismus statt Sozialismus“ reduzierbar, wenngleich damit die sozialökonomische Grundtendenz angegeben ist, ohne schon Vorstellungen über die konkrete Ausgestaltung der neuen Wirtschafts- und Gesellschaftsmodelle, speziell im Fall der GUS-Staaten damit verbinden zu können. „Früh-, Freibeuter- oder Manchesterkapitalismus“ sind eher moralisch-ethische als volkswirtschaftliche und gesellschaftlich-strategische Positionsbestimmungen.

Restauration in Bezug auf Prozesse der Restituierung nationaler Souveränität – eher formal-deklarativ in der Symbolik; Fahnen, Hymnen, Uniformen ... statt real-wirtschaftlich – führt wieder auf den Charakter der revolutionären und reformerischen Transformationsprozesse zurück, generalisierend als „Revolution von 1989“ gefaßt:

1. Das in einigen Ländern (z.B. UdSSR und Ungarn, bereits stark verzögert in Bulgarien) dominierende Element einer Revolution von oben, die aber letztlich an der Nichtreformierbarkeit des sklerotisierten Machtsystems scheiterte;
2. Die in anderen Ländern stärker oder schwächer ausgeprägten Tendenzen einer basisdemokratisch verankerten Revolution von unten (z.B. Polen und CSFR), die jedoch auffallend rasch marginalisiert bzw. traditionell machtpolitisch über eine forcierte „Thermidorianisierung“ institutionalisiert wurden;
3. Rascher und nachhaltiger als zu erwarten siegte der *bourgeois* über den *citoyen*, wobei nicht allein die innere Schwäche der Opposition, sondern auch der Charakter der äußeren (internationalen) Kräftekonstellation eine entscheidende Rolle spielte: im Falle Ostdeutschlands auf eine extrem dominante Weise. Die Hoffnung auf eine Alternative zwischen den Systemen, die auch der nationalen Frage einen anderen Charakter verliehen hätte, erwies sich als heroische Illusion. Für die DDR hat jüngst Meinhard Miegel (1992) die Vorstellung „von einem eigenen Weg einer

freiheitlich-marktwirtschaftlichen DDR“ in das Reich der Träume verwiesen. Es entbehrt also nicht der Logik, wenn das Bündnis 90 inzwischen – allen einstigen pragmatischen Aussagen über einen „demokratischen“ und „humanen“ Sozialismus abschwörend – für Markt plädiert, während die westlichen Grünen zumindest partiell noch an planwirtschaftlichen Aussagen festhalten.

4. Mangels hegemoniefähiger neuer Schichten oder Klassen erwiesen sich zum erheblichen Teil bisherige Machtträger als fähig, einen Wende- bzw. Anpassungsprozeß zu vollziehen, als dessen Symbolfigur der russische Präsident Boris Jelzin angesehen werden kann.
5. Von den systemstützenden Institutionen – Staat, Partei, Armee, Sicherheitsapparat – wurden in der Regel nur die Partei total, der Staat partiell, Armee und Sicherheitsapparat kaum in der Substanz tangiert. Das Element der Kontinuität im Prozeß des Wandels ist unübersehbar, die Folgen kaum prognostizierbar.
6. Der neue Nationalismus ist kein demokratischer, von breiten Volksbewegungen getragener, sondern ein elitär-konservativer, die neuen Marktinteressen artikulierender Hegemonieanspruch. Das entscheidende Minus besteht in der realen Demokratieinsuffizienz: 10 000 Demonstranten vor den Fernsehkameras suggerieren ganze Völker in Bewegung.
7. Unter diesen Bedingungen gewinnt die irrationale Symbolik des Nationalen, d.h. die Exposition des auf den eigenen Ethnos zurückgenommene Andersseins eine entscheidende kompensatorische Funktion. Der negative übertrumpft den affirmativen Nationalismus.
8. Auf merkwürdige Weise ist die politische Situation in Ost- und Südosteuropa infolge der auf halbem Weg stehengebliebenen Revolution bonapartistisch determiniert. Bonapartistisch nicht im Sinn einer offenen Militärdiktatur, obwohl deren Ansätze regional schon gegeben bzw. für die Zukunft zu erwarten sind, sondern im Sinne einer populistisch verbrämten Dominanz der Exekutive – hier ausdrücklich Lech Walesa als Leitfigur eingeschlossen –, wie sie eigentlich stets für die Instabilität postrevolutionärer Phasen typisch ist. An die Stelle der offenen tritt die restriktiv-autoritäre Demokratie; auf andere Weise die Stunde der Exekutive, nur jeder jakobinischen Potenz entblößt.
9. Für den spezifisch autoritären Charakter der Rationalisierungsprozesse spricht der radikal-traditionalistische, nicht selten klerikal-monarchische Rückgriff: Die falsche Moderne wird durch historisch überholte Prämoderne ersetzt. Erneut ergeben Geschichte, Sprache, Ethnos, Literatur die Vehikel, um dem Institut Nation mit dem Anspruch innerer und äußerer Exklusivität auf die Beine zu helfen.

Die Anhänger der Lyotard, Baudrillard und Derrida dürfen es zufrieden sein: Der wider besseres Wissen dem Begriff Universalgeschichte unterlegte Totalitätsanspruch, gleichsam ein narrativ verpackter historischer Totalitarismus, ist endlich ad absurdum geführt. Dissens ist angesagt: Die Völker genießen den Irrgarten neuentdeckter Nationalidentitäten, natürlich ideologiefrei, auch wenn die erkennbare Sackgasse angesichts transkontinentaler und globaler Hegemoniekonstellationen als Tor zu den Champs Elysées der Posthistoire begriffen wird, an deren Ende Fukuyama steht und den Nachweis führt, daß die Geschichte doch ehernen Gesetzen folge, wenn es nur gelänge, die bisher falschen durch die richtigen zu ersetzen.

In Europa begegnen sich zwei historische Zeiten und kaum kompatible Erfahrungshorizonte. Supranationale Integration in Westeuropa unter den Bedingungen der Delegation nationaler (Teil-) Souveränitäten an übergeordnete Integrationsebenen; dagegen in Ost- und Südosteuropa die Verfestigung nationaler Strukturen nach den Kriterien des 19. Jh., wenn auch auf dem Hintergrund des 20. Jh. Allerdings ergibt sich bei genauem Hinsehen, daß die zeitliche Differenz weniger stark ausgeprägt ist, als es auf den ersten Blick erscheint. Gerade die Beschlüsse von Maastricht (Dezember 1991) haben deutlich werden lassen, daß trotz des Integrationsdruckes der herrschenden Achse Deutschland-Frankreich die nationale Frage virulent bleibt: in Deutschland selbst um die Stärke der D-Mark, in Frankreich wegen der föderalen Strukturen, die nationale Identität – das noch immer aktuelle Europa der Vaterländer – bewahren sollen; dazu die Summe der übrigen nationalen Fragen: Flamen–Wallonen; Iren, Schotten, Waliser; Nord–Süditalien; Korsika; Griechenland–Mazedonien; Katalanen–Basken–Galicier; dazu jüngst die Absage der Dänen.

Wo liegt der mögliche goldene Schnitt zwischen Imperium und Nation? Immer deutlicher zeichnet sich dafür die Region ab. In ihren regionalen, ethnischen, wirtschaftlichen und sprachlich-kulturellen Bedingtheiten ist die Region die konstante historische Entwicklung – sie hat eindeutig prämoderne Wurzeln, sie weist in ihren Wirkungs- und Entwicklungsmöglichkeiten zugleich über das moderne, d.h. letztlich zeitgebundene Statut der Nation hinaus – eine in postmodernen Entwicklungszwängen wirklich moderne Alternative. Allerdings erscheinen die Ansätze, die abgrenzende Exklusivität von Nation auf regionaler Ebene („nach unten“ wie „nach oben“) zu überwinden, in Westeuropa ausgeprägter, während Konstruktionen wie die GUS noch zu den Spätformen des Imperiums gehören, für die neue Formen der Integration erst noch in einem schmerzvollen Prozeß gefunden werden müssen; deren Demokratisierungsanspruch und -potential wird dabei entscheidend sein. Vor allem der notwendige Abschied von hegemoniegeprägter Weltgeschichte zu

einer in ihren Alternativen offenen, weil die Vielfalt der Menschheitsinteressen anerkennenden Globalgeschichte kann die konstitutive Funktion der Regionen erweisen.

Joachim Kuhles

Die livländische Reformation unter vergleichenden Aspekten (2. Teil)*

Neben Tegetmeier brachte auch der Laienprediger und spätere Täuferführer Melchior Hoffman eine radikalere Gangart der Reformation nach Livland. Hier war er nicht der einzige Laienprediger. Am 19. April 1524 berichtete der Revaler Rat dem Ordensmeister von „Buckpredigern“, die die evangelische Wahrheit mißbrauchten.¹ Wie in Deutschland war auch im Ostbaltikum das Laienpredigertum Bestandteil der frühen Reformationsperiode. In seinem Wittenberger Sendschreiben an die Gemeinde in Dorpat distanzierte sich Hoffman von den „Schwarmgeistern“, die in Livland zahlreich vertreten seien.² Der Mangel an ausgebildeten evangelischen Geistlichen, der in dem vom Zentrum der Reformation weit entfernten Livland verständlicherweise groß war, sowie die noch fehlende dogmatische Fixierung des Luthertums begünstigten das Wirken der Laienprediger. Der Königsberger Reformator Johannes Brißmann wurde vom Rigaer Rat beauftragt, eine Kirchenordnung zu verfassen. In der Präambel dieser Ordnung grenzt er Luthers Lehre von dem „Irrtum der grausamen und schrecklichen Schwärmerei der Sakramentschänder“ ab.³ Die Laienprediger kamen vor allem über den Seeweg aus den norddeutschen Hansestädten ins Ostbaltikum. In den Verhandlungen der Städte auf dem Wolmarer Landtag im Januar 1533 wurde Klage geführt, daß sie sich in Livland einschlichen und ohne Berufung ins Predigeramt drängten. Sie zögen das gemeine Volk an sich und machten es gegen die Obrigkeit aufrührerisch.⁴

Da Laienprediger radikale theologische Positionen mit sozialen Forderungen verbanden, hatten sie großen Zulauf aus der Bürgerschaft. Melchior Hoffman ist ein Beispiel dafür. Reformatorischer Radikalismus mußte aber nicht zwangsläufig mit sozialen Forderungen verbunden sein, wie Tegetmeiers Auftreten zeigt. Seit längerem hat Günter Mühlpfordt dargelegt, daß reformatorischer Radikalismus allein aus einem Prediger noch keineswegs einen Antilutheraner machte, und in diesem Zusammenhang darauf verwie-

* Der erste Teil des Beitrages erschien in Heft 1-2 (1993), S. 144-60

sen, daß man in Deutschland während der Frühphase der Reformation (1517-1521) bei Müntzer und Karlstadt schon schärfere Töne heraushören konnte, obgleich sie noch überzeugte Lutheraner waren.⁵ Das gilt auch für die Frühphase der Reformation in Livland (1522-1525), in der der Antikatholizismus und das grundsätzliche Bekenntnis Knopkens, Tegetmeiers und Hoffmans zu Luthers Lehre den gemeinsamen Nenner unter ihnen bildeten. Im Rahmen des konfessionellen Luthertums wurden jedoch unterschiedliche Auffassungen über Wege und Methoden der Einführung und der Interpretation der neuen Lehre bei den drei livländischen Reformatoren sichtbar, wobei sich Hoffman am weitesten von Luthers Positionen nach 1521 entfernte.

Der Laienprediger, der von Beruf Kürschner war, hatte am 10. Januar 1525 in Dorpat einen Volksaufstand ausgelöst, in dem die radikale Entwicklung der Reformation im Ostbaltikum ihren Höhepunkt fand. In Ratskreisen geriet Hoffman deshalb in den Verdacht, seine Lehre sei nicht lutherisch. Der Rat verlangte ein Zeugnis für ihre Echtheit, das sich Hoffman in Wittenberg bei Luther beschaffte. Der Wittenberger Reformator verteidigte zu diesem Zeitpunkt den Kürschner noch gegen seine Kritiker in Livland⁶ und warnte vor Streit über die äußere Form des Gottesdienstes wegen nebensächlicher Dinge, weshalb man sich nicht entzweien dürfe. Wichtig sei vielmehr die Konzentration auf die Hauptstücke der reformatorischen Lehre. Erst später erkannte Luther, daß es ein Fehler war, Hoffman ein Zeugnis über die Unbedenklichkeit seiner Lehrauffassungen auszustellen.⁷

Hoffman vertrat in seinem Sendschreiben, das er von Wittenberg aus an die Dorpater richtete, die wichtigsten Positionen Luthers: dessen Rechtfertigungslehre sowie den Verzicht auf Rache und Gewalt auch gegen eine ungerechte Obrigkeit. In der Forschung wurde das Schreiben deshalb als Übereinstimmung mit Luthers Ansichten interpretiert.⁸ Der Kürschner verteidigte die Bibel gegen jede Art von religiösem Anarchismus, mahnte seine Dorpater Gemeinde, sich an den klaren Text der Schrift zu halten, falschen Propheten nicht zu trauen und sich vor Aufruhr zu hüten. Deutlich distanzierte er sich von den „Schwarmgeistern“, die sich unter Berufung auf Hesekiel und die Offenbarung anmaßen, das Gericht Gottes über die Gottlosen schon jetzt zu vollziehen.⁹ Obwohl in diesem Zusammenhang Müntzers Name nicht erwähnt wird, ist doch anzunehmen, daß Hoffman ihn zu diesen „Schwarmgeistern“ zählte. Wenn er zu dem Zeitpunkt noch grundsätzlich Luthers Meinung reflektierte, so deutete sich in dem Schreiben nach Dorpat in seiner Vorliebe zum Alten Testament mit Allegorien und verheißungsvollen Weissagungen und in der starken Betonung der baldigen Wiederkehr Christi und des Jüngsten Gerichts der Weg an, der den Laienprediger von Luthers Lehrmeinung wegführte. Der Kürschner war jedoch weiter davon überzeugt,

ein Lutheraner zu sein. Er hatte mit Luther persönlich Kontakt gehabt, was Knopken und Tegetmeier von sich nicht sagen konnten. Und schließlich konnte er auf das Zeugnis verweisen, das seinen Konsens mit Luther bestätigte.

Mit diesem Zeugnis kehrte er nach Livland zurück, sah sich hier aber bald scharfen Angriffen der von den Stadträten ordinierten Prädikanten ausgesetzt. Hoffman verteidigte sich. Er sprach ihnen die Fähigkeit ab, das wahre Wort Gottes aus der Schrift verkündigen zu können, weil sie durch theologische Gelehrsamkeit und berufliches Gewinnstreben dafür nicht die notwendige Erleuchtung durch Gott hätten.¹⁰ Die Schrift vermittle nur symbolische Figuren, äußere Zeichen, hinter denen sich der eigentliche Wille Gottes verberge, den er aber nur seinen Propheten mitteile.¹¹ Hoffman glaubte, ein solcher zu sein. Damit stellte er die Lehrautorität des Laien über die der theologisch gebildeten Berufsprediger und bestritt ihren Anspruch, allein die Schrift richtig auslegen zu können. Der Spiritualismus des livländischen Propheten bei der Schriftauslegung war mit Luthers Bibelverständnis nicht mehr vereinbar. De facto wurde dadurch das Sola-Scriptura-Prinzip in den Hintergrund gedrängt.

Hoffman stand an der Seite der Armen, für die er die säkularisierten Kirchenschätze verwendet wissen wollte.¹² Er selbst legte großes Gewicht auf seine apostolische Armut.¹³ Nach seiner Meinung müsse der Prediger seinen Egoismus überwinden und Gott allein aus Liebe dienen. Folglich waren für den Laienprediger die von den Stadträten ordinierten Prädikanten „Bauchknechte“, weil sie im Dienst an Gott nur ihren Eigennutz suchten. Im Zuge der Herausbildung eines stadtobrigkeitlichen Kirchenregiments in den Städten übten die Räte die Kontrolle über das Kirchenwesen aus. Nach Hoffmans Vorstellungen über eine neue Kirchenverfassung konnten alle Gläubigen, die dazu die innere Berufung hätten, Prediger sein. Allein die Gemeinde habe das Recht, über die rechte Lehre zu entscheiden und ihre Pfarrer zu wählen. In der Einsetzung der Prediger durch die Stadtobrigkeiten sah er die Gemeindeautonomie in Kirchenfragen verletzt und kämpfte gegen die Entwicklung an. So sei noch kein einziger Pastor in Livland nach der Ordnung der Schrift ins Amt gekommen.¹⁴

Klaus Deppermann nimmt an, daß Hoffmans Forderung nach einer laizistischen Kirchenverfassung scheinbar mit Luthers Auffassung vom allgemeinen Priestertum aller Gläubigen in Übereinstimmung stand und verweist dazu auf dessen These von 1523, „daß eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, über alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen.“¹⁵ Nun hat Siegfried Hoyer aufgrund verschiedener Aussagen Luthers gezeigt, daßes irreführend sei, aus dessen Verständnis

von der Priesterschaft aller Gläubigen, das er bis 1522/23 hatte, die generalisierende Schlußfolgerung zu ziehen, der Wittenberger Reformator habe zu diesem Zeitpunkt dem Laien dieselbe Autorität zugebilligt wie dem Priester.¹⁶ Schon damals setzte Luther dem Laienpredigertum Grenzen. Nur dort, wo es keine Christen gäbe, dürfe auch ein Laie ohne Berufung predigen. Wo allerdings Christen lebten, müsse er aus ihrer Mitte zum Predigamt berufen werden. Ausgenommen sei der Fall, wenn es an Predigern mangle. Dies sah Luther offenbar als gegeben an, als er Hoffman das erwähnte Unbedenklichkeitszeugnis ausstellte. Zumindest spielte, wie aus seinem dritten Sendschreiben nach Livland vom Jahre 1525 ersichtlich ist, die Frage einer ordnungsgemäßen Berufung des livländischen Propheten für Luther noch keine Rolle.¹⁷

Unvereinbar mit Luthers Rechtfertigungslehre war Hoffmans Überbetonung notwendiger Verfolgungen und Leiden des Menschen auf dem Wege zu Gott. Seine Anhänger forderte er auf, wie Christus, der von der weltlichen Obrigkeit verfolgt wurde, das Kreuz auf sich zu nehmen.¹⁸ Das reflektierte die konkrete gesellschaftliche Situation des livländischen Propheten, dem die Herrschenden Lehrverbot erteilten und ihn vertrieben. Daraus dürfte sich auch Hoffmans feste Überzeugung von einer kurz bevorstehenden Wiederkehr Christi und des Jüngsten Gerichts erklären lassen.¹⁹

Hoffman geriet mit Tegetmeier in Konflikt, von dem ihn eine fehlende theologische Ausbildung und niedere soziale Stellung trennte. Seinen Radikalismus hatte Tegetmeier bald abgelegt und damit dem Interesse des Rigaer Rates entsprochen. Unruhen in der Stadt bei der Einführung der Reformation zu vermeiden. Schockiert über den von Hoffman ausgelösten Volksaufstand, beauftragte der Dorpater Rat während dessen Reise nach Wittenberg Tegetmeier mit der Ordnung des Kirchenwesens. Durch Einheirat in eine wohlhabende Rigaer Kaufmannsfamilie stieg er sozial in die Kreise der Großen Gilde auf. Seine Bindung an die städtische Oberschicht förderte seine berufliche Karriere bis ins Amt des Superintendenten. Unterschiede in den Vorstellungen über die Reformation, die es zwischen dem Amtsprediger Tegetmeier und dem Laienprediger Hoffman gegeben hat, dürften kaum aus unterschiedlichen Temperamenten beider resultieren. So charakterisiert die ältere Forschung Tegetmeier als „den feurigsten der Reformatoren, aber die Mäßigung selbst gegen den wilden Kürschner.“²⁰ Tegetmeier warf Hoffman vor, seine Lehre führe zu Totschlag.²¹ Damit stellt sich die Frage, welche Haltung der Kürschner zur Gewalt während seines Aufenthaltes im Ostbaltikum bezog. Von früheren Autoren wurde Hoffmans Handeln in der Regel kontrovers als pazifistisch oder militant beurteilt. Dagegen hat Klaus Deppermann diesbezüglich auf den zwiespältigen Charakter des livländischen Propheten aufmerksam gemacht.²²

Schon Mühlpfordt konstatierte bei Hoffman in dieser Zeit einen Umschlag vom friedlichen zum kämpferischen Täuferturn.²³ Hans-Jürgen Goertz schreibt: „Friedfertigkeit und Gewalttätigkeit stehen bei Hoffman vage nebeneinander, die Tendenz aber ist revolutionär.“²⁴ Pater weist darauf hin, daß Hoffmans Sprache in seiner „Vermahnung“ verglichen mit der seines Wittenberger Sendschreibens nicht mehr gemäßigt ist.²⁵ In diesem Schreiben ermahnt Hoffman seine Dorpater Gemeinde, sich nicht selbst zum Vollstrecker des göttlichen Strafgerichtes zu machen.²⁶ Ein militanter Tenor ist dagegen in der „Vermahnung“ spürbar, wo es heißt, „daß Christus spricht: Ich bin gekommen, nicht Friede sondern das Schwert zu bringen“²⁷. Mit Hinweis auf die Primärquellen zum Dorpater Aufstand kommt Deppermann zu der Feststellung, daß erst der Versuch des bischöflichen Vogtes, den Laienprediger zu verhaften, diesen Aufstand provozierte.²⁸ So ist es nicht ausgeschlossen, daß Hoffman in dieser Situation das Recht einer defensiven Gewaltanwendung vertrat.

In Livland wurde der Kürschner von katholischen und evangelischen Obrigkeiten gleichermaßen verfolgt. Das mußte ihn zu der Erkenntnis führen, die Herrschenden sind ungerecht. Über hier in Anbetracht seiner persönlichen Erfahrungen ein täuferisches Obrigkeitsverständnis entwickelte und für eine endzeitliche „Revolution von oben“ eintrat, wie Goertz in Anlehnung an Deppermann meint²⁹, ist somit fraglich. Der Laienprediger vertraute der Obrigkeit nicht. In seinem Wittenberger Sendschreiben an die Dorpater bringt er zum Ausdruck, daß „der Zorn Gottes über Fürsten und Herren und Geistlosen ist“³⁰. Eine endzeitliche „Revolution von oben“ wäre für Hoffman nur bei einer sich wandelnden Obrigkeit möglich gewesen. Doch von dieser trennte den livländischen Propheten eine tiefe Kluft. Der neue Glaube, davon war er überzeugt, werde sich auch ohne das weltliche Schwert durchsetzen.³¹ Hier liegt der entscheidende Unterschied zu Thomas Müntzer.

Hoffmans Einsicht, vergeblich gegen eine von den Stadtobrigkeiten institutionalisierte Kirche angekämpft zu haben, Kritik an den Reichen und Anziehungskraft auf die unteren sozialen Schichten führten ihn nicht zu der Position, zu der sich der ehemalige Linkslutheraner Müntzer durchgerungen hatte. Müntzers Bruch mit Luther war erfolgt, als er zum kämpferisch-aktiven Handeln mit chialistischer Zielstellung gegen die weltliche Obrigkeit aufrief. Hoffman, obgleich in einer Reihe von Auffassungen von Luther abgewichen, verließ den Boden des Luthertums in dieser Frage nicht. Das nach seiner Meinung kurz bevorstehende Jüngste Gericht wollte er nicht durch den Menschen herbeigeführt wissen.

Die Interessengemeinschaft von Ritterschaften und Städten gegen die katholischen Landesherrn war nicht von langer Dauer. Durch den Einzug städtischen Klostergrundbesitzes im Zuge der Reformation durch die Stadträte sahen

die Vasallen ihre Interessen verletzt, da es zu einem nicht unerheblichen Teil aus Schenkungen der Ritterschaft bestand. Die säkularisierten Klöster, ehemals Versorgungsanstalten für adlige Töchter und Witwen, waren dieser Funktion jetzt entfremdet. Entscheidend dafür, daß der niedere Adel das noch 1524 bekräftigte Religionsbündnis mit den Städten auf dem Wolmarer Landtag 1525 verließ³² und ins katholische Lager überwechselte, waren die Auswirkungen der städtischen Reformation auf die Bauern. Dazu gaben die Vasallen Harriens und Wierlands das Zeichen, als sie über den predigenden Tegetmeier herfielen und ihm vorwarfen, er wolle sie um Land und Leute bringen.³³ Die Ritter mißtrauten den neuen Predigern. Daraus wird verständlich, warum Johann Becker der einzige evangelische Kirchspielpfarrer in Estland war, dessen Wirken auf dem Lande noch vor 1525 nachweisbar ist.³⁴ Im Unterschied zu den Städten setzte sich hier die Reformation nur zögernd durch. Der alte Streit um den Binnenhandel und die sogenannte Läuflingsfrage brach zwischen Adel und Städten erneut aus und spitzte sich vor allem in den estnischen Landesteilen zu. Das Interesse der Städte am freien Handel mit den Bauern und der Arbeitskräftebedarf in den Hilfsgewerben des Handels, der nur durch Zuwanderung vom Lande gedeckt werden konnte, machte eine bestimmte Freizügigkeit der Bauern erforderlich, die mit der Entwicklung zur Leibeigenschaft verloren zu gehen drohte. In diese Auseinandersetzungen spielte die Reformation hinein, die die Städte dabei in ihrem Interesse nutzten.

Obwohl sich in Livland bäuerliche Unruhen zur Reformationszeit nicht wie in Deutschland zu Bauernaufständen und Bauernkrieg ausweiteten, kann man Paul Johansen und Heinz von zur Mühlen nicht generell zustimmen, wenn sie behaupten, daß der ostbaltische Bauer ruhig geblieben sei.³⁵ Zeitgenössische Quellen zeigen, daß im Zusammenhang mit der Reformation auch in Livland bäuerlicher Widerstand gegen den Adel ausgelöst wurde. Wie bereits erwähnt, führte der Ordensmeister in seinen Schreiben an den Revaler Rat vom 8. März 1524 und an den Ordensvogt zu Wesenberg vom 21. Juni 1524 den Ungehorsam der Bauern gegenüber ihren Herren auf den Einfluß evangelischer Prediger aus der Stadt zurück. Im März 1525 zog Plettenberg ins Kalkül, daß es auch zu einer größeren Erhebung der Bauern in Livland kommen könne³⁶. Gab er zu diesem Zeitpunkt noch seiner Zufriedenheit darüber Ausdruck, daß das Gerücht unbegründet sei, wonach die Städte einen allgemeinen Aufstand im Lande erwecken wollten, so war doch auf dem Wolmarer Landtag im Juli 1525 in Verbindung mit Tegetmeiers Predigten die Sorge des Meisters und der harrisch-wierischen Ritterschaft spürbar, im Ostbaltikum könne es zu einer solchen Entwicklung wie in Deutschland kommen. Landesherren und Ritterschaften erhoben Klage, „daß einige Prediger die Bauern aufhetzten, der Herrschaft nicht mehr gehorsam zu sein“³⁷. Auch

den Kaufgesellen, die durch das Land reisten, um mit den Bauern Handel zu treiben, sollte man verbieten, diese gegen ihre Herren aufzuwiegeln.³⁸ Diesbezüglich wurden die Magistrate aufgefordert, solches auch Bürgern und Gesellen zu untersagen, die mit Bauern in den Städten Handel trieben.³⁹ Im Herbst 1525 führte Erzbischof Blankenfeld bei den Ständen des Dorpater Stifts Beschwerde, daß die Bauern ungehorsam und widerspenstig seien und keine Schulden und Pachten zahlten.⁴⁰ Die Städte führten die Auseinandersetzungen mit dem Adel in der Frage des freien Bauernhandels und des bauerlichen Asylrechts mit naturrechtlichen Argumenten. In einer Klageschrift an den Ordensmeister beschwerten sich die Vasallen Harriens und Wierlands, weil in Reval die Bauern die neue Lehre so gelehrt werde, daß sie ihren Herren nicht gehorsam zu sein brauchten, da „sie ebenso gut seien wie ihre Herren“⁴¹. Der Revaler Rat vertrat gegenüber Plettenberg die Auffassung, daß die Bauern Harriens und Wierlands in dänischer Zeit frei gewesen wären und ihre Unfreiheit weder in der Natur noch im göttlichen, noch schriftlichen Recht begründet sei.⁴² Im Revaler Ratsarchiv gab es eine niederdeutsche Fassung der Zwölf Artikel.⁴³ Während Karl Höhlbaum meinte, diese hätten für Livland keine Bedeutung gehabt, hat es Arbusow für möglich gehalten, daß sie den Städten als Agitationsmaterial gegen die Politik des Adels dienten, den freien Bauernhandel zu unterbinden und das städtische Asylrecht für die Bauern abzuschaffen.⁴⁴ Niitemaa schließt sich in dieser Frage Arbusow an.⁴⁵

Wenn es in Livland im Gefolge der Reformation nicht wie im Reich zu einem Bauernkrieg gekommen ist, so hat das seinen tieferen Grund nicht in einer vermeintlich besseren sozialen Lage der Landbevölkerung.⁴⁶ Diesbezüglich ist die Auffassung Niitemaas zu teilen: „Unabhängig davon, wo sich nun die Bauern in besserer oder schlechterer Lage befanden, waren ihre Verhältnisse in Livland jedenfalls so schlecht, daß ein tatsächlicher Anlaß zur Kritik bestand.“⁴⁷ Das Ausbleiben eines Bauernkrieges erklärt sich in erster Linie aus der Haltung der Städte. Bündnisse wie sie die Bauern in Deutschland zunächst mit städtischen Kreisen schließen konnten, blieben in Livland von vornherein aus, denn in keiner livländischen Stadt wurde zur Reformationszeit das konservative Ratsregiment gestürzt und bündnisbereite Kräfte ergriffen nicht die Macht. Während sich im Reich Vertreter des niederen Adels als militärische Führer an die Spitze von Bauernhaufen stellten, war das in Livland unmöglich. Ein Zusammengehen von nichtdeutschen städtischen Unterschichten und Bauern gegen den Adel verhinderte das merkbare soziale Gefälle, das zwischen beiden bestand. Johansen hat Recht, wenn er feststellt: „Tatsächlich mußte der soziale Unterschied zwischen dem Stadt-Esten und dem Bauern so groß sein, daß an ein gemeinsames Vorgehen beider Elemente gegen das Deutschtum nicht zu denken war.“⁴⁸ Gerade in der Reformationszeit

erhielten die lettischen und estnischen Korporationen in der Stadt bestimmte Sonderrechte in der Berufsausübung gegenüber den nichtorganisierten Flüchtlingen vom Lande.⁴⁹

Wenn die livländischen Städte ihre Interessen in der Frage des Bauernhandels und des Zuzugs notwendiger Arbeitskräfte vom Lande gegen den Adel durchzusetzen versuchten, haben sie doch nie gegen die Entwicklung zu einer leibeigenschaftlichen Ordnung prinzipiell Stellung bezogen. Ein allgemeiner Bauernaufstand hätte die deutsche Herrschaft im Ostbaltikum in Frage gestellt. Obgleich eine solche Gefahr von Plettenberg übertrieben wurde, beherzigten die Stadträte die Warnungen des Ordensmeisters, als sie nicht nur gegen die von der Reformation ausgelösten Unruhen in den Kommunen vorgingen, sondern zugleich auch städtischen Predigern und jungen Kaufgesellen verboten, die Bauern gegen ihre Herren aufzuwiegeln. Auch wenn eine Verbindung der Esten und Letten in Stadt und Land gegen das Deutschtum unwahrscheinlich war, hatten die Magistrate auf das zahlenmäßig starke nichtdeutsche Bevölkerungselement in den Städten zu achten, das sich nachweislich an der Volksbewegung der Reformationszeit beteiligte.⁵⁰ Plettenberg warnte den Revaler Rat, die Stadt nicht in die Hände der „Undeutschen“ fallenzulassen.⁵¹

Schon der Ansatz einer radikalen Fraktion in der reformatorischen Bewegung genügte, um der städtischen Oberschicht einen Schock zu versetzen. In Pernau, wo der Rat im Unterschied zu Riga, Reval und Dorpat sich nicht auf den Boden der Reformation stellte, wurde deutlich, daß diese Bewegung sich zugleich gegen die autonome Rats Herrschaft richtete.⁵² Die Räte gingen gegen die Volksbewegung vor und errichteten eine unter ihrer Kontrolle stehende Kirchenordnung, mit der die lutherische Reformation lehrhaft verfestigt wurde.⁵³ Wer am Recht der Gemeinde, die Reformation „von unten“ zu verwirklichen, festhielt, mit den Vorstellungen der Magistrate nicht konform ging und damit Unruhe in die Bürgerschaft brachte, mußte weichen oder wurde vertrieben. Forderungen nach einem demokratischen Kirchenwesen in Verbindung mit sozialkritischen Tönen, wie sie von Hoffman zu hören waren, stießen auf den entschiedenen Widerstand der Magistrate, die Gegner jeglicher Gemeindeautonomie waren.

Auf dem Hansetag zu Lübeck (7.-29. Juli 1525) wurden die livländischen Städte verpflichtet, keine Prediger mehr zuzulassen, die das reine Gotteswort dazu mißbrauchten, dem gemeinen Volk zu Gefallen zu reden, und die weltliche statt geistliche Freiheit verkündeten. „dadurch dann Empörung wider die Obrigkeit folgt zum Verderben der Städte“⁵⁴ Infolge der Ereignisse von Münster verstärkten die Räte in den ostbaltischen Hansestädten ihre Sicherheitsmaßnahmen und arbeiteten mit den norddeutschen Hansestädten

gegen die Täufer eng zusammen.⁵⁵ Nach dem Revaler Ratsurteilsbuch wurde im April 1535 „ein jeder gewarnt vor der Ankunft der Wiedertäufer und Münsterschen Rottengeister“⁵⁶. Wie in Deutschland wurde auch in den livländischen Städten „der Teil der Reformationsbewegung, der auf soziale Veränderungen abzielte, in den Schatten gestellt. In den Städten wurde die 'reformierte' Kirche für konservative soziale und politische Ziele nutzbar gemacht.“⁵⁷

In Livland gingen von der Reformation keine Impulse aus, die für die Entwicklung zu einem neuzeitlichen zentralisierten Territorialstaat stark genug gewesen wäre. Wie in Preußen hätte es dazu der Säkularisation des Ordensstaates bedurft, um den für Livland typischen Machtdualismus zwischen Ordensmeister und Erzbischof zu beseitigen und die gesamte livländische Kirche zu einem wichtigen Element bei der Einigung des Landes zu machen. In Deutschland wurde gerade die Unterordnung der Kirche unter landesherrliche Interessen ein Hauptbestandteil fürstlicher Zentralisierungsbestrebungen. Die von der Reformation hervorgebrachte lutherische Landeskirche stärkte in Verbindung mit Säkularisation die Macht der weltlichen Landesfürsten.

Es waren die livländischen Städte, die Ordensmeister Plettenberg drängten, eine Einigung des Landes unter seiner alleinigen Herrschaft herbeizuführen. Für den Wolmarer Landtag im Juli 1525 hatte der Rigaer Ratssekretär eine Abhandlung ausgearbeitet, mit der er den Ordensmeister aufforderte, nach dem Vorbild Preußens den Orden auch in Livland zu säkularisieren, die Bischöfe zu vertreiben, die geistliche Herrschaft selbst niederzulegen und sich zum weltlichen Herzog zu proklamieren.⁵⁸ Plettenberg verbündet sich jedoch mit den Vertretern der alten Kirche. Sogar die Rehabilitierung des wegen Landesverrats angeklagten Erzbischofs ließ er zu. Im Januar 1526 richtete der ehemalige preußische Ordensherr Friedrich von Heydeck, der Albrechts Säkularisationsprojekt in entscheidendem Maße gefördert hatte, an den livländischen Meister eine Denkschrift, in der er ihn zur Annahme des evangelischen Glaubens und zur Säkularisation Livlands zu bewegen suchte.⁵⁹ Damit fand er bei Plettenberg keine Resonanz. Auch ein weiterer Vorstoß der Städte in diese Richtung, der auf der Grundlage von Instruktionen erfolgte, die der Revaler Rat seinen Ratssendeboten für den Wolmarer Landtag im März 1526 erteilte, blieb erfolglos. Auf dem Landtag im Juli desselben Jahres unterwarfen sich Erzbischof Blankenfeld, die Bischöfe Johann Kievel von Ösel-Wiek, Hermann von Kurland und Georg Tiesenhausen von Reval dem Ordensmeister.⁶⁰ War Plettenberg damit faktisch alleiniger Herr Livlands geworden, so darf nicht unbeachtet bleiben, daß von den Ritterschaften nur die des Erzstiftes den Unterwerfungseid geschworen hatte und Dorpat dazu nicht bereit war. Dazu kam, daß die Unterwerfung der Prälaten und der erzstiftischen Ritterschaft an die Garantie ihrer alten Rechte gebunden war. Somit konnte die nur

scheinbar gestärkte Position Plettenbergs für eine politische Zentralisierung Livlands nicht wirksam werden. Nachdem der von den Städten ausgehende Versuch, ganz Livland unter der Alleinherrschaft Plettenbergs als weltlichem Landsherr zu einen, gescheitert war, orientierten sich einflußreiche Kreise im Rigaer Rat über Vermittlung Lohmüllers auf Herzog Albrecht von Preußen, der Livland bereits seit längerem zum Objekt seiner Interessenssphäre gemacht hatte.⁶¹ Auf diese Weise wurde die livländische Reformation zu einem Instrument dynastischer Fürstenpolitik von außen, die sich gegen die Unabhängigkeit des Landes richtete. Unter Berufung auf die Augsburger Konfession, die Riga unterzeichnet hatte, war es im Dezember 1531 ein gegen den Orden gerichtetes Religionsbündnis mit dem preußischen Herzog eingegangen.

Der außenpolitischen Richtung der Ratskreise um Lohmüller stand eine andere entgegen, die zwar nicht schlechthin antipreußisch war, aber für die Interessen der in den Gilden zusammengeschlossenen Bürgerschaft eintrat. Die Bürgeropposition richtete sich gegen alle zentralistischen Tendenzen der eigenen oder einer fremden Staatsmacht, wenn sie mit der Stärkung der Position der Ratspartei verbunden war. Nur daraus wird verständlich, warum die Rigaer Bürgeropposition bemüht war, die Alleinherrschaft des Ordens als Stadtherr, wie sie Plettenberg nach der politischen Ausschaltung Erzbischof Blankenfelds seit 1525 innehatte, als Gegengewicht gegen die propreußischen Kräfte im Rat und Albrechts Livlandpolitik aufrecht zu erhalten.⁶² Der Orden unterstützte die Gilden.

Eine aussichtsreiche Möglichkeit für den Anschluß Livlands an Preußen bot sich, als Thomas Schöning dem 1528 verstorbenen Blankenfeld auf den Rigaer Erzbischofsstuhl nachfolgte. Sein Koadjutor Markgraf Wilhelm von Brandenburg, ein Bruder Albrechts, ging mit dem Ziel nach Livland, es als künftiger Erzbischof in ein säkularisiertes Fürstentum zu verwandeln und seinen Anschluß an Preußen zu betreiben.⁶³ Die Gilden erkannten sofort die drohende Gefahr, die in den Plänen der propreußischen Partei in der Stadt und den Absichten des Koadjutors lag, und schlossen sich zu einer aggressiven Opposition zusammen. Mit der Vertreibung Lohmüllers und der erzwungenen Eidaufkündigung Rigas an Wilhelm von Brandenburg, der nach Schönings Tod 1539 Erzbischof von Riga wurde, scheiterten die Pläne der landesfürstlich orientierten Ratskreise, nicht zuletzt aber auch unter Mitwirkung einflußreicher Kräfte im Rat selbst. Das waren aktive Großkaufleute, die sich mit der Opposition darin einig waren, daß die Konsolidierung einer Zentralgewalt – gleich, ob aus dem Lande selbst heraus oder durch fremde Oberhoheit – die handelspolitische Stellung Rigas gefährden mußte. Dagegen handelte es sich bei den propreußischen Ratskreisen um jene Repräsentanten der städtischen

Oberschicht, die wegen Herkunft oder Besitzstruktur entweder von vornherein nicht mit dem Fernhandel verbunden oder im Zuge der handelspolitischen Entwicklung aus dem aktiven Handelsgeschäft ausgeschieden waren. Beide, propreußische Ratspartei und Opposition, trugen den Streit mit Argumenten aus, die sie der Reformation entlehnten.

Trotz des Bündnisses zwischen Opposition und Orden vermochte Plettenberg Wilhelms Berufung zum Koadjutor nicht zu verhindern. Auch versuchte der Meister auf dem Wolmarer Landtag 1530 vergeblich, die Ritterschaften von der Gefährlichkeit eines fürstlichen Koadjutors für Livland zu überzeugen.⁶⁴ Durch die Wiederherstellung des Kirchholmer Vertrages von 1452 wurde die zeitweilige Alleinherrschaft des Ordens über Riga beendet. Erzbischof Schöning fiel die Hälfte der Oberhoheit zu.

Plettenbergs Ausgleichspolitik sollte das Land vor Erschütterungen seiner traditionellen staatlichen Ordnung bewahren. Dem dienten Abkommen, die der Meister selbst initiierte. Zusammen mit dem Landmarschall Herman Brüggenei, dem Bischof Johann von Dorpat, dessen Domkapitel, der stiftischen Ritterschaft sowie der Stadt Dorpat verpflichtete er sich in einer Confoederatio aus dem Jahre 1533, daß „einer dem andern nach allem Vermögen getreulich beistehen und fürdern (soll), alle Gewalt, Widerrechtlichkeit, Verderb und Schaden beiderseits abzuwenden und zu verhindern“⁶⁵. In einer weiteren Confoederatio Plettenbergs, Brüggeneis, der Ritterschaft, der Städte und des erzbischöflichen Koadjutors Wilhelm, in der Herren und Ständen in Livland alle ihre Privilegien zugesichert wurden, heißt es, daß sich in der Religion ein jeder Streitereien zu enthalten habe.⁶⁶ Im Fellinschen Rezeß vom 13. Februar 1534 beschlossen Plettenberg und Brüggenei sowie Erzbischof Schöning und die Bischöfe von Dorpat, Reval und Kurland, „daß ein den anderen in allen billigen sachen treulich, gütlich meinen und unterstützen soll“⁶⁷.

Andererseits ist nicht zu verkennen, daß in den letzten Jahren der Regierung Plettenbergs in der Reformation wurzelnde Elemente die livländische Konföderation weiter schwächten. So wurden Sonderbündnisse im Lande geschlossen, die sich als Religionsbündnisse mit politischem Hintergrund darstellten. 1532 kam es zu solchen Bündnissen zwischen Riga, der erzstiftischen Ritterschaft, der Ritterschaft von Ösel-Wiek und selbst dem Komtur zu Windau und den Ordensvasallen von Bauske und Tuckum.

Die Beantwortung der Frage, warum Plettenberg eine Säkularisation des Ordens ablehnte, bedarf einer komplexen Sicht, die die Person des Ordensmeisters ebenso berücksichtigt wie das gesellschaftliche Umfeld, in dem er in Livland handeln mußte. Manfred Hellmann hat dafür plädiert, Plettenbergs ablehnende Haltung zur Säkularisation aus seiner Mentalität zu erklären, die durch sein hohes Alter und seine lange Zugehörigkeit zum Orden geprägt und

von der des jungen Albrecht grundsätzlich verschieden war.⁶⁸ Dabei darf nicht übersehen werden, daß vor allem unterschiedliche innen- und außenpolitische Faktoren die konträre Position beider Meister bestimmten. So sah Plettenberg in der Erhaltung des Ordens die einzige Möglichkeit, die Unabhängigkeit Livlands noch wirkungsvoll verteidigen zu können.

Die Säkularisation Preußens war das Ergebnis einer schon längst eingeleiteten Entwicklung, in der sich die Tendenz zur weltlichen Landesherrschaft bereits deutlich abzeichnete. Mit Friedrich von Sachsen übernahm 1498 ein weltlicher Fürst das Hochmeisteramt, unter dem Verweltlichung und Verfall der Ordensorganisation rasche Fortschritte in Richtung eines weltlichen Landesfürstentums machten.⁶⁹

Dem Handlungsspielraum, der Plettenberg und Albrecht für eine Säkularisation gegeben war, waren unterschiedliche Grenzen gesetzt. Während in Livland die eigentlichen Ordensgebiete gemessen am Gesamtterritorium nur ca. 40 Prozent betrugten, machten sie in Preußen ca. 65 Prozent aus. Für die preußischen Ordensgebiete war eine kompakte Lage, für die livländischen eine Gemengelage typisch. So befand sich der Orden in Livland hinsichtlich der Verteilung der Territorial- wie auch der Grundherrschaft in einer weniger günstigen Situation.⁷⁰ Hier war er nur einer unter fünf Territorialherren. In Preußen übte er neben der Landesherrschaft für den größten Teil des Landes auch die Grundherrschaft aus.

Der Einfluß der Stände auf die landespolitischen Entscheidungen hatte sich auch in Preußen zu einem innenpolitischen Hauptproblem entwickelt⁷¹, war aber in Livland ungleich stärker, besonders in der Innenpolitik. Obwohl der preußische Ordensstaat infolge des 2. Thorner Friedens 1466 erhebliche territoriale Verluste hatte, war das für die zentralistische Neuordnung der Landesverwaltung insofern förderlich, als diese nicht mehr auf den Widerstand der politisch und wirtschaftlich starken Städte wie Danzig, Elbing und Thorn stieß, die jetzt in den verlorengegangenen Westgebieten lagen. Die im Ordensgebiet verbliebene Hansestadt Königsberg war schwächer, vor allem im Vergleich zu den livländischen Schwesterkommunen, die zusammen mit dem Vasallenadel auf den Landtagen ein entscheidendes Wort mitredeten.

Von Bedeutung für die politische Handlungsfähigkeit beider Ordensmeister war auch, daß im Unterschied zu Livland in Preußen die Macht zunächst ausschließlich in den Händen des Ordens lag und dadurch auch später die Positionen der Prälaten schwächer blieben. Durch die gesamte mittelalterliche Geschichte Livlands zog sich dagegen der Machtdualismus von Ordensmeister und Erzbischof. Diese Rivalität zwischen Orden und kirchlicher Hierarchie wurde in Preußen durch Besetzung der Bistümer mit Ordensherren neutralisiert. Die Domkapitel hatte der Orden zu drei Vierteln mit seinen Priester-

brüdern besetzt.⁷² So vermochte er gegenüber der Kirchenhierarchie als relativ autonomer Landesherr aufzutreten. In Livland gab es die Personalunion in Gestalt der aus dem Orden kommenden Bischöfe und Domkapitel nicht.

Plettenbergs Nachfolger führten seine Politik der Erhaltung des livländischen Ordensstaates fort. Auch wenn Brüggenei in der Ordensüberlieferung allgemein als erster Meister Livlands erscheint, der sich zur reinen Lehre des Evangeliums bekannte und die alten Zeremonien im Gottesdienst abstellte⁷³, hielt er doch an der Position seines Vorgängers fest, wonach eine Säkularisation des Landes nicht in Frage kam. Vielmehr einigte er sich mit seinem Landmarschall Heinrich von Galen, Erzbischof Schöning und den Bischöfen darauf, daß kein Stand, geistlich oder weltlich, „die geistlichen Güter verändern (soll), dardurch in weltliche Hände zu bringen, sondern im alten stande, wie von alter vorpleiben, dagegenn sollen sie alle stende der Christlichkeit, Kirchen, Klöster und Kirchhoffe bei Ihrer Freiheit schützen und verbleiben lassen“⁷⁴. Wie Plettenberg schob auch Brüggenei den preußischen Livlandplänen einen Riegel vor. Er berief zwar evangelische Prediger und stattete sie mit den Einkünften ihrer Pfarrstellen materiell aus, doch sobald sich evangelische Gedanken mit Säkularisation und noch dazu mit Beziehungen zum Herzogtum Preußen verbanden, ging er scharf gegen die betreffenden Prediger vor und scheute auch vor Hinrichtungen nicht zurück.⁷⁵

1546 trat Wilhelm, der 1539 Erzbischof von Riga geworden war, mit einem Reformationsentwurf für Livland auf.⁷⁶ Das war der Versuch, das Land mit Hilfe der Reformation territorialstaatlich zu zentralisieren, allerdings mit der Absicht seines Anschlusses an Preußen. Damit scheiterte Wilhelm jedoch am Widerstand von Orden und Domkapitel. Der Wolmarer Rezeß von 1546 verhinderte weitere preußische Säkularisationsversuche. Die livländischen Landesherrn verpflichteten sich, ihre Gebiete nicht zu säkularisieren, und ohne Zustimmung der Stände durfte kein ausländischer Fürst oder Herr zum Koadjutor des Rigaer Erzbischofs gewählt werden.⁷⁷ Wilhelm akzeptierte die Bestimmungen des Rezesses und erreichte dafür im Oktober 1546 durch den Vertrag von Neuer Mühlen wieder die Teilung der Oberherrschaft über Riga. Als er dennoch ohne Rücksicht auf den Rezeß den jungen Herzog Christoph von Mecklenburg, dessen Bruder Johann Albrecht ebenfalls Interesse an Livland zeigte⁷⁸, zu seinem Koadjutor berief, gelang es dem Orden, die livländischen Stände zu mobilisieren und die mecklenburgische Livlandpolitik abzuwehren.

1554 unterzeichneten der livländische Ordensmeister Heinrich von Galen, Erzbischof und Bischöfe den Wolmarer Landtagsabschied, „um der Religion Ihren Lauff frey und ungehindert biß auf ein allgemein Concilium nach vorigen ufergerichteten Rezeß zu laßen“⁷⁹. De facto war damit der Schlußstein der

Reformation in Livland gesetzt. Protestantismus und Katholizismus waren offiziell als gleichberechtigt anerkannt, was 1555 nochmals bekräftigt wurde, als der Rigaer Hauskomtur Georg Sieberg von Wischlingen im Namen des Meisters den Augsburger Religionsfrieden für Livland unterschrieb.

Durch den wuchtigen Schlag des Moskauer Zentralstaates 1558 brach die livländische Konföderation zusammen und löste sich auf. Der letzte livländische Ordensmeister Gotthard Kettler sah sich unter diesen Umständen gezwungen, den Orden zu säkularisieren und sich am 28. November 1561 dem polnischen König Sigismund II. August zu unterwerfen, wofür er als weltlicher Herzog Kurland und Semgallen zu Lehen erhielt. Da sich Kurland immer in starker Abhängigkeit vom Orden befand, waren hier bei der Schwäche der Städte und des Bischofs die ständischen Verhältnisse unkomplizierter und von weniger politischen Spannungen geprägt, als das im übrigen Livland der Fall war. Das erklärt nicht nur, warum die Reformation hier wesentlich später zum Durchbruch kam, sondern auch, warum sie, nachdem sich Kettler dazu entschlossen hatte, ähnlich wie in Preußen ohne großen Widerstand erfolgen konnte.⁸⁰ Mit dem Herzogtum Kurland hatte die Reformation im Ostbaltikum aber nur partiell ein neues, zentralisiertes Staatswesen hervorgebracht. Die dezentralen Kräfte, die die politische Landschaft Livlands von Anfang an bestimmten, dominierten auch in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts.

- 1 Regesten aus zwei Missivbüchern des XVI. Jh. im Revaler Stadtarchiv. Bearb. von G. von Hausen. Reval 1895, Pr. 246, S. 58.
- 2 Jhesus. Der Christlichen gemeyn zu Derpten ynn Liefelandt wünscht Melcher Hoffman/ Gnad vnd fride/ sterckung des glawbens van Gott dem vader vnd dem hern Jhesu Christo Amen (Wittenberg 1525), in: Luther. Werke, WA, Bd. 18, S. 428.
- 3 Die evangelischen Kirchenordnungen des XVI. Jh., hrsg. von E. Schling, fortgeführt vom Kirchenrechtlichen Institut der evangelischen Kirche in Deutschland: Kirchenordnung für Riga 1530, Bd. 5, Leipzig 1913, S. 13.
- 4 AR III 321 §4; 322 §2.
- 5 G. Mühlpfordt, Der frühe Luther als Autorität der Radikalen. Zum Luther-Erbe des „linken Flügels“, in: Die frühbürgerliche Revolution in Deutschland, hrsg. von M. Steinmetz, Berlin 1965, S. 176ff. – S. Looß, Radical Views of the Early Andreas Karlstadt (1520-1525), in: Radical Tendencies in the Reformation: Divergent Perspectives, hrsg. von H. J. Hillerbrand, Kirksville/ Missouri 1988, S. 43ff. hat am Beispiel Karlstadts die Relativität des Terminus „radikal“ deutlich gemacht.
- 6 A. Noll, Luther Defends Melchior Hoffman, in: The Sixteenth Century Journal 4/2, 1973, S. 47ff.
- 7 Luther, WABr., Bd. 4, S. 202: „Passus sum serias litteras ob meum testimonium, quod illo stultus et deceptus dedi (Brief an Amsdorf vom 17. Mai 1527).

Die livländische Reformation unter vergleichenden Aspekten

- 8 Noll (wie Anm. 6), S. 49: „Hofmann's letter to Livonia reveals his theological compatibility with Luther“; K. Deppermann, M. Hoffman, Soziale Unruhen und apokalyptische Visionen im Zeitalter der Reformation, Göttingen 1979, S. 57: „Die wichtigsten Positionen Luthers ... wurden deutlich in Hoffmans Schreiben hervorgehoben.“
- 9 Der Christlichen gemeyn zu Derpten ynn Liefelandt (wie Anm. 2), S. 429: „... dan welcher Christ endtundt ist ym glawben, thut niemand bösses, ist auch keyn vergelter des ubels, dan er weys, das Gott spricht: myr gehört die rach, ich wil vorgelten bös und gutis.“
- 10 An die gelöffghen vorsambling inn Liflandt eine korte formaninge, van Melchor Hoffman sich tho wachten vor falscher lere de sich nu ertzeighen unde inrithen, under der sthemme götlicker worde. 1525 (im folgenden: Vermahnung), A4a.
- 11 Ebenda, A1b-A2a.
- 12 Historia Belli Livonici quod magnus Moskovitorum dux contra Livones gessit. Per Tilmannum Bredenbachium conscripta. Antverpiae, 1564. Origo et principium belli (im folgenden: Bredenbach), S. 19b: „Docet praeterca, calices et vasa Ecclesiae aurea pauperibus elargienda.“
- 13 Ebenda: „... iactans se Apostolicam simplicitatem imitaturum, et una tunica contentum fore.“
- 14 Vermahnung (wie Anm. 10), A4a: „Wy were jw wenn ick spreke itt were nach der schrift noch kein pastor in Liflandt recht erwelet.“ H.-J. Goertz, Die Täufer. Geschichte und Deutung, Berlin 1988, S. 53: „Die Täufer verwarfen die reformatorische Lehre von der Berufung zum Amt, die in ihren Augen wieder zu einem Abstand zwischen den Prediger und dem gläubigen Laien führen mußte.“
- 15 Deppermann (wie Anm. 8), S. 60ff.
- 16 S. Hoyer, Lay Preaching and Radicalism in the Early Reformation, in: Radical Tendencies (wie Anm. 5), S. 88.
- 17 Luther, WA, Bd. 18, S. 417ff.
- 18 Vermahnung (wie Anm. 10), A2b, A3b.
- 19 Der Christlichen gemeyn zu Derpten (wie Anm. 2), S. 426: „Jhesu Christi, des wyr dan warten, und uns neher ist, dan wyr glauben“; S. 429: „dan die zeyt der rach seynt vorhanden, daraus uns rette Gott unser hymlicher vater durch Christum Jhesum unsern Heylandt.“
- 20 CGJA-Riga, fond 3384, list 238: Carl Schirren Vorlesungen über livländische Geschichte. Nach dem Hefte von J. Lossius II (1454-1558).
- 21 Vermahnung (wie Anm. 10), A5b: „... ock datt he miner lere tho lecht todtslagh nimpt.“
- 22 K. Deppermann, Melchior Hoffmans Weg von Luther zu den Täufern, in: Umstrittenes Täuferum 1525-1975. Neuere Forschungen, hrsg. von H.-J. Goertz, Göttingen 1977, S. 174.
- 23 G. Mühlfpfordt, Deutsche Täufer in östlichen Ländern, in: Die frühbürgerliche Revolution in Deutschland, hrsg. von M. Steinmetz, Berlin 1965, S. 240.
- 24 Goertz (wie Anm. 14), S. 116.
- 25 C. A. Patzer, Karlstadt as the Father of the Baptiste Movements: The Emergence of Lay Protestantism, Toronto/ Buffalo/ London 1984, S. 203.
- 26 Der Christlichen gemeyn zu Derpten (wie Anm. 2), S. 428.
- 27 Vermahnung (wie Anm. 10), A5b.
- 28 Deppermann, Hoffmans Weg (wie Anm. 22), S. 176: AR III 173; 207, § 22.
- 29 Goertz (wie Anm. 14), S. 116.
- 30 Der Christlichen gemeyn zu Derpten (wie Anm. 2), S. 429.
- 31 Das XII. Capitel des propheten Danielis außgelegt vnd das evangelion des andern sondages/ gefallenndt im Aduent vnd von den zeychen des iungsten gerichtes/auch vom sacrament/beicht vnd absolution/cyn schöne vnterweisung an die in Lieflandt vnd cyn yden christen nützlich zu wissen, Stockholm 1526, B1b.
- 32 AR III 208; 212.
- 33 Tegetmeiers Tagebuch, S. 505: „Du vorreder, du heureger, du wult uns drade umme landt unde lude bringen.“

- 34 E. Paucker, *Estlands Geistlichkeit*, Reval 1849, S. 113.
- 35 P. Johansen/H. von zur Mühlen, *Deutsch- und Undeutsch im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Reval*, Köln/Wien 1973, S. 344.
- 36 AR III 182: OM an den Erzbischof am 6.3.1525.
- 37 AR III 207, § 53: „So denne de hern und adel klagan, dat summighe prediger de buren uprusten der herschop nicht horszan tho synde...“
- 38 AR III 207, § 54: „Item dem kopman, szo yn den landen reysze, ock tho vorbeden, de kercken ungeblotet tho laten und up de herschop nicht tho vorform, und de bure nichtlegen de herschop upstornen.“
- 39 AR III 207, § 55: „Item ock beyde, burger und gesellen, de myt den buren yn den steden umbgane, demgelicken tho vorbeden.“
- 40 AR III 213, § 11.
- 41 AR III 242, § 8.
- 42 AR III 298, § 4: „.... dath ethlicke dusser lande buren und sunderlick yn Harrien und Wierlandt anfenglick nicht egen, sunder frig gewesen... So hirumb de beropene egendom nicht van naturen her kumpt ofte iit gegruenden orzsaken des gothlicken ofte boschrevenen rechts.“
- 43 K. Höhlbaum, *Die zwölf Artikel der Bauern von 1525 niederdeutsch*, in: *Forschungen zur Deutschen Geschichte*, Bd. 17, Göttingen 1877, S. 345ff.
- 44 L. Arbusow, *Die Einführung der Reformation in Liv-, Est- und Kurland*, Leipzig 1921, Neudruck Aalen 1964, S. 810, 833.
- 45 V. Niitemaa, *Die undeutsche Frage in der Politik der livländischen Städte im Mittelalter*, Helsinki 1949, S. 250f.
- 46 H. von Engelhardt, *Beitrag zur Entstehung der Gutsherrschaft in Livland während der Ordenszeit*, Diss. Leipzig, 1897, S. 77: „Diesem Umstand verdanken wir es, daß Livland im 16. Jahrhundert keine soziale Revolution wie der Westen durchzumachen hatte.“
- 47 Niitemaa, *Undeutsche Frage* (wie Anm. 45), S. 254.
- 48 P. Johansen, *Der Este im Spiegel der Quellen des Revaler Stadtarchivs*, in: *Sitzungsberichte der Gesellschaft für Geschichte und Altertumskunde zu Riga*, Riga 1935, S. 15.
- 49 L. Arbusow, *Studien zur Geschichte der lettischen Bevölkerung Rigas im Mittelalter und 16. Jahrhundert*, in: *Acta Universitatis Latviensis* 1, Riga 1921, S. 76ff.
- 50 Zu den Dorpater Unruhen im Januar 1525 berichtet Tegetmeier: „Wortho quemen de borgere und jungen Gesellen sick des vagedes tho wehren, dat van der borger syden iiij doth bleven, ij Dudeschken und ij Undudeschken“ (Tegetmeiers Tagebuch, S. 503).
- 51 Johansen, *Der Este* (wie Anm. 48), S. 18.
- 52 *Denkwürdigkeiten des Bürgermeisters von Pernau Johann von Lynthem aus den Jahren 1519-1526*, Hrsg. von R. Hausmann, in: *Sitzungsberichte der Altertumsforschenden Gesellschaft zu Pernau 1903-1905*, Vierter Band, S. 139ff.
- 53 J. Kuhles, *Die Unterdrückung der Volksbewegung und die Errichtung eines obrigkeitlichen Kirchenregiments zur Zeit der Reformation in den ostbaltischen Hansestädten*, in: *Neue Hansische Studien*, Berlin 1970, S. 171ff.
- 54 *Hansrecesse* III, 9, Nr. 132, § 121.
- 55 R. Seeberg-Elverfeldt, *Revaler Regesten. Beziehungen der Städte Deutschlands zu Reval in den Jahren 1500-1807*, Göttingen 1966, S. 134, 140.
- 56 E. Ebel, *Das Revaler Ratsurteilsbuch 1515-1544. Register van affsproken*, Göttingen 1956, Nr. 446, S. 46.
- 57 W. O. Packull, *Sylvester Tegetmeier. Father of the Livonian Reformation: A Fragment of his Diary*, in: *Journal of Baltic studies* 1985, H. 4, S. 351. „That part of the Reformation movement which aimed at social change was eclipsed. Within the cities the 'reformed' churches were harnessed to conservative social and political goals.“

Die livländische Reformation unter vergleichenden Aspekten

- 58 Das Babst, Bischöve und geistlich Stand kein Land und Leute besitzen, vorstehn und regieren mugen, auß der heiligen Schrift voffasset (1525), in: Archiv für Reformationsgeschichte 36/1939, S. 59ff.
- 59 Christliche Ermahnung an Herrn Walther von Plettenberg des deutschen Ordens Meister in Livland, Königsberg 1526. Mit einer Einleitung von Professor D. Paul Tschackert, hrsg. von der Altertumsgesellschaft Prussia, Königsberg 1892. In Auszügen bei O. Pohrt, Reformationsgeschichte Livlands. Ein Überblick, Leipzig 1929, S. 53ff.
- 60 AR III 239, § 5.
- 61 H. Quednau, Livland im politischen Willen Herzog Albrechts von Preußen, Leipzig 1939.
- 62 W. Küttler, Patriziat, Bürgeropposition und Volksbewegung in Riga in der zweiten Hälfte des 16. Jh., Diss. Leipzig 1966, S. 244ff.
- 63 P. Karge, Die Berufung des Markgrafen Wilhelm zum Koadjutor des Rigaschen Erzbischofs. Ein Beitrag zur Reformationgeschichte, in: Baltische Monatsschrift 1906, S. 117ff.
- 64 AR III 281, §§ 47, 49, 50.
- 65 Reichsarchiv Stockholm, Livonica I/39: Avskriftssamlingar-Kopieböcker förre år 1600, Bl. 29.
- 66 Ebenda, Bl. 29r.
- 67 Ebenda, Bl. 30.
- 68 M. Hellmann, Wolter von Plettenberg. Bedingungen und Beweggründe seines Handelns, in: Wolter von Plettenberg, der größte Ordensmeister Livlands, hrsg. von N. Angermann, Lüneburg 1985, S. 474ff.
- 69 I. Maitson, Die Politik des Hochmeisters Herzog Friedrich III. von Sachsen, München 1957 (Ms. der nicht verteidigten Diss. im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz Berlin-Dahlem).
- 70 U. Arnold, Livland als Glied des Deutschen Ordens in der Epoche Wolters von Plettenberg, in: Wolter von Plettenberg, der größte Ordensmeister Livlands, hrsg. von N. Angermann, Lüneburg 1985, S. 23f.
- 71 K. Neitmann, Die preußischen Stände und die Außenpolitik des Deutschen Ordens vom 1. Thorer Frieden bis zum Abfall des Preussischen Bundes (1411-1454), in: Ordensherrschaft. Stände und Stadtpolitik. Zur Entwicklung des Preußenlandes im 14. und 15. Jahrhundert, hrsg. von U. Arnold, Lüneburg 1985, S. 60ff.
- 72 Arnold, Livland als Glied des Deutschen Ordens (wie Anm. 70), S. 24f.
- 73 Deutsche Chronik vom livländischen Orden der Schwerdtbrüder und der Brüder des deutschen Hauses zu Jerusalem, in: Archiv für die Geschichte Liv-, Est- und Curlands, Bd. 8, Reval 1861, S. 81.
- 74 Reichsarchiv Stockholm, Livonica I/39: Avskriftssamlingar-Kopieböcker förre år 1600, Bl. 31.
- 75 Th. Kallmeyer/G. Otto, Die evangelischen Kirchen und Prediger Kurlands, Riga 1910, S. 265, 334, 575, 577; Arbusow, Einführung (wie Anm. 44), S. 801.
- 76 P. Karge, Die Reformation und Gottesdienstordnung des Markgrafen - Erzbischofs Wilhelm von Riga vom März 1546, in: Mitteilungen aus der livländischen Geschichte, Bd. 22, Riga 1924, S. 133ff.
- 77 28.7.1546 Wolmarzeß, abgedruckt von August Wilhelm Hupel, in: Neue nordische Miscellaneen. Siebentes und Aetes Stück, Riga 1794, Nr. 18, S. 330ff.
- 78 I. Gundermann, Grundzüge der preußisch-mecklenburgischen Livlandpolitik im 16. Jh., in: Baltische Studien, NF, Bd. 52, Hamburg 1966, S. 30ff.
- 79 Monumenta Livoniae Antiquae, Bd. 5, Riga/Leipzig 1847, Nr. 183, S. 506.
- 80 E. Treulich, Die Reformation der kurländischen Kirche unter Gotthard Kettler, in: Baltische Kirchengeschichte, S. 77ff.; N. Angermann, Gotthard Kettler, Ordensmeister in Livland und Herzog von Kurland, Bonn-Bad Godesberg 1987.

Massenkonsum oder Unterentwicklung in der „Dritten Welt“? Randbemerkungen zu den polit-ökonomischen Thesen von Hartmut Elsenhans*

Hartmut Elsenhans geht in seinem Aufsatz von zwei substanziellen Thesen aus,¹ die eng zusammenhängen, aber verschiedene Abgrenzungen verdeutlichen: gegen Max Weber ist die These gerichtet, daß das Fortschritt sichernde Verhalten von Eliten nicht in erster Linie als Ergebnis der Tradierung bestimmter Normen und Werte (insbesondere solcher, die den Geist des Christentums vorstellen), sondern als Folge komplexer Kämpfe „von unten“ begriffen werden muß; gegen Marx, den Marxismus, aber auch den Mainstream in Soziologie und Wirtschaftswissenschaft soll die These gerichtet sein, daß die kapitalistische Akkumulation eher die Steigerung des Masseneinkommens als die Verfügbarkeit über Kapital erfordert. Im weiteren werde ich mich auf die zweite These konzentrieren, die im Zentrum der *theoretischen Auffassungen* des Autors zu stehen scheint. Es handelt sich – und dies ist mein persönlicher Grund für die Auswahl des Themas – um eine Behauptung, die einer Erörterung im Rahmen der politischen Ökonomie auch dann fähig ist, wenn man nicht über Elsenhans' fundierte Kenntnisse auf dem Gebiet der Entwicklungsländerproblematik verfügt. Allerdings wird es sich nicht ganz vermeiden lassen, auf dieses Thema einzugehen, da die in diesem Zusammenhang relevanten theoretischen Thesen auf jenem gesellschaftlichen Hintergrund besonders plastisch werden. Um die Diskussion nicht allzusehr auszuweiten, äußere ich mich in diesem Aufsatz ausdrücklich *nicht* zu den Passagen über den tendenziellen Fall der Profitrate und ebenfalls *nicht* zu der Sozialismus-Diagnose des Autors. Vielleicht ergibt sich dazu später eine Gelegenheit.

Entwicklung ist auch bei konstantem Reallohn möglich

Entscheidend für die Einführung einer neuen Technologie ist unter den Bedingungen freier Konkurrenz das bessere Preis-Kosten-Verhältnis der mit ihr hergestellten Produkte. Für den Innovator hebt dies die Profitrate – von

* Im folgenden Heft wird Hartmut Elsenhans auf die hier vorgebrachten Überlegungen eingehen.

einer gewissen Anlaufzeit abgesehen – *sofort* und verschafft ihm gegenüber seinen Konkurrenten einen Wettbewerbsvorteil.² Der Extraprofit verschwindet in dem Maße, wie sich die neue Technologie verallgemeinert.³ *In der Tendenz* heben Innovationen die Profitrate keineswegs an, sondern bewirken – solange die Konkurrenten noch nicht aus dem Feld geschlagen sind – ein gebrauchswertmäßig höheres Angebot bei sinkenden Stückkosten. Gegenwärtig beobachten wir dies beispielsweise anhand der Computerindustrie und ihren Produkten.

Analysieren wir nun die Auswirkungen der Einführung einer neuen Technologie auf eine idealtypische Wirtschaft, in der es nur konsumierende Arbeiter und sparende Kapitalisten gibt!⁴ Wenn man unter diesen Bedingungen von einem *konstanten Reallohn* ausgeht,⁵ dann kann es zu einer sinkenden Konsumnachfrage kommen, wenn

erstens: die Innovation die Konsumgüterindustrie direkt oder indirekt betrifft und die Konsumnachfrage unter wert- bzw. preismäßigem Aspekt betrachtet wird. Dann handelt es sich allerdings um einen trivialen Zusammenhang: Da die Stückkosten sinken (Bedingung der Innovation) und die gebrauchswertmäßige Nachfrage konstant bleibt (gleichbleibender Reallohn), verringert sich das preismäßige Volumen der Nachfrage nach den von der Innovation betroffenen Erzeugnissen.

Zweitens: Sinkende Konsumnachfrage bei konstantem Reallohn greift Platz, wenn man davon ausgehen kann, daß in dem gleichen Maße, in dem die neue Technologie eingeführt wird, die alte verschwindet; dann tritt nämlich der folgende Fall ein: „Der Gesamtumfang der Arbeit, die für die Produktion mit der neuen Technologie eingesetzt wird, nimmt gerechnet über die Lebensdauer der Maschine ab. Bei stagnierenden Reallöhnen sinkt deshalb durch die Einführung einer neuen Technologie die Lohnsumme.“⁶

Bei konstantem Reallohn verringert sich also die Nachfrage, wenn der Preis der Lebensmittel (Wohnung, Kleidung, Nahrungsmittel etc.) fällt oder/und alte Technologie durch neue *ersetzt* wird; unter den Bedingungen der freien Konkurrenz wird man allerdings davon ausgehen müssen, daß eine neue Technologie zunächst *neben* die alte tritt. Dies bedeutet eine zusätzliche Beschäftigung – auch bei etwa gleichbleibendem Reallohn. Erst wenn ein Teil der unproduktiveren Konkurrenten aus dem Feld geschlagen worden ist, kann das Szenario einer insgesamt und – über einen längeren Zeitraum betrachtet – sinkenden Nachfrage als realistisch gelten. Die Frage, die uns in diesem Zusammenhang interessiert, besteht darin, ob die durch Innovationen kurzfristig erhöhte Nachfrage nach Investitionsgütern und Lohnarbeitern, die bei einer realistischen Betrachtung durchaus anzunehmen ist, auf Dauer gestellt werden kann.

Problematisch ist natürlich, ob unter den Bedingungen freier Konkurrenz ein „gleichbleibender Reallohn“ überhaupt unterstellt werden kann. Was sollte Arbeiter, „die ihre Löhne ausschließlich für Konsum verwenden“, davon abhalten, den geringeren Preis der betreffenden Produkte auszunutzen, um eine größere Anzahl davon zu konsumieren? Dies könnte nur ein fallender Nominallohn sein, der nicht nur dem Innovator, sondern den Unternehmern insgesamt einen zusätzlichen Profit bescheren würde. Sieht man von dieser Möglichkeit ab, so ist – gebrauchswertmäßig betrachtet – eher eine steigende, wertmäßig aber eine gleichbleibende Nachfrage anzunehmen. Der Innovator unter den Unternehmern kann infolge der Elastizität der Nachfrage auf der Nutzenseite zunächst sowohl seine höhere Profitrate als auch seinen höheren Profit realisieren, dies aber auf Kosten der Profite anderer Unternehmen. Sobald sich die Profitrate ausgeglichen hat, scheint – wert- und preismäßig betrachtet – alles wieder beim Alten zu sein (von Umverteilungen der Eigentumsrechte unter den Unternehmern einmal abgesehen); dabei darf man aber nicht den für die Problematik der Entwicklung kapitalistischer Wirtschaften wesentlichen Umstand übersehen, daß sich – neben Veränderungen der Produktionsstruktur – der Reallohn für die abhängig Beschäftigten erhöht hat.

Der Kern der Argumentation von Hartmut Elsenhans besteht in jenem Aufsatz ebenfalls darin, die selbst gesetzte Prämisse „konstanter Reallohn“ als unmöglich nachzuweisen – dies allerdings nicht auf dem eben skizzierten Weg, sondern durch eine ins Extrem getriebene idealtypische Abstraktion, bei der die sich zunächst bietende Alternative, nämlich Realisierung des Innovations-Profits durch verstärkte Investitionen, ebenfalls als unmöglich erwiesen werden soll. – Es wird nicht nötig sein, diese Überlegungen hier zu wiederholen. Im folgenden soll vielmehr gezeigt werden, daß selbst unter den von Elsenhans gewählten Prämissen eine Realisierung des Profits bei konstantem Reallohn durch verstärkte Investition möglich ist. Die These eines steigenden Reallohnes als Voraussetzung kapitalistischer Entwicklung erweist sich damit als haltlos.

Unter „sparenden Kapitalisten“ sollen wir solche verstehen, die ihren Profit erneut investieren. „Die Unternehmer können allerdings diese [durch die Innovation ermöglichten – d.V.] zusätzlichen Profite nur dann realisieren, wenn dem Ausfall an Konsumnachfrage eine kompensierende Nachfrage gegenübersteht: Bei stagnierenden Reallohnen und einer so beschriebenen Zwei-Klassen-Wirtschaft mit nursparenden Kapitalisten kann diese Nachfrage nur durch Nachfrage nach Investitionsgütern entstehen.“⁴⁴

Da wäre die erhöhte Nachfrage nach den Ausgangsstoffen der produktiven Branche zu erwähnen, auch wenn diese importiert oder der neuen Technologie erst angepaßt werden müßten.⁴⁵ Außerdem käme noch der ver-

stärkte Einsatz der durch die Innovation verbilligten Produkte in Betracht – sofern sie als Produktionsmittel verwendbar sind. Dies alles ist wohl mit unter den Begriff „erhöhte Nachfrage nach Investitionsgütern“ zu subsumieren. Zusammengenommen mit dem oben bereits erwähnten Umstand, daß neue Technologien zunächst neben alten installiert werden und damit (kurzfristig) zu einer zusätzlichen Beschäftigung führen, haben wir nun einen Fall vor uns, der bereits von Tugan-Baranowsky in seinen „Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England“ nach dem Muster der Marxschen Reproduktionsschemata analysiert worden ist, nämlich einen besonderen Fall erweiterter Reproduktion.¹⁰ Dieser unterstellt, daß – wie dies kurzfristig für jede Einführung einer neuen Technologie zutrifft – die erweiterte Reproduktion eine Aufteilung des zusätzlich investierten Kapitals in eine Lohnsumme und eine Summe für Investitionsgüter erfordert. Darüber hinaus wird angenommen, daß die Aufteilung der Investition in einer durch die volkswirtschaftlichen Verhältnisse wohldefinierten Proportion erfolgt. Da wir hier lediglich *theoretische Modelle* diskutieren, braucht uns die Frage, wie diese Proportion empirisch ermittelt und praktisch durchgesetzt werden kann, nicht zu beunruhigen. Die Theorie zeigt immer nur Möglichkeiten auf. Die oben formulierte Frage läßt sich nun wie folgt beantworten:

Trotz der Kritik, die später beispielsweise von R. Luxemburg an dem von Tugan-Baranowsky konstruierten Entwicklungspfad der erweiterten Reproduktion vorgetragen wird, können wir doch die Erkenntnis festhalten, daß eine Ausdehnung von Produktion und Beschäftigung genau dann auf Dauer möglich ist, wenn die Proportion zwischen neuinvestiertem Kapital und Arbeit 'stimmt', d.h. einem gewissen Maß entspricht. In diesem Fall ist – bei gleichbleibendem Reallohn – die (Re-)Produktion des Kapitals zum Selbstzweck geworden, zu einem Prozeß also, dessen Sinn man zwar anzweifeln kann, der aber zu existieren scheint.¹¹

Bemerkenswerterweise verstößt jenes Modell in keiner Weise gegen die drei Voraussetzungen „konsumierende Arbeiter“, „sparende Kapitalisten“ und „konstanter Reallohn“.¹² Die Unmöglichkeit einer auf die Investitionsgüterindustrie konzentrierten innovativen Entwicklung kann unter diesen Bedingungen jedenfalls nicht nachgewiesen werden. Dazu müßte man nach unseren voranstehenden Überlegungen zusätzlich unterstellen, daß für Neuinvestitionen keine auch nur temporäre Erhöhung der Beschäftigung erfolgt. Bei offenen Märkten scheint dies aber eine ganz und gar unrealistische Annahme zu sein.

Technischer Fortschritt bedeutet überproportionales Wachstum der Investitionsgüterindustrie

Nach der hier vertretenen Ansicht kann also kapitalistische Entwicklung durch Innovationen sowohl mit stagnierenden als auch mit steigenden Reallöhnen konform gehen. Dem steht die Ausschließlichkeit der Behauptung, daß „die Reallöhne, entsprechend der Steigerung der Arbeitsproduktivität (plus/minus Veränderung des Kapitalkoeffizienten) steigen müssen“, damit die Realisierung des Profits unter jenen Bedingungen möglich bleibt, gegenüber.¹³ Allerdings läßt sich die letzte These präzisieren. Greifen wir dazu auf den bereits von Luxemburg diskutierten Fall zurück! 'Produktion um der Produktion willen' nach dem oben erwähnten Schema erweiterter Reproduktion impliziert, daß sich der Umfang der lohnabhängig Beschäftigten ständig erhöht. Unter der (nicht sehr realistischen) Voraussetzung, daß im lebensmittelproduzierenden Bereich keine Innovationen stattfinden, ist jener Entwicklungspfad nur dann denkbar, wenn sich die Lebensmittelproduktion quantitativ erhöht. Damit wächst aber auch der absolute Umfang der angebotenen und konsumierten Lebensmittel an. In diesem Sinne wäre es richtig, ganz allgemein die *Steigerung des Massenkonsums* als ein Erfordernis kapitalistischer Entwicklung zu behaupten.¹⁴ Aber, das muß hier ausdrücklich festgehalten werden, diese Steigerung des Massenkonsums stellt keine Erhöhung des Reallohnes dar, denn pro Kopf wird nach wie vor dieselbe Menge Lebensmittel konsumiert!¹⁵

Geht man von der realistischeren Annahme aus, daß die Lebensmittelindustrie auf Dauer von Innovationen 'nicht verschont' bleiben wird, dann kann der für das Wachstum der Arbeiterschaft in der Investitionsgüterindustrie erforderliche zusätzliche Lebensmittelbedarf auch dann beschafft werden, wenn sich die entsprechenden Industriezweige der Lebensmittelindustrie nicht wesentlich ausdehnen. Auch wenn man nicht von vornherein unterstellen will, daß sich in diesem Fall das Verhältnis zwischen fixem und variablem Kapital in volkswirtschaftlichem Maßstab zugunsten des fixen Kapitals verschiebt (die Profitrate dementsprechend tendenziell fällt), so kann man doch behaupten, daß dieser Entwicklungspfad anschaulich durch die typischen Phänomene der Industrialisierung gekennzeichnet ist, also insbesondere dadurch, daß durch verhältnismäßig immer weniger Arbeiter immer mehr Maschinen in Bewegung gesetzt werden – bei absolut zunehmender (kapitalabhängiger) Beschäftigung im Weltmaßstab. – Leider sind die Gründe, die gegen die Möglichkeit dieser doch zumindest sehr aktuell anmutenden explosionsartigen Entwicklung in der Investitionsgüterindustrie sprechen sollen, zweifelhaft.¹⁶

Im Vergleich zu dem im vorangegangenen Abschnitt konstruierten Modell einer lediglich quantitativen Ausdehnung der Produktion bei festen Proportionen zwischen Investitionsgüterindustrien und dem Rest der Industrie entspricht das Modell sich verhältnismäßig ausdehnender Investitionsgüterproduktion bei mittelfristig und global gesehen (bisher!) zunehmenden Beschäftigtenzahl wohl eher der Realität kapitalistischer Entwicklung. Das überproportionale Wachstum der Investitionsgüterindustrie bedeutet, daß zumindest ein Teil des durch Innovation ermöglichten Profits durch zusätzliche Investitionen im Bereich der Investitionsgüterindustrie realisiert werden kann. Der andere Teil fällt unter den Begriff des Verbrauchs (durch Arbeiter und Unternehmer!), der – zusammen mit den Investitionen – die wachsende Beschäftigung ermöglicht. Allgemein gilt, daß „die Beschäftigung nur im gleichen Schritt mit der Investition zunehmen kann, ausgenommen wenn sich der Hang zum Verbrauch ändert.“¹⁷

Unterentwicklung ist durch einen Mangel an inländischem Kapital bedingt

Hartmut Elsenhans' polit-ökonomische Thesen stehen in dem Kontext, nach den Ursachen der Unterentwicklung in der „Dritten Welt“ zu fragen. Die verbreitete, trotzdem aber nicht immer zutreffende Meinung, Unterentwicklung stehe in einem direkten ursächlichen Zusammenhang mit einer vorangegangenen kolonialen Abhängigkeit oder einer vorrangigen Orientierung auf den Export von Rohstoffen, wird durch Gegenbeispiele relativiert: einerseits sind auch Länder, die keine Kolonien waren (Türkei, China, Persien) verarmt; andererseits haben auch ehemalige Rohstoffexporteure (Australien, Schweden, Kanada) den Sprung in die Reihe der entwickelten Industrieländer geschafft.¹⁸ Theoretisch erfordert dies, nach weiteren Ursachen im internationalen System oder im Inneren der verschiedenen Gesellschaften zu suchen.

Elsenhans' Antwort auf die Frage nach den Ursachen der Unterentwicklung ist auf verschiedenen Ebenen verankert. Zunächst wäre da eine Art 'Entwicklungssperre', die durch das internationale ökonomische System und die interne ökonomische Struktur ursprünglich sich selbst versorgender Wirtschaften verursacht wird: Wenn die industrielle Revolution verpaßt (oder verhindert) worden ist, dann kann sie später kaum mehr nachgeholt werden; die Konkurrenz mit den Produkten entwickelterer Länder und die fehlende (kaufkräftige!) Massennachfrage nach Industrieprodukten verhindert das Aufkommen der Industrie in technologisch zurückgebliebenen Ländern.¹⁹

Analysiert man diesen Komplex weiter, so stößt man zunächst auf die historische Tatsache, daß die meisten der unterentwickelten Länder recht mechanisch in das internationale System des Warenaustausches einbezogen worden sind. Der Handel erscheint historisch als eine auf Gewalt gestützte Methode der Kostensenkung, die zwar im Inneren der europäischen Staaten nicht mehr weiter durchsetzbar war, aber in den Kolonien sich entfalten konnte.²⁰ Da Europa unter den Bedingungen normaler Handelsbeziehungen nur mit Fertigprodukten bezahlen konnte, wurde ihre Produktion in den Kolonien unterdrückt. Der außerökonomische Zwang ist dann im Laufe der Zeit durch die systemischen Zwänge abgelöst worden, die sich durch die inzwischen billigere Produktion in den 'Mutterländern' und durch den Entwicklungsrückstand der (ehemaligen) Kolonien ergeben haben.²¹ Zu den systemischen Hindernissen für die Entfaltung industrieller Entwicklung zählt – aus der Sicht von Hartmut Elsenhans – vor allem der *fehlende Massenkonsum*.

Ein Schema, das zur historischen Erklärung des fehlenden Massenkonsums in den Entwicklungsländern herangezogen wird, greift auf die Umstellung naturalwirtschaftlicher Gesellschaften auf die Bedingungen der Warenproduktion und des Warenaustausches zurück. Dieser Prozeß wird vor allem durch die Umstellung der Steuern von Naturalleistungen auf Geldleistungen vorangetrieben.²² Einerseits werden die Bauern dadurch gezwungen, sich in den (internationalen) Handel zu integrieren, andererseits führt ihre vergleichsweise geringe Produktivität (der hohe Anteil an Handarbeit), möglicherweise verstärkt durch von Drittländern diktierte Monopolpreise, zu einer Verarmung der Masse der (noch) landbesitzenden Bauern, also des überwiegenden Teils der Bevölkerung.

Es ist hier nicht der Ort, um diese Prozesse für die verschiedenen Lokalitäten zu modifizieren und zu exemplifizieren: dies ist in den von Hartmut Elsenhans verfaßten oder herausgegebenen Schriften detailliert nachzulesen. Zusammen mit der oben diskutierten polit-ökonomischen These, daß der Massenkonsum eine notwendige Voraussetzung für die Entfaltung kapitalistischer Wirtschaften ist, scheint der historische Befund, daß die von außen zum Teil vermittelt der herrschenden Kaste (des Staats) vorangetriebene Umstellung auf die Bedingungen der Warenproduktion und des Warenaustausches zu einer Verarmung der Masse der Bevölkerung geführt hat, eine hinreichende Erklärung der Unterentwicklung zu geben.

Geht man allerdings von der Existenz weiterer Entwicklungspfade aus, auf denen eine Industrialisierung erfolgen kann, dann stellen sich andere Fragen: Wenn die Entwicklung der Industrie in der „Dritten Welt“ regelmäßig nicht durch die Entfaltung des Massenkonsums vorangetrieben worden ist, so wie dies in europäischen Staaten der Fall war, weil dieser Massenkonsum von

Waren historisch einfach nicht vorhanden war, weshalb konnte in den meisten Entwicklungsländern eine 'Produktion um der Produktion Willen' mit ihren positiven Effekten für die Technologieentwicklung nicht einmal annäherungsweise Fuß fassen? Diese Frage kann hier nur skizzenhaft beantwortet werden, da dazu offenbar weitere Forschungen, die von einem polit-ökonomisch erweiterten Rahmenkonzept ausgehen, erforderlich wären.

Die in den Entwicklungsländern trotz allem vorhandene Industrie, läßt sich in groben Zügen wie folgt charakterisieren:

Erstens nutzt diese Industrie das geringere Lohnniveau in den unterentwickelten Ländern, um die Kosten zu senken;

zweitens schafft sie eine privilegierte Schicht von Beschäftigten, deren Konsum zum Teil importiert wird und deshalb kaum zur Erhöhung der Inlandsnachfrage beiträgt;

drittens erfordern die in diesen Industrien implantierten Technologien zumeist Investitionsgüter, die ebenfalls importiert werden müssen.²³

Die vorhandene Industrie trägt insgesamt wenig zur weiteren Industrialisierung eines unterentwickelten Landes bei. Andererseits existiert diese Industrie aber nur deswegen, weil sie gegenüber entsprechenden Wirtschaftseinheiten in den entwickelten Ländern einen entscheidenden Vorteil hat: sie produziert kostengünstiger. Darin besteht eine reale Chance für die Überwindung der Unterentwicklung, gegenüber der der Nachteil nachholender Lernprozesse wohl zurücktreten dürfte.²⁴ Die Anwendung von Hochtechnologien bringt unter den Bedingungen eines niedrigeren durchschnittlichen Lohnniveaus genau wie im Fall einer Innovation in den entwickelten Ländern einen Extraprofit hervor, der aber außerdem noch den 'Vorteil' hat, daß er tendenziell nur sehr langsam oder gar nicht abgebaut werden kann. Dieser Extraprofit ist realisierbar, da er auf Kosten der anderen Unternehmer (zumeist derselben Branche) geht. Die Frage ist, was mit diesem Extraprofit, der langfristig gesehen eine Differentialrente darstellt, geschieht bzw. geschehen ist.

Sicherlich kann man davon ausgehen, daß ein großer Teil des Profits investiert worden ist bzw. investiert wird. Doch die aktuelle wirtschaftliche Situation in den Entwicklungsländern läßt darauf schließen, daß jene Investitionen in anderen Ländern vorgenommen worden sind. Diese Tatsache kann nicht mit dem in den Entwicklungsländern fehlenden Massenkonsum erklärt werden. Sie kann auch nicht damit erklärt werden, daß billige Fertigprodukte auf dem Weltmarkt bereits vorhanden sind. (Denn dann könnte auch in den entwickelten Ländern nicht mehr investiert werden.) Eine Erklärung ist wohl eher in den Eigentumsverhältnissen zu suchen, die einen solchen Transfer nicht nur ermöglichen,²⁵ sondern auch als 'natürlich' erscheinen lassen: Das Kapital hat nun einmal die Tendenz, dorthin zurückzufließen, wo

es herkommt, und zwar in stärkerem Maße. (Die Leninsche Imperialismustheorie basiert dagegen auf einer Überschätzung des Kapitalexports aufgrund einer besonderen historischen Situation.) Verstaatlichungen und Exportbesteuerungen hatten bzw. haben zwar den ökonomischen Sinn, Extraprofite abzufangen, um sie im Inland zu investieren,²⁶ aber zum einen werden durch die Störung des Kapitalflusses Investitionsanreize vermindert und zum anderen hat sich gezeigt, daß der Staat oft eben nicht der bessere Unternehmer ist.²⁷ Daß viele staatsgesteuerte Unternehmen zu einem gewissen Zeitpunkt unrentabel wurden, hat seine Ursachen u.a. darin, daß die notwendigen Folgeinvestitionen versäumt wurden, weil dringender erscheinende Staatsprojekte dies verhinderten. (Wir kennen die sträfliche Vernachlässigung des fixen Kapitals auch aus der Geschichte sozialistischer Staaten.) Ruth Leger Sivard beschreibt in einem anderen Zusammenhang, nämlich den der zunehmenden Militarisierung der Entwicklungsländer, die Folgen unökonomischer, eben politisch bedingter 'Prioritätensetzung' in der „Dritten Welt“: „Die Ressourcenlenkung aus Bereichen, die der Befriedigung von Basisbedürfnissen dienen, ist ein heimlicher Mörder, der Produktivität und Entwicklung hemmt und damit Hunderte von Millionen Menschen, die sich nicht die elementarsten Überlebensbedürfnisse befriedigen können, um weitere Millionen vermehrt.“²⁸ Und sicher spielt die rein konsumtive Verwendung eines Teils des abgefangenen Profits durch die heimische Staatsklasse auch ihre Rolle.

Allgemein kann man wohl feststellen: Importiertes Kapital trägt wenig zur Bildung inländischen Kapitals bei. Wird eine Gesellschaft von außen in die kapitalistische Entwicklung einbezogen, so bedarf es außerordentlicher Umstände, um die Bildung inländischen Kapitals zu befördern.

Steigender Massenkonsum hat auch einen negativen Effekt auf die kapitalistische Entwicklung

Wie wir bereits gesehen haben, kann eine steigende Nachfrage auch dann gesichert werden, wenn der Reallohn konstant bleibt, nämlich unter der Bedingung, daß die Anzahl der Beschäftigten und allgemein der Kreis der Abnehmer erweitert werden kann. Letzteres ist eine ständige Begleiterscheinung der Entwicklung des Kapitalismus, der sich nicht nur quantitativ über alle Kontinente und Länder dieses Planeten verbreitet, sondern auch immer tiefer in eventuell durch die Warenbeziehungen noch nicht besetzte Poren eindringt. (Diese Tatsache ist nicht zu verwechseln mit dem anderen Fakt, daß parallel dazu immer mehr Arbeitskräfte, zum Teil aus vorkapitalistischen Produktionsformen stammend, freigesetzt werden.) Aber selbst wenn diese quanti-

tative Entwicklung als real gegeben unterstellt werden kann, bleibt doch die Frage ihrer Bedeutung offen. Diese wird über die Maßen gesteigert, wenn behauptet wird, daß die durch Innovation angehobene Arbeitsproduktivität *nur dann gesichert* werden kann, wenn ihr eine wachsende Nachfrage gegenübersteht. Ist es aber nicht vielmehr so, daß die produktivere Einheit allein schon infolge des verbesserten Kosten/Nutzen-Verhältnisses in der Lage ist, andere Anbieter niederzunkurrieren und eventuell trotzdem noch einen Extraprofit zu erwirtschaften? Selbst wenn letzteres nicht der Fall sein sollte, besteht doch das Resultat einer innovativen Entwicklung nicht so sehr in der Ausdehnung des Angebots, sondern eher in einer teilweisen oder völligen Übernahme der bisherigen Produktion durch die produktivere Einheit.

Demnach wäre also weder eine Steigerung der Reallöhne noch überhaupt eine Steigerung der Nachfrage notwendig, um innovative Entwicklungen *abzusichern*. Andererseits hat der Satz, daß „nur steigende Masseneinkommen [...] die Absatzmärkte für mit wachsender Produktivität durch Maschinen produzierte Produkte“ schaffen,²⁹ den realen Gehalt, daß kapitalistische Produktion Massenproduktion (u.a. mit Maschinen) impliziert. Dies bedeutet aber nicht, daß jede Erhöhung der Produktivität oder Effektivität lokal durch eine erhöhte Nachfrage abgesichert werden muß. Man könnte auch das Gegenteil davon behaupten: Überall dort, wo die Einführung kapitalistischer Produktionsmethoden von einer allgemein erhöhten Massennachfrage begleitet ist, haben auch die weniger produktiveren Einheiten noch eine Chance, sich neben der industriellen Produktion zu halten – wenn auch mit einem geringeren Ertrag.

Bedenkt man nun die reale Problematik in den Entwicklungsländern, die *erstens* durch eine Bevölkerungsexplosion, *zweitens* teils durch die Umstellung der Naturalwirtschaft auf Warenproduktion teils ihre kapitalistische Umfunktionalisierung, auf jeden Fall aber eine Ausdehnung des Marktes und *drittens* partiell durch industrielle Produktion charakterisiert ist, die aber von Anfang an dem kapitalistischen Weltmarkt angeschlossen ist,³⁰ so ergibt sich auf dem Hintergrund der hier entwickelten ökonomischen Thesen ein etwas anderes Bild von den eventuellen Ursachen der Unterentwicklung: Bei der durch die Einbeziehung in den Weltmarkt (allgemein: durch die Umstellung auf eine warenproduzierende Ökonomie) verursachten Umlenkung der Nachfrage auf kapitalistisch produzierte Waren, die bei den Ländern, von denen hier die Rede ist, anfangs eben zum größten Teil nur ausländische Produkte sein können, verlieren die inländischen Produzenten zum Teil ihren gewohnten Marktanteil: da aber andererseits das zwar vorhandene Bedürfnis nach den Produkten des Auslands infolge der geringen Geldeinkünfte (Devisen) nur sehr eingeschränkt realisiert werden kann, überläßt der Weltmarkt den

inländischen Produzenten die Befriedigung der dringendsten und elementarsten Bedürfnisse.

Infolge der Auflösung der Naturalwirtschaften steigt die Nachfrage nach Waren zwangsläufig an; aber sie kann infolge des Geldmangels nur teilweise durch industriell produzierte Waren abgedeckt werden.³¹ Der andere Teil verschafft den kleinen Warenproduzenten Raum zum Überleben, und zwar einen heute immer noch wachsenden Raum.³² Dem widerspricht nicht, daß der von den kleinen Warenproduzenten zu erzielende Ertrag immer knapper wird; dies ist vielmehr Ausdruck der zunehmenden Integration der Binnenwirtschaft in den Weltmarkt: allein schon die Möglichkeit, daß maschinelle Großproduktion in einen traditionellen Industriezweig eindringen könnte, senkt dort die Preise und läßt der handwerksmäßigen Produktion und dem Kleinhandel keine andere Chance, als ihre Preise prospektiv klein zu halten. Das Resultat ist die Selbstausbeutung der kleinen Warenproduzenten, die ihnen aber andererseits wenigstens eine Zeitlang das Überleben ermöglicht. (Hier wären selbstredend auch noch andere Faktoren zu untersuchen, wie die Rolle der Großfamilie, die partielle Fortexistenz der Naturalwirtschaft und ihre Funktion in einem kapitalistisch dominierten Komplex von Produktionsweisen, die extremen Einkommensunterschiede und damit verbundene Unterschiede in der 'Lebensweise' etc.)

Klarerweise bremst die in größerem Umfang fortexistierende kleine Warenproduktion vor allem auf dem Sektor der Lebensmittelproduktion das Eindringen industrieller Produktion ab. Unter der Bedingung eines ständigen Überangebots von Arbeit verhindern extrem billige Arbeitskräfte die Anwendung teurer Technik und halten die Lebenshaltungskosten – und damit den Wert der Arbeitskräfte – niedrig. Die Entwicklung kapitalistischer Verhältnisse wird dagegen gefördert, wenn Arbeitskräfte massenhaft abwandern und als eine Folge davon ihr Wert auf dem Binnenmarkt steigt.³³ Sollte der Massenkonsum hier trotz der sinkenden oder stagnierenden Zahl der Beschäftigten zunehmen, so dürfte dies eher eine Folge eines erhöhten Lohnniveaus sein als eine politisch geschaffene Voraussetzung kapitalistischer Entwicklung. Elsenhans' These, daß der Massenkonsum die industrielle Entwicklung befördert und absichert, gilt möglicherweise nur, wenn dieser Konsum sich organisch mit und als Folge der Industrialisierung entwickelt. Selbst wenn es gelingen sollte, den Massenkonsum durch Stützung oder (gegebenenfalls auch: sinnloser) Beschäftigung der Armen zu steigern, wie dies vorgeschlagen worden ist,³⁴ müßten die nun nachfragekräftigen „Armen“ auf industrielle Produkte zugreifen, die speziell für sie hergestellt worden wäre (armutsorientierte Produktion). All dies scheint mir jedenfalls wenig realistisch zu sein.³⁵

Notwendig, wenn auch nicht ausreichend: eine flexible Schutzzollpolitik³⁶

Wie oben festgestellt, wird durch eine wachsende Nachfrage die *kapitalistische* Entwicklung u.U. eher gebremst als vorangetrieben: Neben der produktiveren Technologie können auch rückständige Produktionsmethoden überleben. Die absolut wachsende Nachfrage ist eine 'normale' Begleiterscheinung der Umstellung von Naturalwirtschaften auf warenproduzierende Volkswirtschaften und ist heute wohl eher das Resultat des Bevölkerungswachstums. Daneben kann es selbstverständlich noch weitere Faktoren geben, die die kapitalistische Entwicklung bremsen. In einer Reihe von unterentwickelten Ländern finden wir kulturelle, ideologische oder politische Hemmnisse, die zwar einerseits bewirken, daß nicht gleich die ganze Gesellschaft von den 'normalen' Symptomen der Kapitalisierung erfaßt wird, die andererseits aber auch dazu führen, daß der Produktivitätsabstand sich weiter vertieft.

Es besteht aber kein Grund, diesen letzten Punkt allzusehr zu dramatisieren. Hochproduktive Produktionsanlagen können auch von unterentwickelten Ländern erworben werden, wenn die – sicher knappen – Geldmittel eines Staates konzentriert werden. Mit anderen Worten, es scheint nicht notwendig zu sein, daß jedes Land die wissenschaftlich-technischen Umwälzungen bis in alle Details nach- oder mitvollzieht. Die nachholende Aneignung bereits vorhandener Hochtechnologie ist allemal billiger als ihre Entwicklung. (Damit sollen nicht die Vorteile geleugnet werden, die auf der anderen Seite die technologische Entwicklung dem Herkunftsland der Hochtechnologie verschafft.) Ein gewisses Zurückbleiben auf dem Gebiet der Entwicklung neuer Technologien kann also durchaus in Kauf genommen werden.

Praxis ist die Anwendung z.T. kapitalintensiver Hochtechnologie, z.T. arbeitsintensiver Industrie, die sich nur noch in Billiglohnländern rechnet. Die Folge ist eine extreme 'Zerklüftung' der Produktivität verschiedener Branchen in den Entwicklungsländern auf der Grundlage unterschiedlicher Produktionsweisen (strukturelle Heterogenität)³⁷. Der Gedanke, Industriezweige mit mittlerer Produktivität zu fördern, ist naheliegend. Der von Elsenhans betonte Maschinenbau ist ein Exempel dafür.³⁸ Die Empfehlung, ältere Technologien anzuwenden, um die einheimische Maschinenproduktion zu fördern und damit die Lernkosten für Hochtechnologie zu minimieren, korrespondiert mit dem Rat, in erster Linie für das Wachstum des Massenkonsums zu sorgen. Diese Vorstellung setzt voraus, daß im Zeitalter der Mikroelektronik, der Automatisierung und der Biotechnologie die mechanische Maschine noch im Zentrum der Umwälzungen stünde, die die Produktion ergreifen – von den gewöhnlichen elektrotechnischen Ausrüstungsgütern, von der chemischen Produktion und dem Fahrzeugbau einmal abgesehen. Aber auch unter kurz-

fristig-pragmatischen Gesichtspunkten betrachtet käme es wohl eher darauf an, den insularen Charakter der in den Entwicklungsländern vorhandenen Industrie zu überwinden. Maschinen werden in der Regel nicht ausgemustert, weil sie nicht mehr funktionstüchtig, sondern weil sie moralisch verschlissen sind, und das bedeutet zumeist Inkompatibilität mit den Technologien der modernen Industrie. Ältere Maschinen(typen) können deshalb wenig zur Überwindung struktureller Heterogenität beitragen, zumal sie Devisen binden, die für paßfähige Technologien ausgegeben werden könnten.

Daß in der „Dritten Welt“ politische Rahmenbedingungen für eine breite Entwicklung des Massenkonsums *im Sinne einer Umstellung auf den Konsum industrieller Produkte* geschaffen werden, ist m.E. weder realistisch noch notwendig, um die Industrialisierung voranzutreiben. Wenn *Massenkonsum im Inland* keine notwendige Bedingung für die Sicherung hochproduktiver und – aufgrund des Lohngefälles – kostengünstiger Produktion ist, dann muß er dort auch nicht gefördert werden. Um die Verarmung der traditionellen Produktionseinheiten und der schon vorhandenen kleinen Warenproduzenten zu verhindern, ist die Integration dieser Sektoren und Zweige in den Weltmarkt mit politischen, kulturellen und ökonomischen Mitteln so lange zu beschränken, wie sich in diesen Bereichen keine einheimische industrielle Produktion entwickelt hat. Dies entspricht nicht nur dem, was empirisch festzustellen ist,³⁹ sondern auch der Forderung an den Süden, Beschäftigung und Einkommen der Massen, insbesondere der Landbevölkerung, anzuheben, die Kleinproduktion zu fördern und später im Sinne industrieller Entwicklung zu dynamisieren und eventuell vorhandener Hochtechnologie-Produktion anzupassen.⁴⁰

Die Entwicklungspolitik muß schwierige, scheinbar widersprüchliche Aufgaben lösen. Einerseits ist die Ansiedlung modernster Industrie zu fördern, und dazu gehört auch, daß die dazugehörigen Investitionsgüter, solange sie nicht im Inland produziert werden, auf dem Weltmarkt zu dem dort herrschenden Preis erworben werden können; andererseits muß das Eindringen ausländischer Waren, zumindest derjenigen, die nicht für jene Industrie erforderlich sind, stark beschränkt werden. Diese Beschränkungen sollten dann in dem Maße wieder aufgehoben werden, wie sich unter dem Schutz von Einfuhrzöllen eine inländische Produktion, besonders in der 'Umgebung' bereits bestehender Industrie, entwickelt hat. Auch für die Staaten des Westens waren ja der Schutz und die Stützung der inländischen (gewerblichen) Produktion Maßnahmen, die die industrielle Entwicklung förderten.⁴¹ Es scheint immer noch notwendig zu sein, bestehende Industrien vor dem ersten Angriff von Billiganbietern zu schützen. Auf Dauer angewandt wird diese Politik jedoch zur Stagnation führen. Unter dem Schutz und unter Verwendung zeitlich gestaffelter „Strafzölle“ sind deshalb die Umstrukturierungen zu realisieren, die eine profitable

Teilnahme am internationalen Markt ermöglichen. Dies erfordert den Aufbau einer integrierten (kohärenten) Volkswirtschaft, anknüpfend nicht nur an der bereits vorhandenen Exportindustrie, sondern auch an traditioneller Produktion für den Binnenmarkt. In Bezug auf die Entwicklungsländer bleibt die gedeihliche Verwendung eventuell anfallender Rente (einschließlich der Entwicklungshilfe) das *ökonomische*, die Ausrichtung des Staates auf die Bedürfnisse einer Marktwirtschaft das *politische* Hauptproblem.

- 1 Vgl. H. Elsenhans, Kapitalismus und Massenkonsum – Eine Kritik der Marxschen politischen Ökonomie, in: COMPARATIV. Leipziger Beiträge zur Universalgeschichte und vergleichenden Gesellschaftsforschung, Heft 2/1992, S.7.
- 2 Vgl. ebenda, S. 8.
- 3 Dieser Prozeß wird u.a. beschrieben in H. Elsenhans: Nord-Süd-Beziehungen. Geschichte – Politik – Wirtschaft, Stuttgart u.a. 1984, S. 95.
- 4 Dies ist eine theoretische Prämisse bei H. Elsenhans: Kapitalismus und Massenkonsum (wie Anm. 1), S. 8.
- 5 Unter dem Begriff „Reallohn“ verstehe ich (wie allgemein üblich) die Gütermenge, die von einem durchschnittlichen Arbeitnehmer mit einem bestimmten Nominallohn gekauft werden kann. Vgl. z.B.: Woll Wirtschaftslexikon, München/ Wien 1992 (6. Aufl.), S. 587. Oder: Vahlens Großes Wirtschaftslexikon in zwei Bänden, München 1987, Bd. 2, S. 62f. Oder: Gabler Wirtschaftslexikon in zwei Bänden, Wiesbaden 1988 (12. Aufl.), Bd. 2, S. 1161.
- 6 H. Elsenhans, Nord-Süd-Beziehungen (wie Anm. 3), S. 28.
- 7 Ders., Kapitalismus und Massenkonsum (wie Anm. 1), S. 8.
- 8 Ebenda.
- 9 Vgl. ders., Nord-Süd-Beziehungen (wie Anm. 3), S. 76f.
- 10 Vgl. M. v. Tugan-Baranowsky, Studien zur Theorie und Geschichte der Handelskrisen in England, Jena 1901. (Neudruck 1969), S. 17-28. Vgl. dazu auch R. Luxemburg, Die Akkumulation des Kapitals, Berlin 1923, S. 74ff.
- 11 R. Luxemburgs Argument, daß es dann ja wohl keine Krisen gäbe, wird von ihr selbst widerlegt, wenn sie reproduktionstheoretische Überlegungen durch die Abstraktion von Hochkonjunktur und Krise begründet. Vgl. R. Luxemburg, ebenda, S. 234 und S. 6.
- 12 Der Arbeitskräfte-Vektor der n-ten Produktionsperiode ergibt sich aus dem Arbeitskräfte-Vektor der Vorperiode n-1 durch Anwendung des Operators G, wobei $G_{11}=1, G_{12}=0,8, G_{21}=0$ und $G_{22}=0$ ist: $I_n = I_{n-1} \cdot G$.
Um die von R. Luxemburg genannten Zahlen zu rekonstruieren, kann man beispielsweise $I_n = [1000, 750]$ setzen. – G läßt sich theoretisch bestimmen, wenn man die für die gebrauchswertmäßige-stoffliche Struktur und die für die wertmäßige Struktur entwickelte Matrizenrechnung auf das Reproduktionsmodell mit 2 Zweigen unter Berücksichtigung der speziellen Randbedingungen anwendet. Vgl. dazu G. Quaas, Wert und Gebrauchswert als Strukturen im ökonomischen Reproduktionsprozeß einer warenproduzierenden Gesellschaft, in: Wissenschaftliche Zeitschrift der Karl-Marx-Universität, Gesellschaftswissenschaftliche Reihe, Heft 4/1987, S. 391ff.
- 13 Vgl. H. Elsenhans, Kapitalismus und Massenkonsum (wie Anm. 1), S. 8.
- 14 Unumstritten ist sicherlich die folgende These: „Technischer Fortschritt als Produktinnovation setzt wachsende Massenmärkte voraus, weil neue Produkte nur dann industriell produziert

- werden, wenn ein breiter Markt entsprechende Absatzchancen verspricht.“ H. Elsenhans: Nord-Süd-Beziehungen (wie Anm. 3), S. 23. Empirisch belegt ist außerdem die These, daß ein enger Zusammenhang zwischen egalitärer Verteilung und kapitalistischer Entwicklung besteht. Vgl. z.B. U. Menzel/D. Senghaas, Europas Entwicklung und die Dritte Welt. Eine Bestandsaufnahme, Frankfurt/M. 1986, S. 48.
- 15 Elsenhans' wiederholte Formulierungen seiner polit-ökonomischen Hauptthese benutzen abwechselnd die Begriffe *Wachstum der Masseneinkommen* (S. 7), *steigende Reallöhne* (S. 8), *wachsende Massenmärkte* (S. 15) und *Erhöhung der Massenkonsumgüterproduktion* (S. 15). (Die Seitenzahlen beziehen sich auf: Kapitalismus und Massenkonsum, wie Anm. 1).
 - 16 Vgl. ebenda. S. 8. Auch an der angegebenen Stelle bei H. Elsenhans: Der Mythos der Kapitalintensität und die notwendig falsche Technologiewahl der Entwicklungsländer, in: B. Kohler-Koch (Hrsg.), Technik und internationale Politik. Baden-Baden 1986, S. 267ff. Hier formuliert Elsenhans ein durch A. Emmanuel zum Nachweis der Möglichkeit unbegrenzter Kapitalakkumulation angeregtes Modell. Bei der Ableitung und Interpretation der Gleichungen ist nicht bemerkt worden, daß implizit eine konstante Kapitalproduktivität und die Identität der Bruttoprodukt-Wachstumsrate mit der Profitrate vorausgesetzt worden sind. Die aufgezeigten Widersprüche, die gegen ein unbegrenztes Wachstum sprechen sollen, sind entweder nicht existent oder unplausibel. Darüber hinaus kann – selbst in geschlossenen Systemen – „konstanter Reallohn“ nicht mit einem konstant bleibenden „variablen Kapital“ (v) gleichgesetzt werden. – Selbst wenn die Interpretation jenes Modells korrekt wäre, könnte doch die Widerlegung eines speziellen Wachstumsmodells niemals die generelle Möglichkeit unbegrenzten Wachstums ausschließen.
 - 17 J. M. Keynes, Allgemeine Theorie der Beschäftigung, des Zinses und des Geldes, Berlin 1983 (6. Aufl.), S. 97.
 - 18 Vgl. H. Elsenhans, Ungleichheit und Unterentwicklung. Staat – Wirtschaft – Gesellschaft in der unterentwickelten Welt, Rheinstetten 1977, S. 6.
 - 19 Vgl. ebenda. S. 13.
 - 20 Vgl. ebenda. S. 10.
 - 21 Vgl. ebenda. S. 11.
 - 22 Vgl. ebenda. S. 12, sowie: G. Hübner-Dick/R. Seidelmann, Der Faktor Arbeit in der Südafrikanischen Politik, in: H. Elsenhans (Hrsg.), Migration und Wirtschaftsentwicklung, Frankfurt/M.-New York 1978, S. 161.
 - 23 Vgl. H. Elsenhans, Ungleichheit und Unterentwicklung (wie Anm. 18), S. 14.
 - 24 „Wer gestützt auf noch niedrige Reallöhne bei technisch führenden Branchen wettbewerbsfähig ist, kann auch, ohne seinem Produktivitätsfortschritt entsprechend die Binnennachfrage zu erweitern, durch Exportüberschüsse Vollbeschäftigung erzielen.“ H. Elsenhans, Kapitalismus und Massenkonsum (wie Anm. 1), S. 25.
 - 25 Vgl. ebenda. S. 16.
 - 26 Eine Beschreibung der Methoden des Gewinntransfers vgl. bei H. Elsenhans, Nord-Süd-Beziehungen (wie Anm. 3), S. 88f.
 - 27 Vgl. ders., Korreferat, in: H. Sautter (Hrsg.), Wirtschaftspolitische Reformen in Entwicklungsländern, Berlin 1991, S. 110f.
 - 28 R. Leger Sivard (Hrsg.), Entwicklung der Militär- und Sozialausgaben in 140 Ländern der Erde, Frankfurt/M. 1983, S. 7.
 - 29 H. Elsenhans, Kapitalismus und Massenkonsum (wie Anm. 1), S. 9.
 - 30 Die auf den Seiten 12-14 (ebenda) vorgenommene Unterstellung einer „geschlossenen Wirtschaft“ scheint mir für die Entwicklungslanderproblematik irrelevant zu sein, wie dann auf S. 15 auch eingeräumt wird. Jene Idealisierung dient wieder zur Untermauerung der Hauptthese, die aber – bezogen auf den Zusammenhang zwischen Masseneinkommen und Industrialisierung (nicht: Realeinkommen und kapitalistische Entwicklung) – unstrittig ist.

Massenkonsum oder Unterentwicklung

- 31 Vgl. W. Mayer/A. Schmidt, Kapitalistische Durchdringung und Mobilität von Arbeitskraft in Westafrika, in: H. Elsenhans (Hrsg.), Migration und Wirtschaftsentwicklung (wie Anm. 22), S. 130.
- 32 Vgl. ebenda, S. 137. Vgl. auch die folgende Textstelle bei H. Elsenhans: „Unter dem Blickwinkel von Beschäftigungsmöglichkeiten entsteht der informelle Sektor durch die begrenzte Aufnahmefähigkeit des mit importierter moderner Technologie errichteten großbetrieblichen Sektors, die Freisetzung von Arbeitskräften in der Landwirtschaft und das Bevölkerungswachstum.“ H. Elsenhans, Nord-Süd-Beziehungen (wie Anm. 3), S. 50f.
- 33 Vgl. dazu C. H. Riegler, Emigrationsphasen, Akkumulation und Widerstandsstrategien. Zu einigen Beziehungen der Arbeitsemigration von und nach Schweden 1859-1930, in: H. Elsenhans (Hrsg.), Migration und Wirtschaftsentwicklung (wie Anm. 22), S. 31ff. Sowie in verallgemeinerter Form U. Menzel/D. Senghaas, Europas Entwicklung und die Dritte Welt (wie Anm. 14), S. 25.
- 34 Vgl. H. Elsenhans, Korreferat etc. (wie Anm. 27), S. 120ff.
- 35 Die Schwierigkeiten einer solchen Entwicklungspolitik beschreibt H. Elsenhans, ebenda, S. 127ff.
- 36 Neben importsubstituierenden Maßnahmen, zu denen eine flexible Schutzzollpolitik beitragen kann, umfaßt Entwicklungspolitik natürlich auch Maßnahmen zur Förderung des Exports durch die Industrie-, Handels-, Finanz- und Währungspolitik. Dieser Komplex wird aus politökonomischer Sicht untersucht bei H. Elsenhans, Der Mythos der Kapitalintensität (wie Anm. 16), S. 274ff. – Nicht, um kurzatmige Empfehlungen zu geben, sondern aus Gründen der Aktualität streife ich abschließend das Thema der Schutzzölle.
- 37 Vgl. diesen Begriff bei D. Senghaas, Vorwort. Elemente einer Theorie des peripheren Kapitalismus, in: D. Senghaas (Hrsg.): Peripherer Kapitalismus. Analysen über Abhängigkeit und Unterentwicklung, Frankfurt/M. 1974, S. 22ff.
- 38 Vgl. H. Elsenhans, Kapitalismus und Massenkonsum (wie Anm. 1), S. 16.
- 39 Vgl. ders., Nord-Süd-Beziehungen (wie Anm. 3), S. 76.
- 40 Vgl. ebenda, S. 116ff.
- 41 Vgl. ebenda, S. 20f. Vgl. auch die Fallbeispiele Dänemark, Neuseeland und Australien bei D. Senghaas/U. Menzel, Autozentrierte Entwicklung trotz internationalem Kompetenzgefälle. Warum wurden die heutigen Metropolen Metropolen und nicht Peripherien?, in: D. Senghaas (Hrsg.): Kapitalistische Weltökonomie, Kontroversen über ihren Ursprung und ihre Entwicklungsdynamik, Frankfurt/M. 1979, S. 14f., 38f., 71f.

Mitteilungen und Berichte

Israelischer Nationalismus, vor Ort verhandelt und beobachtet: Eine Tagung in Tel Aviv.

Ende März 1993 fand als Abschluß eines Forschungsseminars an der Wiener Library der Tel Aviv University (Fellowship for Comparative European History) eine dreitägige Tagung unter der Leitung von *Shulamit Volkov* und *Israel Gershoni* statt: „Rethinking Nationalism“. ¹ Das Forschungsseminar vereinte für ein halbes Jahr Promovenden und postgraduale Studenten der Geschichte sowie benachbarter Sozial- und Geisteswissenschaften, u.a. aus Israel, den USA, Polen, Österreich und Deutschland.

Anthony D. Smith (London School of Economics) eröffnete als Gast den theoretischen Auftakt mit einem polemischen Vogelflug zur Nationalismusforschung. Er kritisierte die Mißachtung der sozial-ethnischen und politischen Determination von nationalen Diskursen durch konstruktivistische Ansätze, die von der Modernität der Nation ausgehen. *Smith* hingegen kommt es darauf an, daß komplexe Wechselspiel zwischen langfristigen Entwicklungen ethnischer Bevölkerungen mit dem in der

Tat starken Konstruktcharakter von Nation zu verbinden. Es sei eben gerade das ethnische Erbe, das den modernen Nationalismus forme und letztlich auch unterscheidbar mache. ²

So sei zum Beispiel der von *Flavius Josephus* überlieferte kollektive Selbstmord der Zeloten auf der von den Römern belagerten Festung Masada in der jüdischen Tradition bis ins 20. Jh. fast völlig vernachlässigt worden. Erst im Kontext der jüdischen Einwanderungen in Palästina unter britischem Mandat und insbesondere in der Zeit des israelischen Unabhängigkeitskrieges 1948/49 wurde der Masada-Mythos zum willkommenen Bezugspunkt der zionistischen Forderungen nach Selbstverteidigung und souveräner Staatsbildung. Masada wurde nach den Erfahrungen der Diaspora, des Antisemitismus und nach dem jüdischen Holocaust zu einem spirituellen Sieg gegen die „neuen Römer“. ³ Die Konstruktion von sinnstiftenden Legenden in der Moderne sei also niemals ohne Bezug auf weiter zurückliegende Überlieferungen ethnischer Geschichte möglich. Es käme für Historiker darauf an, Nationalismus geologisch zu begreifen und eine „Archäologie“ der Schichten nationaler Ar-

gumente zu unternehmen, damit auch das Fundament des modernen „social engineering“, die ethnische Geschichte, wahrgenommen werden kann.

Allerdings „hinkt“ diese Metapher: Bei den den Ausgrabungen von Masada unter der Leitung von Yigael Yadin in den sechziger Jahren setzte man sich zum Ziel, dem antiken Text des Josephus die vermeintliche Authentizität zu geben. Somit wurde ein „durchkonstruiertes rhetorisches Übungsstück in literarischer Produktion“ als Leseanleitung für die gefundenen Fragmente verwandt.⁴ Archäologische Rekonstruktion der Moderne beruhte so auf einer literarischen Konstruktion der Antike: Vielleicht ein Hinweis darauf, Ethnie auch vor allem Nationalismus als ein soziales Konstrukt zu fassen?

Bis heute übrigens ist die politische Aufgabe der Archäologie in Israel unübersehbar. Es geht bei dieser Spurensuche immer auch darum, archäologische Beweisstücke jüdischen Lebens aufzudecken. Archäologie als nationale Identitätsstiftung, deren Ausgrabungsstätten nicht zufällig als „National-Parks“ dem Publikum zugänglich gemacht werden. Diese touristischen Pilgertouren finden jedoch auch ihre Grenzen: in den Technologien der Beförderungsmittel. „Maximum transport capacity: 640 persons per hour“ steht auf einem Schild im Inneren der vollbesetzten Liftgondel zum Masada-Felsplateau, wo heute auch Vereidigungen von

Elitetruppen der israelischen Armee stattfinden und den Mythos ritualisieren. Es wirkt besonders irritierend, wenn es Araber sind, die die „Knochenarbeit“ ausführen. Hier scheinen sich Palästinenser selbst das archäologische Argumentationsfundament zu entziehen.

Miroslav Hroch (Universität Prag) ging auf die Rolle der Sprache bei der Selbstdefinition der Nation ein. Mit wenigen Ausnahmen (z.B. Norwegen und Schottland) habe das linguistische Programm innerhalb nationaler Bewegungen Priorität. Argumente für die Pflege der Sprache findet man im „Vermächtnis“ der Vätergenerationen, in der (gegenüber anderen Sprachen) außerordentlichen Schönheit der eigenen Sprache, sowie in der Sprache als einem Verständigungsmittel. Letzteres ist eng verknüpft mit der programmatisch formulierten Notwendigkeit, die Sprache zu normieren. Hroch verwies hierbei auf das große Forschungsdefizit hinsichtlich der Herder-Rezeption außerhalb Deutschlands.

Die Philosophin *Yael Tamir* (wie alle folgenden Tel Aviv University) wagte sich als Einzige an ein wichtiges Thema heran: die Ethiken des Nationalismus. Neben den unbestreitbar negativen Seiten nationaler Politik wie Intoleranz, Tyrannei, Rassismus bis zu Genoziden, gäbe es auch positive Aspekte. Zentral bei der ethischen Beurteilung des Verhaltens sei die Frage nach der Legitimität.⁵ Der entscheidende Unterschied und

Gradmesser für die erreichte Toleranz und Sensibilität liege in dem argumentativen Bezug auf entweder einige Gründe für eine Entscheidung, oder einen ultimativen Grund. Das Gefühl der Verpflichtung und der Verbundenheit (connectedness) gegenüber „den Anderen“ beeinflusst hierbei die Entscheidung maßgeblich. Deutlich wurde, wie wenig sich mit „objektiven“ Kriterien operieren ließ. Vielmehr sollten auch Emotionen als Teil rationaler Argumentation begriffen werden.

So war auch die Meinung von *Haim Gans*. Sein rechtstheoretischer Ansatz, am Beispiel des „formativen Territoriums“ Israels historisch (selbst)begründete Territorialansprüche abzuarbeiten, machte dann allerdings endlich deutlich, daß es an der Zeit war, zu konkreten Fallstudien überzugehen. Problematisch wird das moralische Einfordern historischen Rechts immer dann, wenn zwischen der Bezugszeit und der Zeit der Forderung Migrationsentwicklungen über lange Zeiträume stattgefunden haben, die nicht einfach negierbare Tatsachen geschaffen haben. Darüber läßt sich in Israel allerdings nur sehr beschränkt diskutieren, ohne nicht gleich auch Tagespolitik zu betreiben. Nicht ohne Grund ist das erklärte Ziel der Siedlungspolitik der Gusch Emunim nicht primär auf verbindliche Grenzvereinbarungen gerichtet, sondern „facts on the ground“ zu schaffen.

Auch in diesem Zusammenhang konzeptualisierte *Adriana Kemp* für das Verständnis der Besiedlungs- und Besetzungspolitik Israels den Typ des Frontier-Nationalismus: einen Nationalismus, bei dem nicht „Nation“ oder „Staat“, sondern die „frontier“ als eine „Region gegenseitiger Durchdringung von zwei verschiedenen Gesellschaften“ (Thompson/Lamar) im Zentrum steht. Sie begriff den Frontier-Nationalismus als eine in sich selbst widersprüchliche, ambivalente Politik von einer ethnischen Bevölkerungsgruppe und dem Staat. Kemp zeigte, daß von Frontier-Nationalismus bereits seit den dreißiger Jahren geredet werden kann und er in der kooperativen Siedlungspolitik zwischen der Likud-Regierung (1977-1992) und der Gusch-Emunim ihren Höhepunkt fand. Durch die Institutionalisierung der Okkupation als politischer Dauerzustand ersetze der Frontier-Nationalismus gewissermaßen staatliche Souveränität.

Als Tourist bekam ich eine als „Map of the Holy Land“ getarnte Karte Israels mit den Grenzen der Wunschgeographie von Fraktionen der „Falken“ des Landes in die Hand gedrückt. Diese physische Karte kannte keine okkupierten oder verwalteten Gebiete...

Für ein Verständnis der Komplexität des Wandels von nationalen Konflikten zwischen Staaten zu internen Konflikten zwischen Ethnien plädierte *Kemp* für einen genaueren Blick auf die Verbindung zwischen

ethnischer Segregation und territorialer Integration – eine Forderung, die gewiß auch für die Gegenwartsanalysen in Ost-/Südosteuropa Gültigkeit besitzt.

Dan Diner merkte an, daß das Modell des Frontier-Nationalismus zwar als soziologisches Konzept sehr sinnvoll, aber in der Untersuchung von Mentalitäten schwer zu handhaben sei. Er plädierte für einen metaphorischen Gebrauch des Konzepts. Andererseits sind die wiederholten Aufrufe zur Volksbewaffnung im gegenwärtigen Israel eindrucksvolle Belege für die Frontier-Mentalität.

Uri Ben-Eliezer knüpfte an Eric Hobsbawms Argument an, daß israelischer Nationalismus schon allein deshalb eine Erfindung der Moderne sei, da das Konzept des israelischen Territorialstaates nicht vor dem Ende des Ersten Weltkrieges politikmächtig wurde.⁷ Er analysierte die Einflüsse der Idee des Nationalen auf den israelischen Staat in seiner Gründungszeit. Seine These: Israel wurde eine kämpfende Nation, eine „nation-in-arms“. Während die meisten (soziologischen) Studien die integrative Rolle der Armee betonen, ignorieren diese aber zugleich die Funktion der Armee als ein Instrument organisierter Gewalt. Die „Nation in Waffen“ neigt dazu, in Kriegen bzw. bewaffneten Auseinandersetzungen eine normative Lösung politischer Probleme zu sehen. Für Israel gelte, daß der Armee für die Herausbildung nationaler Identität eine wesentliche Mittlerrolle

zukomme. Die Einsetzung eines positiv konnotierten Militarismus gehört ebenso dazu wie die Kanalisierung politischer Partizipation durch den Armeedienst als dem Repräsentationsorgan der Nation. Der entscheidende Punkt liege darin, daß Kriege und Okkupation nicht notwendig durch Soldaten vollzogen werden, sondern durch die alltägliche Praxis israelischer Bürger: jüdische Siedler im Gaza-Streifen, bewaffnete Zivilpatrouillen im Westjordanland, die elterliche Aufmunterung zum Armeedienst oder der Kampf linker und rechter Militärs gegen die Militärdienstverweigerung der ultra-orthodoxen Juden.

David De Vries und *Ilan Pape* (Haifa University) führten in sozialhistorisch vergleichender Perspektive vor, wie sich Nationalismus im Verhältnis zum Klassenbewußtsein arabischer und jüdischer Arbeiter entwickelte. Während sie sich auf die Arbeitsmarktsituation und Arbeiterorganisationen im Haifa der zwanziger Jahre konzentrierten, waren für den Geologen *Juval Portugali* die gegenwärtigen Arbeitsmarktverhältnisse Gegenstand seiner Untersuchungen. Anhand zahlreicher Interviews mit palästinensischen Arbeitern, die täglich auf den von Israel kontrollierten (Straßen-)Arbeitsmarkt eine Beschäftigung suchen, konnte er die Herausbildung eines dichten palästinensischen Kommunikationsnetzwerkes nachweisen. Die nach dem Sechs-Tage-Krieg entstandene

alltägliche Routine vieler Palästinenser, hunderte von Kilometern auf der Suche nach einer Arbeit zurückzulegen und hierbei Kontakte mit Schicksalsgenossen zu knüpfen, überbrückte die räumliche Trennung der Palästinenser und gab der imaginierten Gemeinschaft (Benedict Anderson) einen realen Erfahrungshintergrund (und auch eine der Erklärungen für das rasche landesweite Ausbreiten der Intifada). Aus „local Arabs“ werden so „Palaestinians“, wie *Hans Jürgen Puhle* (Universität Frankfurt) treffend in Adaption Eugen Webers „Peasants into Frenchmen“ bemerkte. Die Genese palästinensischer Nationalidentität läßt sich durch diese Studie impliziter Kommunikationsbedingungen als eine indirekte zionistische Kreation begreifen.

Das Plädoyer von A. Smith, bei aller Konstruktion und allem „social engineering“ nie zu vergessen, daß nationalisierte Massen sehr oft eine gemeinsame ethnische Geschichte haben*, griff *Uri Ram* auf – mit unerwarteter Wendung, da er die gemeinsame ethnische Geschichte selbst als ein „Narrativ“ unter vielen anderen möglichen Geschichten dekonstruierte. Wie er in einer Literaturanalyse zeigen konnte, nähert sich auch die primordialistische Seite der Nationalismusforscher allmählich der Überzeugung an, daß die Vergangenheit eine selektive und interpretierte Konstruktion der Gegenwart ist, die – wie wiederum die wenigsten

„Modernisten“ leugnen – verfügbare Verhaltens- und Deutungsmuster der Vergangenheit zur (Her-)Ausbildung moderner nationaler Identität nutzen.

Auf der Grundlage der einflußreichen Arbeiten des Pädagogen, Historikers und Politikers Ben-Zion Dinur (1884-1973) analysierte *Ram* das „Narrativ“ der israelischen Nation. Erst dieses Narrativ formuliere die Haltepunkte für eine nationale Identität und konstituiert einen eigenen Diskurs. Hierbei ist zu beachten, daß der Zionismus als ein ethnisch-territoriales Konzept von Nation mit erstaunlichem Erfolg die jahrtausendelange Realität jüdischen Lebens in der Diaspora leugne. Statt diese räumliche Zerstreuung und die zeitlichen Diskontinuitäten anzuerkennen, entwickelte die zionistische Historiographie die These, daß die „Geschichte der israelitischen Nation niemals unterbrochen wurde und ihre Bedeutung niemals verschwand“ (Dinur). *Ram* faßt diese Entwicklung in der jüdischen Geschichtsschreibung in Thomas Kuhnschem Sinne als einen Paradigmenwechsel. Der unleugbare Erfolg der nur hundert Jahre alten zionistischen Idee, die sich gegenüber anderen Optionen jüdischen Nationalismus des 19. Jh. (wie Autonomie, Assimilation, Reform oder Orthodoxie als eher kulturell bzw. staatsbürgerlich verfaßte nationale Konzepte) durchsetzen konnte, wirft auch Fragen nach heutigen Perspektiven für eine andere jüdische Identität auf. *Ram* sieht es

als eine der dringenden Aufgaben heutiger Demokratisierung Israels an, daß mit und durch eine Kritik der zionistischen Historiographie eine pluralistischere Interpretation jüdischer Geschichte möglich wird.⁹

Noch sind die Geldsammelbüchsen des Israel National Fund der Ort der täglichen Abstimmung zum Zionismus. Solange die traumatisierte jüdische Gesellschaft in Israel auch ihre paranoiden Züge nicht ablegen kann – und das Trauma findet halt auch immer wieder seinen Rückhalt in der gegenwärtigen Realität, auch hier in Deutschland – solange werden sich wohl diese Büchsen auch füllen. Und wenn es ebenfalls stimmt, daß auch die Deutschen eine durch den jüdischen Holocaust traumatisierte Gesellschaft bilden (*Yehuda Bauer*, Hebrew University Jerusalem), dann werden auch in Zukunft die deutschen Diskussionen um israelischen Nationalismus kontrovers und zugleich weiterhin dringend notwendig bleiben.

Das wird auch mit einer Verunsicherung der ja keineswegs homogenen nationalen Identitäten einhergehen müssen. Was Pierre Nora für Frankreich festgestellt hat, gilt auch für Israel: Geschichte der Geschichtsschreibung vermag keine unschuldige Operation zu sein. „Die Geburt eines historiographischen Bestrebens – damit entsteht eine Geschichte, die darangeht, in sich selbst alles zu verfolgen, was nicht sie selbst ist, sich als Opfer des Gedächtnisses

zu entdecken und Anstrengungen unternimmt, sich davon zu befreien.“¹⁰ Sich als Opfer des Gedächtnisses zu entdecken hieße für Juden, für die der hebräische Imperativ „zachor!“ (Erinnere Dich!) in der Diaspora überlebenswichtig war¹¹, in letzter Konsequenz Entjudaisierung. In den amerikanischen Holocaust-Museen wird mit der Historisierung des millionenfachen Mordes an den europäischen Juden ein weiterer Schritt getan, daß Geschichte und nicht mehr Religion (diaspora)-jüdische Identität begründet.¹² Mit dem Verlust lebendiger Erinnerung werden die Historiker selbst zu Gedächtnisorten und jeder zu seinem eigenen Historiker.¹³

Vielleicht war auch diese Tagung ein solcher „lieu de mémoire“ (Pierre Nora), der vom Zerfall der kollektiven Identitäten kündet. Aber keineswegs unumkämpft: der recht emotionale Verlauf und manch heftige Diskussionen, denen ich als in die Feinheiten der israelischen Geschichte und Politik Uneingeweihter mitunter etwas verwirrt gegenüberstand, verwies auf die besonderen Schwierigkeiten, israelischen Nationalismus in Israel zu verhandeln. Allerdings: die Offenheit, mit der das geschieht, beeindruckt.

Axel Doßmann

1 Ich danke der German-Israeli-Foundation, die mir die Teilnahme an der Tagung im Rahmen des Projektes „Nationalism and the Molding of Sacred Space and Time“ ermöglichte. Eine Israel-Reise der Bun-

- deszentrale für Politische Bildung bot mir die Gelegenheit für die in den Tagungsbericht eingefügten Beobachtungen.
- 2 Vgl. A. D. Smith, *The Nation: Invented, Imagined, Reconstructed?*, in: *Millennium. Journal of International Studies*, Vol. 20, No. 3 (1990), S. 353-368; ders., *The Myth of the 'Modern Nation' and the Myth of Nations*, in: *Ethnic and Racial Studies*, Vol. 11, No. 1 (1988). Im letzten Aufsatz deutet Smith die modernistische Auffassung von Nation als einen (Gegen-)Mythos kosmopolitischer Intellektueller.
- 3 Heute bildet der Warschauer Ghettoaufstand *das* sinnstiftende Ereignis jüdischen Selbstverständnisses. Dazu: D. Diner, *Widerstand als Sinngebung*, in: *die tageszeitung*, 17.4.1993, S. 15.
- 4 Vgl. hierzu ausführlich J. Corbet, *Masada. Mythos, Archäologie und Geschichte*, in: *Babylon. Beiträge zur Jüdischen Gegenwart*, Heft 10-11, Oktober 1992, S. 82-109, besonders S. 93ff.
- 5 Vgl. zum Problem Legitimität vs. Legalität B. Kimmerling, *Zionism and Economy*, Cambridge 1983.
- 6 Zur visuellen identitätsstiftenden Politik des „mapping“ und möglichen Alternativen einer Karthographie der Ent-Ortung von kulturellen Identitäten siehe: I. Rogoff, *Geographien und Identitäten. Zum Diskurs des Exils*, in: *Babylon*, a.a.O. S.24-44.
- 7 E. J. Hobsbawm, *Nations and Nationalism since 1780*. Programme. Myth, Reality, CUP (Canto), S. 47f.
- 8 Smith, selbst Jude und im Selbstverständnis Vertreter des ethno-symbolischen Ansatzes, hegte in den Diskussionen erneut ernste Zweifel am Erklärungspotential postmoderner Ansätze für Massenmobilisierungsprozesse – wobei seine Polemik leider mit einer verbreiteten selbstgewissen (selbstvergewissernden?) Haltung gepaart war, als wenn sich „die“ Postmoderne quasi selbstevident der Absurdität überführen würde. Ernsthafter begegnete zum Beispiel C. Geertz, *Die künstlichen Wilden. Anthropologen als Schriftsteller*, München 1990 [1988] den poststrukturalen Verunsicherungen.
- 9 Grundsätzlich zu Diskontinuitäten, Ideologie und (Ohn-)Macht in der Genese der modernen jüdischen Historiographie: Y. Hayim Yerushalmi, *Zachor: Erinnere Dich! Jüdische Geschichte und jüdisches Gedächtnis*, Berlin 1988 [1982], bes. S. 85-110.
- 10 P. Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Berlin 1990 [1984], S. 14; speziell zur jüdischen Identität S. 23.
- 11 Lutz Niethammer hat auf das Paradox aufmerksam gemacht, daß „der Versuch, die Juden aus der Gesellschaft Europas auszutilgen, zur Institutionalisierung eines wichtigen Elements der jüdischen Tradition, nämlich eines durchgreifenden Gedächtnis- und Erinnerungsgebots in der politischen Kultur Deutschlands geführt (hat)“. Eine Entwicklung, die in der Konsequenz deutsche Nationalidentität immer mit einem Fragezeichen versieht. Nach: *Erinnerungsgebot und Erfahrungsgeschichte. Institutionalisierungen im kollektiven Gedächtnis*, in: H. Loewy (Hrsg.) *Holocaust: Die Grenzen des Verstehens. Eine Debatte über die Besetzung der Geschichte*, Hamburg 1992, S. 21-34, hier S. 33.
- 12 Dazu: M. Wolffsohn, *Eine Amputation des Judentums?*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*; zur Amerikanisierung des Holocaust als „Shoah-Business“, die hausgemachte Völkermorde ausblendet H. M. Broder, in: *Der Spiegel* 16/1993. Die Brisanz des Themas belegt die nach Broders Provokation im Spiegel ausgetragene Debatte.
- 13 Vgl. P. Nora, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, S. 22 u. 26.

Bildungssysteme und Bildungsreformen in vergleichender Perspektive

Vom 16.-20. März 1993 hielt die *Comparative and International Education Society* ihre 37. Jahrestagung unter dem Rahmenthema „The Impact of Educational Reform in Comparative Perspective“ ab. Etwa 200 Erziehungswissenschaftler aus aller Welt, vor allem aber aus den USA, hatten sich in der Hauptstadt Jamaikas, Kingston, eingefunden, um aus unterschiedlichen nationalen, politischen und historischen Blickwinkeln jene Herausforderungen und Probleme zu diskutieren, mit denen sich die jeweils nationalen Bildungssysteme angesichts der sich in den letzten Jahren rasch verändernden kulturellen und sozio-politischen Konstellationen weltweit konfrontiert sehen. „Reform“, „multikulturelle Erziehung“ und „Erziehung zum ‘positiven’ Frieden“ – dies waren dann auch die Hauptthemen in den mehr als 80 Sessionen, in denen sich vor allem durch freie Rede sowie pointierte Analysen, Vergleiche und Kritik produktive Debatten in lockerer Atmosphäre entspannen.

Die Wahl des Konferenzortes symbolisierte zugleich einen Schwerpunkt dieser Tagung. Unter solchen Gesichtspunkten wie dem Zusammenhang von Dekolonisation und Bildungswesen, dem Einfluß von politischer Macht auf Bildungsinhalte und -methoden, den Schwierigkeiten

von Bildungsreformen angesichts staatlicher Einheit und nationaler und kultureller Vielfalt oder wie der Integration von Minoritäten in das Schulsystem wurden Probleme des Bildungswesens in verschiedenen Teilen der Dritten Welt, vor allem in Afrika und in Südamerika, behandelt.

Natürlich bildete das Bildungssystem der USA einen wesentlichen Bestandteil der Tagung. Deren Hochschulsystem und die akademische Lehre an den Universitäten sehen sich seit einigen Jahren heftigen Attacken ausgesetzt, die vor allem zwei Krisenerscheinungen diagnostizierten. Zum einen werden zunehmend Ziel und Wert der Universitätsausbildung, die Methoden und theoretischen Grundlagen der Lehre insbesondere im Bereich der Human- und Sozialwissenschaften und nicht zuletzt die – wenn auch nur versteckt – geforderte politische Loyalität und Anpassung auf dem Campus kritisiert. Andererseits droht sowohl den öffentlichen als auch den privaten Universitäten angesichts der finanziellen Krise ein Qualitäts- und damit Prestigeverlust, der langfristig zu einem Abbau des allgemeinen Bildungsniveaus führen kann.

Bildungspolitische Probleme in Europa spielten vergleichsweise eine geringe Rolle, wobei jedoch mehrere Beiträge auf die Konsequenzen der jüngsten politischen Umwälzungen in Osteuropa eingingen. W. Mitter verwies in seiner allgemeinen Darstellung auf die zentrifugalen Trends

innerhalb der bildungspolitischen Entwicklungen in den osteuropäischen Ländern, die auf das Fehlen einer demokratischen Tradition, die ökonomischen Schwierigkeiten beim Übergang zur Marktwirtschaft und das Besinnen auf die Nationalstaatsidee des 19. Jh., das mit der Festsetzung einer Nationalsprache verknüpft ist, zurückzuführen seien. Basierend auf 200 Interviews und Fragebögen berichtete *G. Berger* über die deprimierende moralische Verfassung und soziale Situation von Lehrern in St. Petersburg. *G. Dmitriev* setzte sich in seinem Beitrag mit der Frage auseinander, warum die „kommunistische Erziehung in Rußland“ scheitern mußte. Die Unfähigkeit der früheren Sowjetunion zum Aufbau einer effizienten Wirtschaft und das niedrige Lebensniveau einerseits, die Beschränkung politischer Freiheiten, die absolute Herrschaft einer Ideologie und staatlicher Terror andererseits bildeten die externen Gründe dafür. Die internen Ursachen fand er in der Unterdrückung der Individualität im Ausbildungsprozeß, in den vorgegebenen allgemeingültigen und einseitigen Lehrplänen, der Unterordnung der Lehrpläne und der gesamten Ausbildung unter ideologische und politische Prämissen sowie in repressiven und autoritären Lehrmethoden. Die weitverbreitete Unzufriedenheit mit dem kommunistischen Erziehungs- und Ausbildungssystem führte aber in der jüngsten Zeit nicht zu einer Ablehnung der kommunistischen

Idee in den Schulen, die noch immer attraktiv vor allem auf die ärmeren Schichten wirke. Laut *Dmitriev* brauche es mehrere Jahrzehnte, das kommunistische Erbe zu überwinden. In seiner einseitigen Analyse, welche die Verdienste des ehemaligen sowjetischen Schulsystems etwa hinsichtlich der Alphabetisierung völlig ausklammerte, ließ der Redner zugleich offen, wie die „Demokratisierung“ und „Humanisierung“ des russischen Bildungswesens in Zukunft konkret aussehen soll, obwohl angesichts der in Kingston diskutierten Krisenerscheinungen an den Universitäten in westlichen Industrienationen gerade diese Frage besondere Aufmerksamkeit verdient hätte.

Probleme der Veränderungen im ostdeutschen Bildungssystem bildeten zweimal den Gegenstand von Diskussionen. Während der Thüringer Erziehungswissenschaftler *G. Huck* über das Problem des Analphabetentums unter Erwachsenen in Ostdeutschland referierte, setzten sich *J. Weaver/E. Fuchs* unter dem Titel „Intellectuals as Political Actors“ mit den politischen Implikationen des akademischen Transformationsprozesses am Beispiel der ostdeutschen Historiker auseinander. Basierend auf Interviews und öffentlichen Verlautbarungen interpretierten sie die Anpassung des ostdeutschen an das gesamtdeutsche Universitätssystem unter der Dominanz des westdeutschen „intellektuellen Feldes“ als Prozeß der Abwehr alternativer Re-

formkonzepte und der Eliminierung ostdeutscher Interpretationsmodelle in der historischen Forschung. An ausgewählten Beispielen wurde dabei versucht, einerseits die politische Verflechtung und ökonomische Basis dieser Entwicklung aufzuzeigen. Andererseits zeigten die Autoren, wie, versteckt unter dem Mythos des Pluralismus, im Evaluierungsprozeß bestimmte westdeutsche Wissenschaftsauffassungen als Legitimation dafür dienten, die Grundlagen der Geschichtswissenschaft zu determinieren. Damit wurden konträre Konzepte von Beginn an aus der neuen Wissenschaftslandschaft ausgeschlossen.

Der eindrucksvolle und viel diskutierte Beitrag des Engländers *H. Miller* zielt in eine ähnliche Richtung. Am Beispiel Australiens, Kanadas und Großbritanniens versuchte er, die Beziehungen zwischen dem Staat, der Ökonomie und den Universitäten und vor allem deren Schnittstellen aufzuspüren. Der Beitrag ging dabei auf solche Fragen wie nach der Abgrenzung zwischen Staat und Markt einerseits, Bildungsinstitutionen andererseits, nach der Einordnung von Management und Akademikern in diese Felder und nach dem Grad der Kontrolle, Autonomie und Widerstand der Akademiker als Forscher, Lehrer und Intellektuelle gegenüber außerakademischen Einflüssen ein.

Ein wesentlicher Ertrag der Tagung ist in der Inauguration eines

internationalen Projektes zu finden, das einen gesamten Konferenztag lang diskutiert wurde und unter dem Titel „Educating All for Positive Peace“ eine Vielzahl von Wissenschaftler vereint. Der Zweck dieses Projektes besteht darin, in Zusammenarbeit mit der UNESCO verschiedene Typen von Erziehung und Ausbildung zu analysieren und politikrelevante Vorschläge zur Realisierung des UNESCO-Konzeptes einer „Education for All“ zu unterbreiten. „Positive Peace“ zielt dabei nicht nur auf die Nicht-Existenz von Krieg, sondern zugleich auf die Abwesenheit von nicht-physischer „structural violence“, die aus der Nichtbefriedigung menschlicher Grundbedürfnisse resultiert.

Für den ostdeutschen Beobachter der vier Konferenztage relativieren sich – aus distanzierter räumlicher Perspektive betrachtet und angesichts der scheinbar unlösbaren Probleme im Bildungswesen in anderen Teilen der Welt – einerseits die negativen Konsequenzen aus den ostdeutschen Transformationsprozessen auf diesem Gebiet. Zugleich bleibt andererseits der Eindruck zurück, daß sich diese Veränderungen im Osten Deutschlands ohne Berücksichtigung der weltweiten Diskussionen und damit provinziell vollzogen haben.

Eckhardt Fuchs/ John A. Weaver

Widerstände gegen Revolutionen

Vom 25. bis 27. März 1993 fand an der Leipziger Universität unter dem Titel „Widerstände gegen Revolutionen in der neuzeitlichen Weltgeschichte – ein komparatistisches Thema“ eine internationale Konferenz statt, an der Forscher aus Belgien, Deutschland, Frankreich, Österreich und Rußland teilnahmen. Sie war dem Andenken an den einen Monat zuvor verstorbenen Begründer der Leipziger vergleichenden Revolutionsforschung, Prof. Dr. Manfred Kossok gewidmet.

Das zugrundeliegende Forschungsprojekt des „Centre de recherches sur les sociétés rurales traditionnelles de l'Ouest armoricain“ an der Universität Rennes II und des Interdisziplinären Zentrums für vergleichende Erforschung gesellschaftlicher Transformationen (IZT) der Leipziger Universität, das von Roger Dupuy (Rennes) und Matthias Middell (Leipzig) geleitet wird, geht von folgenden Arbeitshypothesen aus:

1. die politische Sprache des 19. und 20. Jh. (also auch unserer Gegenwart) und die von ihr getragene Rekonstruktion historischer Erfahrung ist in starkem Maße von den Konstellationen der Französischen Revolution von 1789 geprägt. Die Beschäftigung mit dieser Traditionslinie impliziert also eine Auseinandersetzung mit unserer eigenen Art, politische Wirklichkeit zu erfassen.

2. Verschiedenartige Widerstände gegen die jeweiligen Revolutionsführungen sind in der Französischen Revolution erstmals in einem sich politisch immer weiter radikalisierenden Diskurs, – einer dichotomischen Vorstellung von der Gesellschaft, die sich in Gut und Böse, Revolution und Konterrevolution teilt, folgend – zu einer Gegenrevolution verschmolzen. Diese Widerstände waren aber nicht nur unterschiedlich sozial und politisch motiviert, sondern reichten auch in ihren Formen von offener, bewaffneter Rebellion bis zu stiller Verweigerung gegenüber kulturellen Neuerungen. Die Vorstellung von einer Konterrevolution ist also eine Konstruktion, das auf die zeitgenössische Abwehr von Kritik an der Revolution und die Kriminalisierung von Widerstand gegen die Ausbreitung des Revolutionsgeistes auf die ganze Gesellschaft zielt.

3. Ein Vergleich der Französischen Revolution mit anderen neuzeitlichen Revolutionen kann nicht nur die Entfaltung dieser Tradition politischen Denkens nachvollziehen helfen, sondern auch zu einer Typologie der tatsächlich sehr differenten Widerstände führen.

In ihren Eröffnungen würdigten Prorektor Prof. Dr. Günther Wartenberg und Prof. Dr. Werner Bramke die Erträge vergleichender Geschichtsforschung in Leipzig und äußerten die Hoffnung, daß diese auch weiterhin Impulse aus der interna-

tionalen Zusammenarbeit erhalten werde.

Das Forschungsfeld und die Erträge neuer Untersuchungen für die komparatistische Gesamtinterpretation skizzierten einleitend *Jean Clément Martin* (Nantes) und *Matthias Middell*. Martin verfolgte in seinem Beitrag die Interpretation von Konterrevolution in der Historiographie ausgehend von J. Godechots klassischer Synthese. Zwei Modelle bestimmten über einen längeren Zeitraum die Interpretation von Konterrevolution, das der Marquise de La Rochejacquelein, die die Konterrevolution gegen 1789 als legitime Verteidigung eines gottgewollten Zustandes in den ewig währenden Kampf des „Guten“ gegen das „Böse“ einordnet, und der sozialökonomische Erklärungsversuch, der in jüngeren Arbeiten über Widerstände gegen die Revolution vor allem von angelsächsischen Autoren wie Ch. Tilly oder D. Sutherland praktiziert wurde. In jüngster Zeit stellten Überlegungen von Dupuy und Martin die Konterrevolution in ihrer Eigendynamik stärker in den Mittelpunkt. *Middell* gab in seinem Vortrag Anregungen für eine Ausdehnung der vergleichenden Analyse auf das 19. und 20. Jh., die der Verlagerung der traditionellen Bauernrevolten an die historische Peripherie und der wachsenden Bedeutung der städtischen Revolution in den Zentren Rechnung zu tragen hat. *Martin* plädierte vor allem mit Blick auf das 20. Jh. für eine

notwendige Unterscheidung von Widerständen gegen liberale und totalitäre Revolutionen, ein Standpunkt, der in der Diskussion nicht unwidersprochen blieb.

Roger Dupuy stellte Überlegungen zum bäuerlichen Widerstand gegen die Französische Revolution vor, ausgehend von dem im Rahmen der Dorfgemeinde erarbeiteten Verständnis von „Legitimität“ gegenüber steuerlichen und feudalen Belastungen und politischen Institutionen. Dabei sind die „cahiers de doléances“ von 1789 in der Bretagne sehr wohl Zeugnis einer kritischen Haltung der Bauern gegenüber Grundherrn und absolutistischen Beamten. Diese Haltung hinderte die Bauern indes nicht daran, im Angesicht von wachsenden finanziellen Belastungen und Aushebungen zum Kriegsdienst im Verlaufe der Revolution die Legitimität der neuen politischen Machthaber in zunehmendem Maße in Frage zu stellen. In der Diskussion plädierten *Martin* und *Dupuy* dafür, den Begriff Konterrevolution offen zu halten für das Verständnis der Eigendynamik einer Revolution, die wechselnde Frontstellungen erzwingen kann, die sich traditionellen sozialen oder kulturellen Zuordnungen entziehen. Die Komplexität des Verhältnisses der Landbevölkerung zur Revolution verdeutlichten zwei Fallstudien von *Jean Quéniart* und *Elisabeth Sablayrolles* (beide Rennes) zu Volksreligiosität und Engagement der Bauern in der Bretagne für ihre eid-

verweigernden Gemeindepfarrer und zur Aufnahme der Revolution bei der Bevölkerung des Elsaß, einer Gegend, die durch vielschichtige Verbindungen mit dem Reich und eine zahlenmäßig starke bäuerliche Emigration gekennzeichnet war.

Im zweiten Themenkreis wurden die Wirkungen der Französischen Revolution auf Europa intensiver betrachtet. Zunächst untersuchten *Ekkehard Budruss* (Mainz/Neustadt) und *Michael Wagner* (Mainz/Gießen) die Reaktionen, die die französischen Ereignisse bei den Regierungen Preußens und Englands hervorgerufen hatten. Dabei wurde die These von *Budruss*, der Kriegseintritt Preußens sei vor allem im Glauben an einen leichten Gebietsgewinn aus einem territorialen Expansionsdrang heraus erfolgt und weniger als eine Reaktion auf das Revolutionsereignis selbst zu sehen, kontrovers diskutiert. *Helga Schultz* (Berlin) vertrat mit dem Hinweis auf innenpolitische Repressionen, wie die Unterdrückung der Breslauer Gesellenbewegung den Standpunkt, daß 1789 durch den preußischen Staat sehr wohl auch als Gefahr für die herrschende Ordnung angesehen wurde. *Wagner* unterstrich, daß es, im Unterschied etwa zu den „United Irishmen“ in Irland, der britischen Regierung in England gelang, die französischen Ereignisse für einen Aufschwung eines proenglischen Patriotismus zu nutzen und den Einfluß der britischen Jakobiner zurückzudrängen.

Einen Bereich, der sich nicht direkt mit den außenpolitischen Reaktionen befaßte, sprach *Thomas Höpel* (Leipzig) an, der über die eher restriktive Politik der preußischen Regierung gegenüber den französischen Emigranten berichtete. Die unmittelbaren Auswirkungen von Revolution und Krieg, die auf der Seite der Besiegten bzw. „Befreiten“ recht widersprüchliche Reaktionen hervorrufen konnten, untersuchten *Serge Deruette* (Brüssel) und *Jean-René Aymes* (Paris) am Beispiel der österreichischen Niederlande und Spaniens. Das Beispiel der österreichischen Niederlande zeigt, daß traditionelle „Eliten“ zeitweise größere Teile der Volksbewegung im antifranzösischen Kampf um sich scharen konnten. *Aymes* spannte den zeitlichen Bogen seiner Überlegungen über Widerstände gegen Revolution in Spanien vom ausgehenden 18. Jh. über die Widerstände gegen die napoleonische Fremdherrschaft und das „trienio liberal“ bis zu den „Karlistenkriegen“ und stellte seinen Ausführungen einen instruktiven Exkurs zur Entwicklung der spanischen Historiographie seit dem Ende der Franco-Diktatur voran. *Michael Weinzierl* (Wien) stellte die Ausstrahlung der antirevolutionären Theorie in England am Beispiel des Abbé Barruel im Vergleich mit anderen konterrevolutionären Theoretikern wie Edmund Burke vor.

In einem dritten Schwerpunkt standen Widerstände gegen Revolu-

tion und bürgerliche Entwicklung im Europa des 19. Jh. im Mittelpunkt der Diskussion. *Jean Nicolas* (Rennes) untersuchte das Verhältnis von Kirche und Staat in der Bretagne nach der Revolution von 1830. Mit seinen Ausführungen über den erbitterten Widerstand des bretonischen Klerus gegen staatliche laizistische Schulpolitik knüpfte er an die Beiträge von *Martin* und *Quénart* an. Die Auseinandersetzungen zwischen Revolution und Konterrevolution im Sinne der Interpretation von La Rochejacquelein hielten in diesem Teil Frankreichs bis in das 20. Jh. hinein an, wovon der Besucher der Bretagne noch heute beim Besuch der Gedenkstätte für die Opfer der Revolution in Carnac einen imposanten Eindruck erhält. Einen interessanten Kontrastpunkt setzte der Beitrag von *Marita Krauss* (München), die die Besonderheiten der bayerischen Entwicklung nach 1848 aus dem Blickwinkel von Revolution und Reform von der preußischen Entwicklung abhob. In der Diskussion plädierten *Schultz* und *Walter Schmidt* (Berlin) für eine differenzierte Sicht auf die von Krauss vorgeschlagene Adaption des Konzepts der „kulturellen Hegemonie“ E. P. Thompsons für die Charakterisierung der bayerischen Entwicklung.

Im Mittelpunkt des vierten Themenkreises standen Widerstände gegen Revolution im 20. Jh. *Jacqueline Sainclivier* (Rennes) untersuchte die Wandlungsfähigkeit konservativer Politik in der Bretagne in der ersten Hälfte

des 20. Jh. hin zu einer „droite républicaine“. *Werner Bramke* unternahm den Versuch eines Vergleichs zwischen den deutschen Revolutionen von 1918, einem Zeitpunkt, zu dem „die reale Möglichkeit bestand, eine radikale gesellschaftliche Veränderung in einem hochentwickelten kapitalistischen Staat herbeizuführen“, und von 1989 und analysierte soziale und politische Kräfte, die sich den gesellschaftlichen Veränderungen entgegensetzten.

Erweist sich schon der horizontale Vergleich zwischen Frankreich 1789 und seinen Nachbarländern, der den theoretischen Ausgangspunkt dieses Forschungsvorhabens setzt, als schwierig, so zeigte das Kolloquium, um wie vieles schwieriger der vertikale Vergleich über zwei Jahrhunderte ist. Gerade hier kann aber komparative Geschichtsforschung neue Einsichten eröffnen, zwischen dem unterschiedlichen Forschungs- und Diskussionsstand für Einzelbereiche der Historiographie vermitteln.

Steffen Sammler

Buchbesprechungen

Paul Meinrad Strässle, Der internationale Schwarzmeerhandel und Konstantinopel 1262-1484 im Spiegel der sowjetischen Forschung, Verlag Peter Lang, Bern/Frankfurt a.M./New York/Paris 1990, 384 S., 4 Anhänge, 2 Karten (Geist und Werk der Zeiten. Arbeiten aus dem Historischen Seminar der Universität Zürich, Nr. 76).

Die vorliegende Arbeit wurde im Sommersemester 1989 von der Philosophischen Fakultät I der Universität Zürich auf Antrag von C. Goehrke als Dissertation angenommen. Ihr Verfasser, Absolvent dieser Universität, hat sich auf sein Thema durch einen einjährigen Studienaufenthalt in Moskau, Leningrad und Odessa bei S. P. Karpov, G. L. Kurbatov und G. A. Dzis-Rajko, durch eine dreisemestrige Spezialausbildung in Köln bei P. Schreiner und durch weitere Studienreisen u. a. nach Sofia umfassend und solide vorbereitet. Seine Arbeit möchte er verstanden wissen nicht nur einfach als Forschungsbericht, sondern als einen Spiegel der sowjetischen Historiographie und Archäologie zum ausgewiesenen Thema. Er fragt nicht nur nach den

konkreten, für die wissenschaftliche Forschung verwertbaren Ergebnissen sowjetischer Bemühungen um die Geschichte des spätmittelalterlichen Schwarzmeerhandels, sondern auch nach den methodologischen Vorstellungen, die hinter diesen Ergebnissen stehen, und nach dem methodischen Vorgehen, das zu diesen Ergebnissen führt. Herausgekommen ist zunächst einmal ein echtes Nachschlagewerk, das nahezu alles enthält, was zwischen 1917 und 1988 von sowjetischen Historikern und Archäologen in russischer, ukrainischer und in westlichen Sprachen zum Thema geschrieben und publiziert worden ist. 162 Arbeiten werden erfaßt und nicht nur qualitativ, sondern auch quantifizierend untersucht. Es sind viele Arbeiten darunter, die nur schwer zugänglich und auch dem Spezialisten kaum bekannt sind. Übersehen wurde nur sehr wenig.¹ Insgesamt muß man wohl den Eindruck von Strässle teilen, daß das Thema nicht im Zentrum der sowjetischen Mediävistik stand, obwohl es zumindest zu einem Teil Geschichte der Völker der Sowjetunion ist.

Seine inhaltliche Analyse erfolgt in 6 Hauptkapiteln: Handelssiedlung

gen, Kolonien, Handelswege, Handelsgüter, soziale Trägerschicht, Handels-, Kolonial- und Fiskalpolitik. Untersucht wird in jedem Kapitel zunächst die von den Autoren verwendete Terminologie und die von ihnen versuchte Typologie, es folgt die Vorstellung und Bewertung der Forschungsergebnisse für die verschiedenen Regionen des Schwarzmeergebietes: Karpaten-Dnestr-Raum und Ukraine, Dnepr-Don- bzw. Dnepr-Volga-Raum, Halbinsel Krim und Azovscher Raum, nordkaukasischer und südkaukasischer Raum und schließlich die südliche Schwarzmeerküste, während Konstantinopel/Pera als allgemeiner Bezugspunkt dieses Handels im 13./15. Jh. in die Analyse einbezogen wird. Es zeigt sich, daß die Krim, der Pontus und mit Abstrichen der Karpaten-Dnestr-Raum am intensivsten erforscht wurden, während für die östlichen Küstenzonen des Schwarzen Meeres die Forschungssituation kaum befriedigen kann. Besonders gewürdigt werden die Arbeiten von A. L. Jakobson² aus der älteren Generation sowjetischer Forscherpersönlichkeiten, von S. P. Karpov³ aus der mittleren und A. G. Emanov⁴ aus der jüngeren Generation. Zugleich hält der Autor mit seinen kritischen Einwänden gegen die bisherigen Leistungen der sowjetischen Forschung nicht hinter dem Berg. Besonders bemängelt er die Unschärfe der Terminologie und die Schwächen der Typologie, das Fehlen eines systematischen Katalogs von

Fragen an das Untersuchungsmaterial (S. 174), die es unmöglich machten, eine Hierarchisierung und Kategorisierung der verwendeten Begriffe vorzunehmen und mit diesem Begriffssystem praktisch zu arbeiten. Geschuldet sind diese Mängel seiner Meinung nach in erster Linie dem Versagen der marxistischen Theorie, der Orientierung auf den Marxismus als ausschließliche Wissenschaftsgrundlage, aber auch einer ungenügenden Rezeption marxistischer Grundgedanken. Sie sind für ihn speziell zu suchen im Fehlen eines marxistischen Erklärungsansatzes für spätmittelalterliche handels- und kolonialgeschichtliche Probleme (S. 24, 58), im Fehlen auch eines marxistischen Konzeptes, das (v.a. terminologisch) die komplexe Sozialstruktur des pontischen Handels erklären würde (S. 166, vgl. S. 132, 156). Daß die angebotene Theorie das für den konkreten Gegenstand Erforderliche nicht leistete und eine andere Theorie nicht zur Verfügung stand, aus diesem Manko erklärt *Strässle* die weitgehend positivistische Arbeitsweise der mit dem einschlägigen Thema befaßten Forscher (S. 24f.). Er beobachtet das Fehlen eines handelspolitisch-kritischen Bewußtseins in der sowjetischen Forschung (S. 176), und auch ein ungenügendes fiskalisch-politisches Bewußtsein einzelner Historiker (S. 213), überhaupt ein unzulängliches Problembewußtsein, eine weitgehende Absenz theoretischer An-

sätze im Forschungsprozeß (S. 174). Alle diese Tatsachen beweisen ihm „nur zu deutlich, daß der marxistische Denkansatz als ausschließliche Wissenschaftstheorie versagt hat – zumindest in unserem Fall“ (S. 24), also für den spätmittelalterlichen Schwarzmeerhandel, daß innovatives Denken auf dieser methodologischen Einbahnstraße nicht wachsen kann, zum Schaden eines ganzen Wissenschaftszweiges und der mit ihm befaßten Wissenschaftler (S. 231).

Zweifellos legt *Strässle* damit den Finger auf viele offenen Wunden, auf die ungenügende Weiterentwicklung der marxistischen historischen Theorie, deutlich abzulesen schon allein daran, daß dem an wirtschafts- und sozialgeschichtlicher Theorie interessierten Forscher kaum etwas zur Verfügung stand, das wesentlich über die „historischen“ Kapitel in Marx' Kapital hinausging, die auffällige Vernachlässigung einzelner Seiten dieser Theorie, besonders hier: der Austauschsphäre gegenüber der Produktionssphäre, den Verzicht auf einen Theorie- und Methodenpluralismus, der letztlich nur der marxistischen Theorie selbst geschadet hat, indem er rein äußerlich geartete Bindungen an sie begünstigte. Trotzdem sollte man sich vor allen Vereinfachungen und Vereinseitigungen hüten. Daß die marxistische Theorie manches nicht geleistet hat, was man von ihr erwartete und für die praktische Arbeit brauchte, muß noch nicht heißen, daß sie das überhaupt nicht

leisten kann. Vielleicht wird eine Theorie aber auch ganz einfach überfordert, wenn man von ihr für alle historischen Fragestellungen methodologische Fundierung und methodische Anleitung erwartet. Dazu kommt, daß Empirismus in der Geschichtswissenschaft eine weit verbreitete Erscheinung ist und neben manchen Schwächen auch viele unbestreitbare Vorzüge aufzuweisen hat. Und vielleicht wird deshalb auch eine konkrete Forschungsrichtung etwas überfordert, die sich häufig nicht viel mehr, aber eben auch nicht weniger vorgenommen hat, als zu zeigen, wie es gewesen ist.

Damit soll kein grundsätzlicher Vorbehalt gegen eine Orientierung auf Terminologie, Typologie und Strukturanalyse formuliert werden. Dem großen Interesse von S. für theoretische Fragen kommt zweifellos zugute, daß er nicht nur eine historische Ausbildung durchlaufen hat, sondern daß er auch ein graduierter Nationalökonom ist, und seine ganze Arbeit zeigt eindrucksvoll, welche Möglichkeiten in einer sinnvollen Verbindung dieser beiden Wissenschaften und ihrer spezifischen Fragestellungen generell und im besonderen Fall des spätmittelalterlichen Schwarzmeerhandels liegen. Allerdings entgeht er auch nicht völlig der Gefahr, sich hin und wieder ein Stück von den historischen Realitäten und den historiographischen Möglichkeiten zu entfernen. So interessant und wichtig eine komparative Syn-

opse der pontischen Handelssiedlungen und eine brauchbare Typologie handelspolitischer Gegebenheiten wäre, so scheint es mir doch zweifelhaft, daß eine solche Aufgabe gegenwärtig schon zu leisten ist. Und überzeugt bin ich aus eigener Beschäftigung mit der Materie davon, daß eine Typologie der handelstragenden Schichten des pontischen Raumes die augenblicklichen Möglichkeiten dazu bei weitem übersteigt, da die spezifische soziale Physiognomie dieser Schichten in den verschiedenen Schwarzmeerregionen gerade erst in Ansätzen erkennbar wird. Auch einzelne theoretische Begriffe scheinen mir historisch zu wenig differenziert Verwendung zu finden. Beispiel: Handelspolitik, handelspolitische Bestrebungen. Analog zur historiographischen Situation über den Begriff der Wirtschaftspolitik für vornezeitliche Gesellschaften⁵ stellt sich zunächst einmal die Frage, ob der Begriff Handelspolitik überhaupt unreflektiert auf den spätmittelalterlichen Handel im Schwarzmeerraum und die an ihm partizipierenden Mächte übertragbar ist und ob man in etwa gleicher Weise z.B. von einer Handelspolitik der Venezianer und der Byzantiner sprechen kann. Sicherlich ist die Politik der Markusrepublik stark von den Handelsinteressen ihrer Führungsschicht geprägt, haben kommerzielle Gesichtspunkte, die über die Versorgung der Hauptstadt Konstantinopel hinausgehen, aber wirklich Einfluß auf die

Politik der byzantinischen Kaiser? Auf jeden Fall gelangt R.-J. Lilie bei seiner Untersuchung von Handel und Politik zwischen dem byzantinischen Reich und den italienischen Stadtstaaten zu dem Ergebnis, daß in der byzantinischen Politik des 12. Jh. kein einziges Anzeichen für den Einfluß wirtschaftlicher Faktoren auf kaiserliche Entscheidungen zu erkennen ist⁶. Eine Ausnahme hält er interessanterweise für möglich, nämlich das byzantinische Verbot für den lateinischen Handel im Schwarzmeerraum, aber auch da ist er sich nicht ganz sicher⁷, und in der Tat sind auch durchaus andere als handelspolitische Motive für dieses Verbot denkbar. Worauf es hier ankommt und auf was damit verwiesen werden soll, das ist nicht nur das Fehlen bzw. die schwache Entwicklung eines handelspolitisch-kritischen Bewußtseins bei vielen sowjetischen Autoren, vielleicht auch ein etwas unkritisches Herangehen ihres Kritikers an das Verhältnis von Politik und Handel in einem vornezeitlichen Umfeld.

Kurz und gut, ich glaube, daß vieles von dem, was Strässle sagt, bemängelt und fordert, zwar sehr bedenkens- und wünschenswert, manches aber einfach noch nicht machbar ist, daß einige seiner Überlegungen wohl doch zu abstrakt-theoretisch und nicht genügend konkret-historisch ausgerichtet sind. Problematischer scheint mir auch die weitgehende Herauslösung der sowjetischen Forschung zum Thema

aus dem historiographischen Kontext. Sicherlich hat der Autor Recht mit seiner Bemerkung, daß für manche Unzulänglichkeiten dieser Forschung ihre starke Separierung von der internationalen Wissenschaftsentwicklung verantwortlich ist. In seiner Darstellung macht er aber den gleichen Fehler auf der historiographischen Ebene, indem er alle konkreten Bezüge zu nichtsowjetischen Forschungsergebnissen und Forschungsleistungen weitgehend vermeidet und das sowjetische Forschungsfazit gewissermaßen pur liefert⁸. Die Bemerkung, daß auch bei Forschern wie beispielsweise Karpov, der „sich um die systematisch und enzyklopädisch betriebene Erforschung der politischen und sozial-ökonomischen Geschichte Trapezunts in dessen internationaler Verflechtung im Schwarzmeerraum verdient gemacht hat“, die „gewaltige ‘westeuropäische Schützenhilfe’ nicht übersehen werden“ dürfe (S. 356f.), muß deshalb ganz einfach etwas banal wirken und ist der Sache wohl auch nicht ganz angemessen, denn wirkliche wissenschaftliche Leistungen ohne Einbettung in die internationale Forschung scheinen mir schlechterdings unmöglich, noch dazu, wenn es um ein so „internationales“ Fachgebiet wie die Byzantinistik geht, die ihrerseits nur durch die Einordnung in eine moderne Meditterranistik Zukunft hat.⁹

Daß *Strässle* selbst historisch in solchen großen Zusammenhängen

denkt, zeigen seine Kritiken daran, daß die sowjetische Forschung sich bisher in der Regel auf kleinräumliche, zeitlich und sachlich eng begrenzte Fragestellungen orientiert hat, daß der pontische Raum als Ganzes nie zur Diskussion gestanden hat (S. 107), daß die Frage nach der Herausbildung eines internationalen europäischen Handelsgüterverkehrs durch das pontische Becken nie gestellt wurde (S. 128), daß eine komparative Synopse aller pontischen Handelsgüter im Vergleich mit dem mediterran-ägäischen Warenfluß immer noch fehlt (S. 129). Und auch hier hat er wieder zu einem großen Teil Recht: nicht alle diese Desiderate sind quellenbedingt; das Problem der Herausbildung von überlokalen, von regionalen, kontinentalen und transkontinentalen Märkten ist eines der wichtigsten spätmittelalterlicher Wirtschaftsentwicklung. Aber auch manches von dem eben Gesagten und Geforderten ist eben bisher noch nicht machbar gewesen, und das nicht nur für die sowjetische Forschung.

Es ist also ein sehr eigenartiges und eigenwilliges Buch, das *Strässle* vorgelegt hat, und zwar beides in ganz positivem Sinne. Es ist mehr als eine historiographische Studie, nämlich zugleich auch eine problemgeschichtliche Auseinandersetzung und so etwas wie eine systemtheoretische Reflexion. Es geht ihm um die Einzelleistung sowjetischer Historiker und Archäologen und um ihre Benennung, noch mehr aber um die

Gesamtschau der von ihnen erzielten Ergebnisse. Und wenn er abschließend vom großen Verdienst der sowjetischen Historiographie und Archäologen an der Erforschung des gestellten Themas spricht (S. 232), dann ist das angesichts der vielen kritischen Einwände durchaus kein überraschender Schluß, sondern dieses Verdienst gewinnt für den Autor Gestalt in einem aus vielen weitverstreuten Steinchen zusammengesetzten, auf seine Art beeindruckenden, wenn auch immer noch unvollständigen Mosaik. Und wenn er als *Desiderata* abschließend die Erfassung des Schwarzmeerraums in seiner Ganzheit, die interdisziplinäre Ausrichtung dieser Forschungen, die Beachtung komparativer Momente und eine strukturelle Betrachtungsweise mit unumgänglichen quantitativen Analysen benennt (S. 234), dann kann man ihm durchaus zustimmen, wenn man im Auge behält, daß es sich um ein Programm für eine lange Zeitspanne handelt, für das noch viele elementare Voraussetzungen zu erbringen sind. Und es ist auch ein bißchen schade, daß der Autor nach diesem vielversprechenden Einstand nicht selbst die Probe auf verschiedene Exempel seiner Arbeit machen will, sondern die Absicht hat, sich einem ganz anderen Schwerpunkt byzantinistischer Forschung zuzuwenden.¹⁰

Klaus-Peter Matschke

- 1 Vermißt habe ich die Arbeit von N. J. Barmina, Mangup, in: *Voprosy istorii* 12, 1970, S. 205-209; vgl. auch dies., *Mangupskaja bazilika*, in: *Anticnaja drevnost' i srednie veka* 15, 1978, S. 96f.
- 2 Der 1984 verstorbene Leningrader Archäologe und Historiker, eine beeindruckende Forscherpersönlichkeit, hat mit seinen Arbeiten zur Geschichte der Krim und zur Archäologie ihrer Städte das heute gültige Bild der mittelalterlichen Zivilisation dieser Insel am Schnittpunkt vieler Kulturen ganz wesentlich mitgeprägt, vgl. die Nekrologe in *Vizantijskij vremennik* 46, 1986, S. 282-285, und *Sovetskaja arkeologija* 3, 1985, S. 317-318.
- 3 Seine neue Monographie *Ital'janskije morskije respubliki i južnoje Prichernomor'e v XIII-XV vv: problemy trgovli*, Moskau 1990, konnte Sträße für seine Analyse noch nicht berücksichtigen, bekannt war ihm nur das Autorreferat der 1985 verteidigten Dissertation B, auf der die neue Untersuchung fußt.
- 4 Er hat 1986 in Leningrad mit seiner Arbeit über das System der Handelsbeziehungen des Krimvorortes Kaffa im 13. bis 15. Jh. promoviert und ist gegenwärtig an der Universität Tjumen tätig.
- 5 Vgl. U. Dirlmeier, *Mittelalterliche Hoheitsträger im wirtschaftlichen Wettbewerb*, Wiesbaden 1966; M. Mitterauer, *Die Wirtschaftspolitik der österreichischen Landesfürsten im Spätmittelalter und ihre Ausstrahlungen auf den Arbeitsmarkt*, *Wirtschaftspolitik und Arbeitsmarkt*, hrsg. von H. Kellenbenz, München 1974, S. 15-46; H. Kellenbenz, *Schlußbetrachtung*, *Wirtschaftspolitik und Arbeitsmarkt vom Spätmittelalter bis zur Industrialisierung*, ebenda, S. 320-328; A. Esch, *Der Historiker und die Wirtschaftsgeschichte*, *Deutsches Archiv* 43/1, S. 1ff.
- 6 R.-J. Lilie, *Handel und Politik zwischen dem byzantinischen Reich und den italienischen Kommunen Venedig, Pisa und Genua in der Epoche der Komnenen und der Angeloi (1081-1204)*, Amsterdam 1984, S. 319.
- 7 Ebenda, Anm. 108.

- 8 Dazu ist allerdings zu sagen, daß Strässlé ursprünglich die Absicht hatte, nicht nur die sowjetische, sondern die gesamte internationale Forschung zum Thema, marxistische und nichtmarxistische, aufzuarbeiten, daß er sich aber bald zu der vorgenommenen Einschränkung gezwungen sah. Diese Einschränkung war zweifellos unumgänglich, vielleicht macht sich in der Arbeit, so wie sie jetzt vorliegt, die ursprüngliche Konzeption, d.h. die gesonderte Behandlung des Anteils der Historiker und Archäologen anderer Länder an der Erforschung des spätmittelalterlichen Schwarzmeerhandels, aber noch bemerkbar.
- 9 G. Weiß, Byzanz. Kritischer Forschungs- und Literaturbericht 1968-1985 (Historische Zeitschrift, Sonderheft 14), München 1986, S. 305; vgl. die Rezension von K.-P. Matschke in: Deutsche Literaturzeitung 1, 1989, Sp. 50-53.
- 10 Die vorliegende Rezension wurde Anfang 1991 für die Zeitschrift „Klio“ geschrieben und im Juni 1991 wegen zu starker Überschreitung des zeitlichen Rahmens dieser Zeitschrift zurückgegeben. Ich danke der Redaktion von „Comparativ“ für ihre Bereitschaft, die Rezension in ihrer ursprünglichen Fassung zu veröffentlichen, obwohl es eine sowjetische historische Forschung inzwischen nicht mehr gibt und einige Akzente der Besprechung deshalb neu gesetzt werden mußten.

Ernst Gierlich, Reval 1621 bis 1645. Von der Eroberung Livlands durch Gustav Adolf bis zum Frieden von Brömsebro, Kulturstiftung der deutschen Vertriebenen (Historische Forschungen), Bonn 1991, 404 S.

Der große Vorzug dieser trotz der Fülle dargebotener Fakten gut lesbaren Darstellung besteht darin, daß sie auf einer breiten Quellenbasis geschrieben wurde. Dazu hat der Vf. die bis Oktober 1990 im Bundesarchiv Koblenz gelagerten Bestände des Revaler Stadtarchivs ausgewertet, dessen Vollständigkeit in der Erhaltung im Vergleich zu Archiven anderer Ostseestädte außergewöhnlich ist. So wird mit vielen Details das pulsierende Leben dieser neben Riga ehemals bedeutendsten Hansestadt im östlichen Ostseeraum eingefangen.

Aus der Masse und Vielfalt vorhandenen Archivmaterials erklärt sich der relativ kurze Zeitraum, für den die Untersuchungen vorgenommen werden. Dennoch werden konstanter und länger wirkende Prozesse in der Geschichte Revals unter den spezifischen Bedingungen deutlich. Hierzu gehört insbesondere die seit der Mitte des 16. Jh. im Niedergang begriffene wirtschaftliche Entwicklung der Stadt als Folge grundlegender Veränderungen im Ostseehandel, mit denen das auf Stapelpolitik und Passivhandel ausgerichtete Reval mit seinem nicht auf Export orientierten Handwerk schließlich nicht mehr Schritt halten

konnte. *Gierlich* kann anhand der Portorienbücher und Pfundzollregister nachweisen, daß die Anzahl der den Revaler Hafen frequentierenden Schiffe und die Menge der wichtigsten Import- und Exportgüter (Salz und Getreide) seit den zwanziger Jahren des 17. Jh. rückläufig war. Obwohl der Handel Mitte der dreißiger Jahre aus der Talsohle herauskam, vermochte sich der Anstieg des allgemeinen Handelsaufkommens in der ersten Hälfte der vierziger Jahre nicht fortzusetzen.

Als Konstanten Revaler Stadtgeschichte erscheinen die trotz fortdauernder Interessengegensätze und Konflikte zwischen Rat und Gemeinde ungebrochene Ratsautonomie sowie die Schwäche des Handwerks, das schon in der Blütezeit der Stadt ganz im Schatten des Handels stand.

Wenn der Vf. in der Einleitung bemerkt, daß bei dem zeitlich eng begrenzten Untersuchungszeitraum „längerfristige Entwicklungen keineswegs unbeachtet bleiben müssen, vielmehr ihren Niederschlag in Form von Rück- und Ausblicken finden“, so hätte sich das für den seit Ende des 15. Jh. bestehenden Streit der Stadt mit der estländischen Ritterschaft über Binnenhandel und Läuflingsfrage, die Kernpunkte der Auseinandersetzungen geblieben waren, besonders angeboten. Hier erwähnt der Autor die grundlegenden Arbeiten des finnischen Historikers V. Niitemaa nicht. Dagegen nimmt er Rückblicke mit Verweis auf entsprechende Literatur

bei der Behandlung der nationalen Struktur der Stadtbevölkerung und anderer Fragen vor.

Gierlich zeigt, wie Reval, das sich 1561 bei Garantie seiner bisherigen Rechte und Freiheiten der schwedischen Krone freiwillig unterstellt hatte, dennoch eine Einschränkung der alten Autonomie durch den staatlichen Zentralismus einer absoluten Monarchie erfuhr. Nahezu alle Bereiche städtischen Lebens wurden davon berührt. Infolge der Kriegsführungen Gustav Adolfs gegen Polen und seines Eingreifens in den Dreißigjährigen Krieg verstärkte sich der wirtschaftliche Druck der schwedischen Regierung auf die Stadt, die durch Einquartierungen, Beschlagnahme von Schiffen, Kontributionen, staatliche Ein- und Ausfuhrzölle und staatliche Getreidekäufe zu niedrigen Preisen in ihrem Lebensnerv, dem Handel schwer getroffen wurde. Im Vergleich zu den zwanziger Jahren überstiegen in den dreißiger Jahren die jährlichen Schulden die Einnahmen Revals.

Andererseits suchte Reval bei der Krone Unterstützung für die Aufrechterhaltung eines längst verlorenen Zwischenhandelsmonopols gegen den westlichen Kaufmann, vor allem gegen die Holländer, die mit einer direkten Seeverbindung nach Archangelsk die Stadt umgingen, aber auch gegen das konkurrierende Narva, das sich immer mehr als Umschlagplatz im Handel zwischen Ost und West entwickelte. In dieser für Reval

zentralen Frage verhielt sich die Regierung in Stockholm halbherzig. So war es wohl auch mehr ein Zeichen guten Willens, wenn sie der Stadt gewissermaßen als Ersatz für die ihr auferlegten Kriegslasten neben Visby das Privileg erteilte, nach dem im östlichen Ostseeraum fremde Handelsschiffe nur in diesen Häfen anlegen durften. Im Grunde wußte man, daß dieses letztendlich nicht garantiert werden konnte. Im Ergebnis steigerte sich die Frequentierung des Revaler Hafens nicht. Überzeugt, daß die Revaler Handelspolitik nicht mehr zeitgemäß war, versuchte die Regierung, die merkantilistischen Prinzipien folgte, dem am traditionellen Passivhandel festhaltenden Rat vergeblich die Perspektivlosigkeit seiner Position klarzumachen und ihm nahezu legen, zu Aktivhandel und Bildung kapitalistischer Handelskompanien mit ausländischer Beteiligung und zum Aufbau örtlicher Manufakturen für Heeres- und Schiffsausrüstungen überzugehen. Die Stadt bekämpfte weiterhin den Gasthandel, verbot den Handel mit Fremdkapital und beließ das Handwerk in den Zunftschranken.

Im Ergebnis seiner Untersuchungen kommt der Autor zu dem Schluß, daß ein offener Bruch zwischen Stadt und Krone deshalb nicht erfolgte, weil beide aufeinander angewiesen waren. Reval bedurfte des militärischen Schutzes und der Unterstützung der Krone im Handel, während es selbst die Rolle eines wichtigen Stützpunk-

tes schwedischer Großmachtpolitik spielte. Auf diese Weise war es der Stadt möglich, ihre traditionelle politische und wirtschaftliche Struktur noch zu bewahren.

Joachim Kuhles

Jörg-Peter Findeisen, Das Ringen um die Ostseeherrschaft. Schwedens Könige der Großmachtzeit. Duncker und Humblot, Berlin 1992, 270 S., Abb.

Der Autor ist schon durch mehrjährige Arbeitsaufenthalte u.a. als Cheflektor für nordische Literatur in Stockholm und die Wahrnehmung von Lehrveranstaltungen an verschiedenen Universitäten Dänemarks, Norwegens und Schwedens für die vorliegende Publikation besonders ausgewiesen. Gegenstand dieser Biographie sind zwei Jahrhunderte schwedischer Geschichte, die zwischen 1520 und 1718 ganz im Zeichen des Aufstieges des Landes zu einer europäischen Großmacht und ihres Ringens um die Gewinnung der Ostsee als schwedisches Binnenmeer standen. In dieser Zeit schrieben Schwedens Herrscher, der Adel und die der freien Bauernschaft entstammenden Soldaten gleichfalls europäische Geschichte, von der eben nicht nur die unmittelbaren Anrainerstaaten beeinflußt bzw. betroffen waren. In plastischen, einprägsamen Bildern schildert *Findeisen* Inhalt und Formen der schwe-

dischen Innen- und Außenpolitik, die das Land schließlich in den Rang einer europäischen Großmacht erhoben; dargestellt werden nicht minder deutlich Hintergründe, Ziele und Folgerungen des nordischen Expansionismus, der von einer Reihe glanzvoller militärischer Siege über die Heere u.a. Rußlands, Brandenburg-Preußens, Sachsens oder der Kaiserlichen z.Z. des Dreißigjährigen Krieges begleitet war, sowie die Bedeutung der zeitweilig errungenen Herrschaft über die Ostsee und Nutzen wie Last des eroberten gewaltigen Territoriums außerhalb der eigenen Landesgrenzen. Das inhaltlich-methodologische Grundanliegen des Vf. bestand in diesem Zusammenhang darin, den Anteil der Kriegerkönige bei Schwedens Weg in die bürgerliche Moderne neu zu bestimmen. Dabei geht *Findeisen* im Unterschied zu Erik Gustav Geijer, der als Begründer der modernen schwedischen Historiographie die Geschichte Schwedens als die Geschichte seiner Könige bilanziert, von einer grundsätzlich anderen Prämisse aus. Für ihn gilt, auch wenn die Kapitelüberschriften dem (scheinbar) widersprechen, daß „die Geschichte Schwedens ... vor allem die seiner Menschen (ist), und hier hatten die Könige ihren Platz“ (S. 6).

Das Buch wird eröffnet mit einem Problemaufriß, der in die Grundzüge schwedischer Politik (Ein Reich drängt nach Europa. Schweden zwischen 1500 und 1700) einführt und

dabei über die Sicht der Zeitgenossen interessante Informationen über das Reich im Norden mitteilt. Daran anschließend werden in 11 Kapiteln Schwedens Herrscher, ihre Politik und ihr durchaus ungleicher Anteil am Werden des Reiches vorgestellt, denen jeweils eine instruktive Zeittafel beigelegt ist. So spannt sich der Bogen von Gustav Vasa, dem Einiger Schwedens, über Gustav II. Adolf, dem König der Großmacht Schweden, bis zu Karl XII., dem Kriegerkönig, mit dem Glanz und Elend des schwedischen Absolutismus aufs Engste verbunden sind. Anmerkungen und eine knappe Auswahlbibliographie beschließen ein Buch, bei dem die Lektüre dank des ansprechenden Stils, des vermittelten und nachempfindbaren Zeitkolorits sowie der Vielzahl von unaufdringlich erläuterten Hintergrundinformationen Vergnügen und Gewinn glücklich vereint. Hervorgehoben seien noch jene Passagen der Arbeit, in denen überzeugend auf das Entstehen und auf die Wirkungsweise von frühkapitalistischen Formen in Wirtschaft, Handel und Gewerbe hingewiesen wird bzw. in denen die Gründe genannt werden, warum es in Schweden, anders als in weiten Teilen des Kontinents, keine Leibeigenschaft und keine anderen spezifischen Formen feudaler Abhängigkeiten der Bauern von mächtigen Grundherren gegeben hat.

Kurt Holzapfel

Deutsche in Frankreich. Franzosen in Deutschland 1715-1789. Institutionelle Verbindungen, soziale Gruppen, Stätten des Austauschs. Hrsg. von *Jean Mondot, Jean-Marie Valentin, Jürgen Voss, Thorbecke, Sigmaringen 1992, 330 S. (= Beihefte der Francia, Bd. 25).*

Ein Kolloquium im Jahre 1990 bot erstmals die Möglichkeit, französische und deutsche Forscher zu den komplexen Beziehungen beider Völker im Jahrhundert der Aufklärung zusammenzuführen. Obwohl bibliographisch eher das Gegenteil als die von den Hrsg. festgestellte Vernachlässigung des Themas zu belegen ist, gab es bisher lediglich Einzelforschungen, häufig auch national isoliert.

In insgesamt 22 Beiträgen wurde nun auf der Tagung die Vielfalt dieser Beziehungen deutlich gemacht. Der Band achtet auf Zweisprachigkeit. Jeden Textergänzt ein Resümee in der anderen Sprache. Das mißlang nur bei *J. von Stackelberg*, „Huber, traducteur“, der in beiden Teilen französisch ist. Nach den diplomatischen Vertretungen (mit zwei Beiträgen über das Reich und Frankreich), Akademien, den Glaubensflüchtlingen bzw. den Emigranten im jeweils anderen Land und deren Rechtsstellung als „Fremde“ werden besonders die Bereiche Wirtschaft (Handwerkermigration, Handel) und Kultur (Zeitschriften, Architektur, Übersetzungen) berücksichtigt. Der

instruktive Beitrag von *J. Markowitz* über französische Architekten an deutschen Fürstenhöfen ist als einziger illustriert. Auch das nicht nur im 18. Jh. beliebte Reisen ist vertreten. *Th. Grosser* stellt die Ergebnisse seiner umfangreichen Monographie (Reiseziel Frankreich, Opladen 1989) in einem französischen Beitrag vor. Ein Aufsatz behandelt unter sozialgeschichtlichem Aspekt den Militärdienst Deutscher in Frankreich, ein weiterer die Erinnerung des Feldmarschalls Lacolonie, der zeitweilig dem Kurfürsten von Bayern diente. Die Rolle 'nationaler' Kolonien in fremder Umgebung wird an Beispiel der Hansestädte (Altona) und von Bordeaux gezeigt.

Die angesprochenen Themen sowie die zahlreichen Einzelheiten belegen die umfangreichen beiderseitigen Beziehungen und die Fruchtbarkeit des Austausches für die Gesellschaft des jeweils anderen Landes. *J. Voss* verdeutlicht in seiner Einführung die Grenzen des Unternehmens. Nicht alle Aspekte der vielfältigen Kontakte konnten angesprochen werden. Lücken ließen sich ohne Anstrengungen finden. Dies spricht nicht gegen die erste Tagung solcher Art, sondern verweist auf die Notwendigkeit weiterer Forschungen.

Die angewandte Periodisierung mit politischen Zäsuren mag für einige der untersuchten Bereiche zutreffen, für andere, etwa die Wirtschaft oder die Kultur, ist sie problematisch. Der Beitrag über die Architektur macht

dies deutlich. Andererseits bildete das 18. Jh. mit etwas fließender Begrenzung zur Vergangenheit und einer ebensolchen für die Folgezeit doch eine abgeschlossene Periode in den beiderseitigen Beziehungen.

Eine Lektüre der Beiträge zeigt einen guten Erkenntnisstand über die Beziehungen zum Nachbarland bei einigen deutschen Territorien bzw. Regionen (Rheinland, Preußen, der deutsche Südwesten), zu anderen liegt uns wenig vor (Kursachsen, thüringische Kleinstaaten, Schlesien). Gab es deutsche Territorien, die (abgesehen von der räumlichen Nähe) besonders intensive Beziehungen zu Frankreich besaßen? Ähnliche Fragen gelten dem sozialgeschichtlichen Aspekt, wo sicher die Rolle weiterer Trägerschichten für den kulturellen Austausch zu untersuchen ist (Studenten, Buchdrucker u.a.). Der vorliegende Band wurde angesichts weiteren Forschungsbedarfs von den Herausgebern mit Recht als „Zwischenbilanz“ vorgestellt.

Siegfried Hoyer

Elisabeth Kruse, Die Emigranten der Französischen Revolution in Kurhannover, Verlag Hahnsche Buchhandlung, Hannover, 1990, 190 S.

Die Emigration der Französischen Revolution hatte durch ihre zu Beginn konterrevolutionären Aktivitäten wie auch durch ihre Dimensionen einen starken Nachhall in Europa. Anhand der Reaktionen von Regierung und Bevölkerung der Aufnahmeländer auf die französischen Emigranten ließe sich deren Verhältnis zu den Veränderungen in Frankreich ausloten. Indessen existiert bislang keine das gesamte Gebiet des damaligen Deutschen Reichs abdeckende Studie, sondern es liegen eine Reihe von Einzelstudien zu Westfalen, Österreich, Bayern, Franken, Mainz, Trier, Koblenz, Schleswig-Holstein, Hamburg und Konstanz vor. Diese differieren zudem noch erheblich in ihrer Themenstellung, die von der Darstellung von Einzelschicksalen über den Einfluß der Emigration auf die Innen- und Außenpolitik der betreffenden Gastländer bis zu quantitativen Erhebungen reicht.

Elisabeth Kruse setzt sich zum Ziel, die Personengruppe, die aufgrund der Hannoveraner Gesetzgebung den Emigranten zugeschlagen wurde, zu beschreiben und ihre Gründe für das Verlassen der Heimat herauszufinden. Insbesondere das Verhalten der Behörden gegenüber den Emigranten wird dabei in den

Mittelpunkt gerückt. Dabei soll die qualitative Analyse Aufschluß über die Lebensumstände der Emigranten erbringen. Dieser Aufgabenstellung folgend schildert sie die Verwaltungstätigkeit der kurfürstlichen Verwaltung in Reaktion auf die Entwicklung der Französischen Revolution. Über die Darstellung von Einzelfällen zeichnet sie die praktische Umsetzung der Verordnungen nach und deckt zugleich Widersprüche zwischen den Vorgaben der Landesverwaltung und den lokalen Ämtern einerseits und dem Land und seinem englischen Monarchen andererseits auf. Die quellenmäßig fundierte Darstellung schildert die Praxis der Behördentätigkeit zwar detailliert, zu der im Vorwort angekündigten Beschreibung der Ursachen für die Emigration äußert sie sich indessen wenig. Auch die Lebensumstände der Emigranten sind nur partiell Betrachtungsobjekt. Deutlich wird der Einfluß des außenpolitischen Drucks auf die Tätigkeit der Behörden herausgearbeitet, da mit dessen Nachlassen nur noch Nützlichkeitsabwägungen für die Genehmigungsverfahren von Aufenthaltsgesuchen entscheidend waren, während sich die Landesverwaltung aufgrund des Basler Friedens 1795 und 1796 zu rigorosem Vorgehen gegen die Mitglieder der ehemaligen Emigrantenkorps genötigt sah.

Ein weiterer Abschnitt ist der Universitätsstadt Göttingen gewidmet. Die Motivationen der Emigran-

ten für eine Immatrikulation an der dortigen Alma mater werden untersucht. *Kruse* deckt dabei die durch die Emigranten verursachten Veränderungen in der Immatrikulationspraxis der Universität auf. Die ökonomische Potenz der Emigranten wird unter dem Aspekt ihrer Sprachlehrertätigkeit problematisiert, wobei der reale Stellenwert der Sprachlehrer unter den Emigranten kaum deutlich wird. Hier deuten sich die Grenzen der postulierten rein qualitativen Analyse an.

In einem abschließenden Teil wird versucht, das Spektrum der verschiedenen Auffassungen und Standortbestimmungen der Emigranten nachzuzeichnen, was auf der ideengeschichtlichen Ebene des Selbstverständnisses der Emigranten aufschlußreich ist. Da aber nur zwei Emigranten, die sich wirklich in Kurhannover aufgehalten haben, zu Wort kommen, von denen überdies nur einer sich explizit zu seinem Aufenthalt äußert, wirkt dieser Abschnitt disproportioniert und sein Bezug zu Kurhannover scheint vage.

Thomas Höpel

Culture, Politics and Society in Britain 1660-1800, ed. by *Jeremy Black and Jeremy Gregory*, Manchester/New York, Manchester University Press 1991, 216 S.

Englische Neuzeitgeschichte wird zumeist in Verbindung gebracht mit den Tudors, der Revolution im 17. Jh., den Ereignissen um die Reformbill im 19. Jh. und dem Victorianischen Zeitalter. Das 18. Jh. wird immer etwas stiefmütterlich behandelt, und wenn, dann in der Regel mit außenpolitischem Blickwinkel, wie Unabhängigkeitsrevolution in den USA oder die Auswirkungen der Ereignisse in Frankreich ab 1789 auf die englische Gesellschaft. Ein Kolloquium zu „Culture and Politics: Ideology and Practice in Britain“ am Newcastler Polytechnikum hat versucht, die Beziehungen zwischen Kultur, Politik und gesellschaftlicher Aktivität gerade für diesen Zeitraum zu betrachten, wobei der Versuch im Mittelpunkt steht, Politik- und Kulturhistoriker in interdisziplinärer Arbeit zusammenzuführen. So bietet *Paul Hammond* eine Analyse der Restaurationsdichtung mit dem Nachweis ihrer engen Bindung an die politischen Ereignisse jener Zeit sowie der Erklärung der Ursachen, während *Jeremy Black* Ideologie, Geschichte, Xenophobie und der Welt der Druckerzeugnisse nachspürt, um zu zeigen, auf welche Art und Weise historische Perspektiven verbreitet wurden. Das wird ergänzt durch *Roy*

Porters Untersuchung der medizinischen Literatur des 18. Jh., *Jeremy Gregorys* Betrachtung von Predigten als einer der verbreitetsten Schriftgattungen jener Zeit (die verbreitete Meinung infragestellend, daß das 18. Jh. ein „politisiertes“ und zunehmend „säkularisiertes“ sei) sowie *Jonathan Barrys* Aufarbeitung von Zeitungen und Pamphleten des 18. Jh. Verbindendes Element aller Essays ist die Überzeugung, daß Politikhistoriker sich die analytischen Methoden, die traditionell von den Literaturwissenschaftlern angewandt werden, zunutze machen sollten, insbesondere die Sensibilität für Sprache, Ton und Form.

Gerade die Zusammenarbeit von Kultur- und Politikgeschichte kann helfen, Antworten zu finden auf die wichtigsten Probleme, denen sich die Forschung über jene Zeit gegenüberübersieht. Vorliegende Studien versuchen auch, die bisher geführte Debatte zu beleuchten, in der der Einfluß der Revolutionsereignisse von 1640ff. zugunsten von 1688ff. nur allzuoft minimiert oder aber das 18. Jh. als Periode der Stabilität gezeichnet wird.

Ein anderer wichtiger Aspekt vorliegender Beiträge ist die Natur der Verbrauchergesellschaft, die gerade in letzter Zeit mit Blick auf das 18. Jh. zu einem wichtigen Forschungsthema geworden ist. *Shearer West* (Patronage and Power: the role of the portrait in eighteenth century England), *Jonathan Barry* (The press and the politics of culture in Bristol,

1660-1775), aber auch die Beiträge von *Gregory* und *Porter* zeigen, daß bereits das 17. Jh. wichtige Grundlagen gelegt hat, komplexe Beziehungen zwischen Produzenten, Lieferanten und Markt bereits hier entstanden.

Großer Wert wird auch auf die Rolle der „plebejischen“ Kultursowie auf die politische und kulturelle Welt der Frauen in der behandelten Periode gelegt, während *Colin Kidd* den Blickwinkel auf den schottischen Raum erweitert (The ideological significance of Scottish Jacobite Latinity).

Dieser Sammelband ist ein große Hilfe bei der Suche nach einem Verständnis für das 18. Jh., gerade weil hier kulturelle und politische Aktivitäten in ihrer Gemeinsamkeit und gegenseitigen Beeinflussung – eben als Ganzes – betrachtet werden, ebenso, wie große Denker ihrer Zeit, Shaftesbury, Hume oder Burke, dies bereits intuitiv verinnerlicht. Die Autoren zwingen nicht Begriffe wie „Wandel“ und „Kontinuität“ in eine einseitige Perspektive, da sie davon ausgehen, daß beides in Wechselwirkung Spuren hinterläßt. Sie fühlen sich dem symbiotischen Modell verpflichtet, in dem die Kräfte des Wandels denen der Kontinuität dienen wie ebenso die Kräfte der Kontinuität die des Wandels unterstützen.

Editha Kroß

Isaac Kramnick, Republicanism and Bourgeois Radicalism. Political Ideology in Late Eighteenth-Century England and America, Cornell University Press, Ithaca und London 1990, 305 S.

Der Autor, Richard-J.-Schwartz-Professor of Government an der Cornell University, ist bereits seit mehr als 20 Jahren mit Artikeln, Editionsarbeiten und Monographien zur Politik- und Ideologieggeschichte Englands speziell in der zweiten Hälfte des 18. Jh. hervorgetreten. Der hier anzuzeigende Band nimmt Teile früherer Veröffentlichungen *Kramnick's* wieder auf, führt sie zusammen und denkt sie weiter. Dabei versucht er, ausgehend von seinen früheren Helden, die v.a. dem Konservatismus zugeneigt waren (wie Bolingbroke oder Burke), eine Brücke zu schlagen zu Persönlichkeiten, die sich dem Aufbruch in eine moderne Zeit verschrieben (wie Joseph Priestley, Thomas Paine oder Richard Price, aber auch James Madison und Alexander Hamilton). Die Art der Problemstellung, des Zusammentragens und der Argumentation läßt diesen Band zu einem Reader anglo-amerikanischer Politik- und Ideologieggeschichte der Neuzeit vor allem für studentische Belange werden.

Im einleitenden Teil (Liberalism, the Middle Class, and Republican Revisionism) hebt der Verfasser die Spezifik des Radikalismus des späten 18. Jh. hervor. Er betont dabei die

soziale und ökonomische Seite des Phänomens, das verbunden ist mit dem Streben nach Veränderung der alten Gesellschaft, ihrer Zerstörung und dem Aufbau einer neuen, in der ein neues liberales Ideal herrscht, eine soziale Ordnung des Wettbewerbs und des Individualismus, in der soziale Mobilität möglich war, sich Talent und „gute Arbeit“ auszahlte. Auch die enge Verbindung des liberalen Gedankengutes mit dem Aufstieg des Protestantismus und Kapitalismus im 16.-18. Jh. in Europa wird unterstrichen, dabei auf Thomas Hobbes, John Locke, Adam Smith oder die protestantischen Dissidenten verweisend. In den Mittelpunkt der Diskussion stellt *Kramnick* die Mittelklasse und ihre Bedeutung für den Wandel der Gesellschaft, im Gegensatz etwa zu E. P. Thompsons Vorliebe für die plebejischen Schichten oder R. S. Neals Eintreten für die Landbesitzer und Aristokraten. Was deutlich gemacht werden soll, ist, daß „der Liberalismus im späten 18. Jh. in England und Amerika Seite an Seite mit dem älteren Ideal des Republikanismus einherkam – ein progressiver Liberalismus, der noch zerstörerisch auf den Status quo wirkte“ (S. 40). Diese Ideologie und die Spannungen, die sich aus ihrer Konfrontation mit dem Republikanismus ergaben, bilden das Kernproblem der Betrachtungen sowohl für die englische als auch für die amerikanische Perspektive.

Editha Kroß

Allan C. Dooley, Author and Printer in Victorian England, University Press of Virginia, Charlottesville/ London 1992, 192 S.

Trotz des zunehmenden Interesses an Forschungen über die Geschichte des Druckens, der Drucktechnik und der Buchproduktion sowie deren Beziehungen zum Autor und Text, das wesentlich durch die Forschungen R. Chartiers oder R. Darntons geweckt worden ist, sind Studien dazu für das 19. Jh. noch relativ rar. Im vorliegenden Buch stellt sich *Dooley* in Konzentration vor allem auf solche Schriftsteller wie Dickens, Arnold, Eliot, Hardy und Trollope die Aufgabe, den Einfluß der sich revolutionisierenden Drucktechnologie in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts auf klassische Victorianische Texte und deren Veränderung im Prozeß des Wiederabdrucks in gesammelten Werken oder in unterschiedlichen Auflagen zu untersuchen. Der Zeitraum zwischen 1840 und 1890 markiert dabei die Grenzlinien für die Veränderungen im Druckwesen: Wurden vor 1840 Hochgeschwindigkeitsdruckmaschinen fast ausschließlich für die Herstellung von Magazinen und Zeitungen verwendet und Bücher traditionell mittels der Handpresse hergestellt, führte die Einführung der Zeilensetz- und Gießmaschinen und anschließend der Einzelbuchstaben-setzmaschinen nach 1890 zu einer

Umwälzung in der gesamten Buchherstellung.

Dooley widmet sich nacheinander in einzelnen Kapiteln zunächst dem Prozeß des Schriftsetzens, dem Korrekturverfahren und dem Drucken. Hatte sich bis in das letzte Drittel des letzten Jahrhunderts das Schriftsetzverfahren in der Buchproduktion seit Gutenberg kaum verändert, so ermöglichte aber das schnellere Arbeitstempo mehr Möglichkeiten für den Autor, die Texte zu korrigieren und gegebenenfalls umzuarbeiten. Zugleich wurde die Freiheit des Schriftsetzers eingeschränkt, über Rechtschreibung, Zeichensetzung oder Wortverwendungen beim Setzen selbst zu entscheiden. Die Rückgabe der Originalmanuskripte – bis weit in das Jahrhundert hinein durchaus nicht üblich – erleichterte die Kontrolle der Autoren über ihre Texte. Handbücher für den Drucker und Anweisungen für die Autoren führten zu einheitlicheren Richtlinien. Der Prozeß des Korrigierens erfolgte über mehrere Stufen und hing nicht nur von der Art der Publikation, der Druckerei und dem Verlag ab, sondern ebenso von der verfügbaren Zeit, den Fähigkeiten des Setzers und den Gepflogenheiten der Autoren, die mehr oder weniger Aufmerksamkeit der Korrektur und Revision ihrer Arbeiten schenkten.

Der Übergang von der Handpresse zur Druckmaschine und die Übernahme des Stereotypdruckverfahrens in der Buchproduktion führten zu

einschneidenden Konsequenzen für die Entwicklung des Textes selber. Die Möglichkeit der Aufbewahrung von Texten durch das Stereotypverfahren verhinderte Fehler in Reprintdrucken und senkte deren Kosten. Zugleich wurde der Autor gezwungen, den Text vor dem Setzen sorgfältig zu redigieren, da nun spätere Änderungen kaum noch möglich wurden. Die neue Technik, die dem Autor vor allem nach der Jahrhunderthälfte einerseits mehr Möglichkeiten der Revision vor dem Drucken gab, beschränkte andererseits dessen Einflußnahme auf den Text nach dem Setzen. Mit dem Beginn des eigentlichen Druckens war dem Autor jede Möglichkeit genommen, regulierend einzugreifen. Das hohe Tempo der Druckmaschinen und technische Mängel führten aber oftmals zu Fehlern und Textveränderungen, die erst in späteren Nachdrucken reparabel waren. Nicht zuletzt deshalb spielten Nach- und Neudrucke eine so große Rolle bei den Autoren im Victorianischen England, und nicht selten spiegelten erst Nachauflagen – der oftmals zuerst in Periodika veröffentlichten Schriften – die eigentlichen Bestrebungen der Autoren adäquat wider.

Nach der technologischen Beschreibung des Reprintverfahrens geht *Dooley* am Beispiel der bekannten Autoren R. Browning, M. Arnold, A. Tennyson und G. Eliot der Frage nach, wie und in welchem Maße sie ihre Texte für Neuauflagen modifi-

zierten und korrigierten. Insbesondere für Textanalytiker ist der Fakt bedeutsam, daß durch die neue Technik eine Vielzahl von Textvarianten existierten und überliefert wurden, die das unterschiedliche Stadium der Textproduktion über das Originalmanuskript, korrigierte Druckfahnen oder Textveränderungen in den einzelnen Auflagen durch die Autoren und damit die Entwicklung der Texte nachvollziehen lassen. Diese strebten in der Regel nach einer maximalen Kontrolle ihrer Texte und nutzten die Möglichkeiten der textuellen Veränderungen vor allem in drei Richtungen: Beseitigung von Rechtschreibfehlern, Textergänzungen oder -verschiebungen (Textkorrektur) und Revision von Textpassagen. Den zwei Varianten der Textkritik, die entweder von den „initial“ oder den „final intentions“ des Autors ausgehen, setzt *Dooley* im Schlußkapitel eine dritte Variante entgegen, die alle Stufen der Textentwicklung und die jeweiligen Absichten des Autors gleich ernst nimmt, keine Texthierarchien aufbaut und bestimmte Modelle der Textveränderung – wie etwa die Theorie von einer fortschreitenden Textvervollkommnung – ablehnt.

Dooleys Appell für eine Verbindung von der Technikgeschichte des Druckens und „Intellectual History“ weist aber über eine reine Textkritik insofern hinaus, als sie ebenso über ein quellenkritisches Potential verfügt, denn aus dem verwendeten Druckverfahren oder den Werbesei-

ten im Buch beispielsweise kann man Schlußfolgerungen für das Erscheinungsdatum oder die Auflagenzahl ziehen.

Das Verdienst *Dooleys* besteht insgesamt darin zu zeigen, daß nicht nur die Intentionen eines Autors oder dessen kulturelles Umfeld die Entstehung von literarischen Texten beeinflussen, sondern daß und wie auch durch die Drucktechnologie diese Texte maßgeblich geformt und verändert wurden.

Eckhardt Fuchs

Stephen Toulmin, Cosmopolis. The Hidden Agenda of Modernity, The University of Chicago Press, Chicago 1990, 228 S.

Der in den USA lehrende Brite *Toulmin*, Naturwissenschaftler, Philosoph, Historiker und Schüler Wittgensteins, nimmt die Krise der Moderne zum Anlaß für eine polemische Abrechnung mit jenen traditionellen Auffassungen unter Wissenschaftshistorikern, die in der politischen und sozialen Prosperität des 17. Jh. und der wissenschaftlichen Revolution eines Galilei sowie der Grundlegung der Philosophie durch Descartes den Beginn der Moderne sehen und deren Konzept von wissenschaftlicher Rationalität und Vernunft bis in die jüngste Vergangenheit als verbindliches und universelles Modell wissenschaftlicher Arbeit verteidigen.

Mit dem Vorsatz, die Anfänge der Moderne zu „rekontextualisieren“ und die „history of science“ zu historisieren, geht es ihm dabei weniger um eine postmoderne Kritik der Modernität. Sein Hauptanliegen besteht vielmehr darin zu zeigen, daß das im 17. Jh. entwickelte und bis heute geltende Wissenschaftskonzept keinen revolutionären Umbruch in der Wissenschaftsgeschichte darstellte, sonderneherals „counter-revolution“ (S. 80) zu interpretieren sei. *Toulmin* datiert den Beginn der eigentlichen Moderne zurück in das 16. Jh. und die späte Renaissance, als Schriftsteller und Humanisten wie Erasmus, Rabelais, Bacon, Montaigne und Shakespeare die Kultur der Moderne begründeten. Mit der Ersetzung der Rhetorik durch die formale Logik, der Abkehr von „case studies“ zu allgemeinen Prinzipien in der Moralphilosophie und der Hinwendung zu nichtempirischen, entlokalisierten und zeitlos-enthistorisierten Axiomen im philosophischen Verständnis sind im 17. Jh. die Grundlagen dieses humanistischen Denkens, dessen Freigeist und Toleranz gegenüber rivalisierenden Auffassungen sowie sein klassischer Skeptizismus gegenüber allgemeinen Prinzipien aufgegeben worden. (S. 30ff.) Den Kontrast zwischen Humanismus und Rationalismus führt der Autor auf die Rezeption der Philosophien Aristoteles' und Platons zurück. Ersterem folgend, wandten sich die Humanisten sowohl der Akkumulation empirischer

Daten der praktischen Erfahrung als auch theoretischen Problemen zu, während die Rationalisten – anlehnend an Platon – Rationalität auf festgelegte Theoreme, die sie aus der Physik oder Geometrie, nicht aber der Ethik oder dem Recht gewannen, begrenzten.

Toulmin versucht, diesen Übergang von der ersten zur zweiten Etappe in der Evolution der Moderne, der zu einer Verengung des Modernitätsbegriffes führte, nicht nur geistesgeschichtlich durch den Vergleich zwischen Montaigne und Descartes (S. 36ff.) zu erklären, sondern sucht die Gründe im historischen Prozeß selbst. (Kap. 2) Die Ermordung Heinrichs IV. symbolisiert für ihn den Übergang aus einer in ihren Grundlagen stabilen Gesellschaftsstruktur in eine Auflösung der sozialen und politischen Fundamente sowie der geistigen Entwurzelung in der ersten Hälfte des 17. Jh., die sich am deutlichsten im Dreißigjährigen Krieg vollzog.

Diese Krise führte zur Unzufriedenheit mit einem Skeptizismus à la Montaigne und zu einer Suche nach festen Grundlagen des Glaubens, nach einer neuen Cosmopolis, einer Idee, die seit den Griechen eine Verbindung von der Ordnung der Natur (Kosmos) mit der Ordnung der Gesellschaft (Polis) verkörpert. Die „Quest for Certainty“ (J. Dewey) erwuchs daher nicht aus rein intellektuellen Bestrebungen einzelner Individuen, sondern stellte eine konkrete Ant-

wort auf die spezifische historische Herausforderung im 17. Jh. dar. Die Cosmopolis idealisierte im Prozeß der sozialen Rekonstruktion die gesellschaftliche Stabilität nach dem Newtonschen Modell des Universums und schrieb damit die soziale Hierarchie des Absolutismus auf der Basis der Rationalität fest. Die Einheit, Stabilität und Integrität der Wissenschaft hatte damit, so *Toulmin*, immanent politisch-praktische Auswirkungen auf die Nationenbildung in Europa, die als natürliche Basis der Staatenformation akzeptiert wurde.

Die von Descartes formulierte Bestimmtheit des Erkenntnisprozesses, die Einzigartigkeit des (physikalischen) Methodeninstrumentariums und die Verneinung der geistigen Traditionen bei der Systembildung bildeten die Grundsteine der modernen Wissenschaft und Philosophie und führten zu einer Entfremdung zwischen der Philosophie und den Humanwissenschaften, eine Entwicklung, die im 20. Jh. in der Sackgasse endete. Diesen Prozeß, der über Leibniz und Newton bis hin zu den Neopositivisten – von Ausnahmen wie T. Paine, den Enzyklopädisten, den deutschen Monisten oder J. Dewey abgesehen – die Dichotomie zwischen Natur und Menschheit (S. 109ff.) fortschrieb, verfolgt T. historisch-chronologisch, allerdings ohne jene Akribie, die seine Argumentation über die zwei Anfänge der Moderne kennzeichnete. (Kap. 3 und 4) Die mögliche Rückkehr zum Renaissan-

ce-Humanismus und die „reintegration of humanity with nature“ bestand angesichts similärer Krisenerscheinungen zu den 1630er Jahren bereits im ersten Drittel unseres Jahrhunderts, setzte aber nach einem erneuten Revival des Rationalismus erst in den sechziger Jahren ein. Symbol dafür war die Ermordung Kennedys.

Der Abschied von der „Ära der Modernität“ (S. 3) meint, so die Essenz des Buches, das Ende einer Moderne im Sinne des Rationalitätsmodells Descartes', nicht aber den Abschied von einer Moderne, die auf den Ideen des 16. Jh. fußt – d.h. einer Humanisierung der Wissenschaft und einer neuen Einheit von Natur und Menschheit durch die Rückkehr zur Rhetorik, dem Partikularen, dem Lokalen und der Zeitgebundenheit. (Kap. 5) Dieser Übergang in die „dritte Phase der Moderne“ müsse zudem mit der Schaffung neuer politischer Instrumentarien und Institutionen jenseits der nationalen Interessen verbunden werden, die zur Begründung einer neuen „post-modernen“, auf den Ideen der Ökologie und Anpassung beruhenden Cosmopolis führen. (S. 193f.)

Toulmins Thesen sind allein wegen der möglichen wissenschaftsinternen und politischen Konsequenzen sowie der Auswirkungen auf das Bildungswesen keineswegs unumstritten geblieben. Natürlich impliziert der generalisierende Blick über Jahrhunderte Kritik am Detail, entgeht der Autor nicht immer der Gefahr,

sein Urteil allzu sehr in Einklang mit der aufgestellten These zu bringen. So hat nicht zuletzt gerade die Diskussion um die Postmoderne jene Denker in den Mittelgrund gerückt, die seit dem 19. Jh. das rationalistische Wissenschaftsmodell kritisierten oder verwarfen, Outsider der Wissenschaftsgeschichte, die der Autor kaum berücksichtigt. Zudem beruht seine gesamte Argumentationsstrategie allein auf wenigen Schriften Montaignes.

Neben interessanten Details wie etwa der Zuordnung eines anonymen Manuskripts von 1611 zu den Frühschriften Descartes', das dessen Kenntnis der Entdeckung der Jupitermonde durch Galilei als ein Grunderlebnis belegt, ist aber auf jeden Fall die Sicht auf den zweifachen Beginn der Moderne originell. Sie zerstört den Konsens darüber, daß der „Geist“ Descartes' und Newtons den Wissenschaften und der Philosophie immanent sein muß und die einzige Begründung des modernen Wissenschaftsverständnisses darstellt.

Eckhardt Fuchs

Ernst Engelberg, Bismarck. Das Reich in der Mitte Europas. Deutscher Taschenbuchverlag, München 1993, 567 S.

Dieser Band umfaßt die Zeit von der Reichsgründung 1871 bis zum Tod des Kanzlers 1898. Als zentrales Thema stellt Engelberg dessen Bemühen vor, das „Reich in der Mitte Europas“ gegen seine inneren wie äußeren Feinde abzusichern. Demzufolge dominieren die Analysen der Außenpolitik und Bismarcks Haltung gegenüber der deutschen Sozialdemokratie, zur Kirche, die Politik des Sozialistengesetzes und der „Kulturkampf“ den Inhalt des Buches. Neben der Einleitung (Kap. I) gehen die nachfolgenden 11 Kapitel u.a. ein auf den mit dem Friedensschluß mit Frankreich, der Pariser Kommune und dem Gründerrausch verbundenen Epochenwechsel (II), auf das Verhältnis von Staat und Kirche (III), auf mannigfache innen- wie außenpolitische Krisen (IV) und auf das Aufkommen der Kriegsgefahr als Folge der sich zuspitzenden Orient-Frage (V). Der Umschwung in der Innen- und Wirtschaftspolitik mit den Schwerpunkten Sozialistengesetz und Schutzzollgesetz sind Gegenstand von Kapitel VI. Die folgenden Kapitel behandeln die Sicherheits- und Kolonialpolitik zwischen 1881 und 1885 (VII), die Sozialversicherung (VIII), die Krise in der Innen- und Außenpolitik (IX), den Niedergang

der Herrschaft Bismarcks bis zu dessen Sturz (X) sowie die letzten Lebensjahre des Kanzlers im Ruhestand (XI). Kap. XII (Ein Leben erlischt – ein Zeitalter geht zu Ende) besticht vor allem durch die Skizzierung des Bismarckschen Erbes, das von seinen Nachfolgern über Generationen leichtfertig vertan worden sei.

Bei alledem ist Bismarck für Engelberg neben anderem Protagonist der Realpolitik und der Bewahrung des europäischen Gleichgewichts, dem deutsche Interessen (auch die der herrschenden Klasse) füglich anzupassen seien. Als tragisches Element in der Person und in der Politik Bismarcks wird der Gegensatz begriffen, der zwischen der Klarheit und der Weitsicht des Kanzlers in der Außenpolitik und seinem Selbstverständnis von Demokratie und Arbeiterbewegung im Innern bestand. Und schließlich: Die Aussagen über die „Große Politik“ werden textimmanent ergänzt und abgerundet durch mit Akribie erarbeitete Informationen und Beschreibungen zu Bismarcks Familienleben und anderen Privatissima aus seiner Umgebung.

Im Vorwort (geschrieben im Mai 1990) fordert der Autor, seit Jahrzehnten einer der profiliertesten deutschen Historiker der Gegenwart, man dürfe die positiven Gegenkräfte zu den zweifellos undemokratischen Erscheinungen und Entwicklungen nicht übersehen. Dies und das Engelbergsche Credo, mit seiner Arbeit „Eigenart und Ernst deutscher Ge-

schichte besser erkennen zu lassen“ (S. 11), scheinen mir von grundsätzlicher Bedeutung für den Umgang mit Geschichte, mit Vergangenheit und mit Gegenwart zu sein.

Kurt Holzapfel

Wolf Volker Weigand, Walter Wilhelm Goetz 1867 – 1958. Eine biographische Studie über den Historiker, Politiker und Publizisten, Harald Boldt Verlag, Boppard am Rhein 1992, 467 S.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Wort von der Zeugenschaft im Jahrhundert gleich in mehrfacher Hinsicht auf Walter Goetz zutrifft. Als Gelehrter und Wissenschaftsorganisator, als Lehrer und Publizist ebenso wie als Parlamentarier und Politiker hat er in einem lange währenden Leben deutsche Geschichte miterlebt und mitgeschrieben. Angesichts seines Todes beklagte Theodor Heuss den Verlust des „Nestors der deutschen Historiker“. Umso mehr fällt auf, daß Jahrzehnte bis zum ersten Versuch einer biographischen Annäherung verstrichen sind. Aber – und der vergleichende Blick untermauert dies – gerade facettenreiche Lebensläufe mit vielfältigen Wirkungsfeldern bei Fehlen eines als zentraler Achse geltenden Lebenswerkes scheinen die biographische Forschung spürbar zu hemmen. Die nunmehrige Studie Wolf Volker Wei-

gands über Walter Goetz ist deshalb besonders willkommen.

Der Autor entschied sich mit der Ausnahme eines vorangestellten Kapitels für eine chronologisch angelegte Untersuchung des geschichtswissenschaftlichen, politischen und publizistischen Schaffens von Goetz. Die vorgefundene Quellenlage war einerseits günstig, barg wohl aber ebenso das größte Problem – nicht der Mangel, sondern der Überfluß nachgelassener Tagebücher und Aufzeichnungen sowie überkommener Korrespondenz inspirierten, dessen Denken und Handeln „aufgrund seines Selbstverständnisses“ darzustellen. Wiewohl hiermit verbundene Einschränkungen zur Gültigkeit der gewonnenen Einsichten *Weigand* bewußt zu sein scheinen, irritiert die im gleichen Atemzug geäußerte Überzeugung, aufgrund dieser Materialfülle könne man bei Verzicht auf weitere interessante Archivalien Goetz Leben dennoch „umfassend dokumentieren“ (S. 13).

Die außerordentlich detailreiche – und zuweilen wohl auch mit entbehrlichen Fußnoten überlastete – Darstellung gewährt zunächst einen tiefen Einblick in Herkunft, Erziehung, Prägung und Ausbildung des 1867 in Lindenau bei Leipzig geborenen Walter Goetz, der ausgangs des 19. Jh. lange zwischen der Laufbahn des Historikers und des Offiziers abwog. Obsiegt hat schließlich die Neigung zur Wissenschaft, die ersten Schritte und Stationen auf diesem

Weg sind sorgfältig nachempfunden. Ebenso galt *Weigands* Aufmerksamkeit der parallel verlaufenen politischen Standortfindung zugunsten des Wilhelminischen Deutschlands, wobei die zu diesem Selbstverständnis erforderliche Betonung der starken protestantischen Gläubigkeit überzeugend gelungen ist. Denn nur auf dieser Grundlage werden die widerstrebenden Momente verständlich, die Goetz im Prozeß der Entscheidung für ein Engagement auch auf diesem Gebiet niederkämpfte.

Nach dem mit Selbstverständlichkeit wahrgenommenen Offiziersdienst im Ersten Weltkrieg und der Novemberrevolution gewann Walter Goetz zunehmend ein Profil als Kämpfer und – später – couragierter Verteidiger der Weimarer Demokratie. Neben der acht Jahre währenden Abgeordnetentätigkeit für die DDP im Reichstag konnten vom Biographen auch zahlreiche der Öffentlichkeit verborgen gebliebene politische Aktivitäten im kleinen Kreis rekonstruiert werden, die in der Gesamtschau ein imponierendes Bild entstehen lassen. Hinter dieses zeitraubende Engagement trat die Wissenschaft partiell zurück, obwohl Walter Goetz als Nachfolger Karl Lamprechts ein in der deutschen Wissenschaftslandschaft wichtiges Amt ausübte. Animositäten gegenüber seiner Heimat („Stadt und Menschen sind mir durchaus unsympathisch“, S. 151) überwindend, hatte er den Ruf nach Leipzig angenommen. Unter dem

Gesichtspunkt der Geschichte des Instituts für Kultur- und Universalgeschichte ist daher das dieser Tätigkeit gewidmete Kapitel XII „Summa historica“ von größtem Interesse. Über die fachwissenschaftlichen Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Goetz und seinem Vorgänger urteilt Weigand insgesamt ebenso zustimmungsfähig wie zur Lehrfähigkeit und zur Herausgeberschaft der zehnbändigen Propyläen-Weltgeschichte zwischen 1929 und 1933. Dennoch ist hier anzumerken, was gewiß in der Sache auch noch für andere Fragestellungen gilt: Gewonnen hätte dieser Abschnitt durch eine Einbeziehung der Akten des Leipziger Universitätsarchives, die erstaunlicherweise unberücksichtigt geblieben sind.

Nach der als einer politischen Maßregelung zu verstehenden vorzeitigen Emeritierung im Frühjahr 1933 trat Goetz bis zum Jahre 1945 in den Hintergrund. Weder ließ er sich in irgendeiner Form von den nunmehrigen Machthabern vereinnahmen, noch sprechen Indizien für Beteiligung am aktiven Widerstand. In den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg half der mittlerweile Hochbetagte nach Kräften mit, der deutschen Historiographie wieder eine Heimstatt zu geben. Das hier vom Autor entworfene Bild aller Bemühungen nötigt Respekt ab, denn erst der Tod des über Neunzigjährigen beendete auch sein Mittun im deutschen Wissenschaftsbetrieb gänzlich.

Bestechen einerseits jene Materialfülle und der instruktive wissenschaftliche Apparat, der eine eigenständige Würdigung verdient, die der Arbeit einen besonderen Wert als zukünftig zu nutzende reiche Quelle verleihen, so folgt die gesamte Darstellung andererseits maßgeblich der Goetzschen Sicht der Dinge. Bei Verallgemeinerungen und in Urteilen – beispielhaft etwa im Schlußkapitel – zeigt sich *Weigand* außerordentlich vorsichtig und zurückhaltend. Wohl sind alle zentralen Elemente, die Goetz' Leben ausmachten, in der Biographie erfaßt, doch die über lange Strecken deskriptiv verfahrenende Studie birgt mehr Möglichkeiten der differenzierten Urteilsbildung als hier genutzt. Es scheint, als habe die sichtbare Sympathie des Autors für seinen Helden ihm gelegentlich auch jene Zügel angelegt, die die notwendige Distanz zu dessen umfassender Bewertung einschränken. Sosehr es sich hier um ein altbekanntes Problem handelt, liegt der tiefste Grund aber gewiß ebenso in dem schon beschriebenen Ansatz *Weigands*.

Die Prognose, daß bis zu einer umfassenden Biographie von Walter Goetz noch viel zu tun ist, scheint gerechtfertigt; ebenso kann aber nunmehr auf jenen ersten Baustein zurückgegriffen werden, der dazu ein gutes Fundament bildet und eine Reihe von Spezialuntersuchungen nachgerade herausfordert.

Gerald Diesener

Das Schwein des Häuptlings, Sechs Aufsätze zur Historischen Anthropologie, hrsg. von *Rebecca Habermas* u. *Norbert Minkmar*, Verlag Klaus Wagenbach, Berlin 1992, 185 S.

Handliche Taschenbücher mit im deutschen Sprachraum lange kaum rezipierten historiographischen Texten des Auslandes gehören zu den Markenzeichen des Klaus Wagenbach Verlages. Auch die hier anzuzeigende Ausgabe ist dem zuzuordnen, sie vereint sechs teilweise schon aus den siebziger Jahren stammende Aufsätze, die sämtlich dem Themenkreis der Historischen Anthropologie zuzurechnen sind.

Einführende Erörterungen von *R. Habermas* und *N. Minkmar* gelten zunächst der Genesis und der Bestimmung des disziplinären Ortes dieser „anthropological history“: Jenseits aller Alltags-, Kultur- und Mentalitätsgeschichte, die von der Annahme ausgehen, daß die Menschen letztendlich Objekte ihrer materiellen Bedingungen sind, aber auch der klassischen Anthropologie hätten sich im nichtdeutschen Sprachraum Forschungsansätze und -konzepte herausgebildet, deren Herkunft, Leitgedanken und Praxis in den zusammengestellten Beiträgen beispielhaft dokumentiert würden. Als Kennzeichen dieses Ansatzes könnte eine besondere Form der Deutung von sozialen Praktiken, das Bemühen, den „native's point of view“ zu

rekonstruieren, und die sog. „dichte Beschreibung“ gelten.

Defizite in deren Kenntnisnahme bei deutschsprachigen Historiker zu beklagen, wie es die Herausgeber tun, ist gewiß nicht gänzlich unberechtigt, wiewohl das Urteil „bis heute weitgehend unbekannt“ überzogen scheint. Denn auch in Deutschland sind Überlegungen und Bemühungen in diese Richtung zu verzeichnen. Etwa wäre an Forschungen von *Hans Medick* oder *Richard van Dülmen* zu denken, die mittlerweile fest etabliert sind.

Gewinnbringend und anregend sind die instruktiven Einführungen in die Traditionen und theoretischen Prämissen der Historischen Anthropologie, die zugleich auf die sechs nachgedruckten Aufsätze vorbereiten. Es handelt sich hierbei um sorgfältig und gedankenreich ausgewählte Arbeiten: „Historiker, Anthropologen und Symbole“ von *Peter Burke*, „Der Inquisitor als Anthropologe“ von *Carlo Ginzburg*, „Kulturbegriff und Menschenbild“ von *Clifford Geertz*, „Die erneute Wiederkehr des Ereignisses: Zu den Anfängen des Großen Fidschikrieges zwischen den Königreichen Bau und Rewa 1843 – 1855“ von *Marshall Sahlins*, „Prozeß, System, Symbol: Eine neue anthropologische Synthese“ von *Victor Turner* sowie „Der entlaufene Sklave. Zur ethnographischen Methode in der Geschichtsschreibung – Ein handlungstheoretischer Ansatz“ von *Rhys Isaac*.

Zumindest partiell sind diese Neudrucke bereits zu klassischen Texten avanciert. Insoweit übertrifft ihre gründliche Lektüre das selbst-gesteckte Ziel der Herausgeber, ein besseres Verständnis von dem, was Historische Anthropologie ist, zu vermitteln, und führt direkt in die Werkstatt dieser noch jungen Teildisziplin ein.

Gerald Diesener

Fritz Wüllner, Die NS-Militärjustiz und das Elend der Geschichtsschreibung. Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden 1991, 870 S.

Bereits mit der Titelformulierung wird ein doppelter Gegenstand der Untersuchung anvisiert: der Autor will nicht nur auf Forschungsergebnisse zur Militärjustiz des deutschen Faschismus einstimmen, ebenso wird die Aufmerksamkeit auf die Rezeption dieses Themas in der bundesdeutschen Nachkriegshistoriographie gelenkt. Die im Untertitel hinzugefügte Kennzeichnung des Buches als einen „grundlegenden Forschungsbericht“ ist dabei eine ebenso orientierende wie zutreffende Ergänzung.

Schon im Jahre 1987 ist *Fritz Wüllner*, damals gemeinsam mit Manfred Messerschmidt, mit dem Buch „Die Wehrmachtsjustiz im Dienste des Nationalsozialismus“ (Baden-Baden) hervorgetreten. Es löste sogleich heftige Resonanz aus, denn sein Inhalt kam einem völligen

Perspektivenwechsel im Umgang mit der NS-Militärjustiz gleich. Hatte jene bis dahin weithin im Ruf einer insgesamt wohl zu akzeptierenden Praxis gestanden, während der sog. Volksgerichtshof und allenfalls die Sonder- und Standgerichte als Synonym für eine im Kern verbrecherische Rechtsprechung – aber eben auch als Ausnahmeerscheinung – galten, belegten bereits die damaligen Ergebnisse die Unhaltbarkeit dieser Auffassungen. Enthüllt wurde auch hier eine tiefe Unmenschlichkeit in Strafverfolgung, -zumessung und -vollzug, die alle bis dahin kursierenden Vorstellungen ad absurdum führte. Denn schon zuvor bekannt gewordene Einzelfälle hatten durch die angewandte Härte und offenkundige Sinnlosigkeit Erstaunen und Kritik ausgelöst, aber es schien sich um aus dem Rahmen fallende Einzelschicksale zu handeln.

Nach diesem ersten Buch setzte *Wüllner* die Recherchen zielstrebig fort. Er erschloß neue Quellen, ging weiteren Spuren nach, überprüfte bislang als feststehend geltende Einschätzungen und trug viele bislang unbekannte Tatsachen zusammen. Dabei stand das Unterfangen vor außergewöhnlichen Schwierigkeiten: Die NS-Militärjustiz in den Blick nehmen bedeutet mehr als nur die Interpretation einer Summe hinterlassener Urteile und die Auswertung überkommener Akten über deren Vollzug. Hier galt es ebenso, ein kompliziertes, sich vielfältig ver-

ästelndes Räderwerk einer sich zusätzlich noch kriegsbedingt verändernden Maschinerie zu rekonstruieren, die jeweils leitenden Prinzipien zu erkennen und die angetroffene Rechtsprechung kritisch zu werten. Kriegsbedingte Verluste in den Quellen erforderten zudem nicht selten unorthodoxe Wege wenigstens partieller Kompensation.

Dieses anspruchsvolle Ziel vor Augen, ist der Autor tief in alle Zusammenhänge eingedrungen. Seine nunmehrige Veröffentlichung belegt eine detaillierte Kenntnis praktisch aller wichtigen Ebenen, die herangezogen werden müssen. Die zehn Kapitel, deren einzelne Darstellung den Rahmen einer Besprechung bereits sprengen würde, unterbreiten eine Fülle von Tatsachen und Zusammenhängen, die die schon 1987 vorgelegten Forschungsergebnisse nicht nur bestätigen, sondern auch vertiefend bekräftigen, ergänzen und erweitern.

Jeder Abschnitt ist zudem mit kritischen Reflexen zur Nachkriegshistoriographie gespickt, denn das im Titel beklagte „Elend“ bisheriger Geschichtsschreibung über die NS-Militärjustiz ist Wüllner ein mindestens ebenso wichtiges Anliegen wie die Untersuchungen zum Gegenstand selbst. Hier ist vor allem bedeutsam, daß mit Erich Schwinge über Jahrzehnte hinweg eine Person die Erinnerung bestimmen konnte, die nicht etwa unfreiwillig, infolge mangelnden Wissens über die damaligen Tat-

bestände beschönigend agierte. Vielmehr hatte er als ehemaliger NS-Militärrichter und wichtigster Kommentator der Militärstrafgesetze entscheidenden Anteil an der verbrecherischen Praxis, die hier geübt wurde. Nach dem Kriege bald Hochschullehrer und auch zeitweise Rektor der Marburger Universität, verfaßte Schwinge vielgelesene Abhandlungen, die bewußt verfälschten und beschönigten. Rasch avancierte beispielsweise das vom verstorbenen Otto Peter Schweling geschriebene und von Erich Schwinge herausgegeben Buch „Die deutsche Militärjustiz in der Zeit des Nationalsozialismus“ (Marburg 1977) zum Standardwerk. Solcherart bewußt gelegte Nebelwände wurden erstmalig 1987 durchsichtig, nunmehr liegen noch deutlichere Einsichten, Erkenntnisse und Enthüllungen vor.

Für alle Abschnitte kann gelten, was hier an einem Beispiel gezeigt wird. Ein deutlicher Indikator für die angewandte Härte der Militärjustiz sind stets die ausgesprochenen und vollstreckten Todesurteile. Lange war, unter Berufung auf Schweling und Schwinge, in der BRD von etwas mehr als 10 000 Verurteilungen zum Tode die Rede gewesen. Die Historiographie der DDR operierte zuletzt (Wörterbuch zur deutschen Militärgeschichte, Berlin 1985) ohne weitere Quellenangaben mit 25 250 derartigen Urteilen bei 22 750 Vollstreckungen. Schon 1987 hatten Messerschmidt und Wüllner diese Zahl er-

heblich korrigiert, indem sie von tatsächlich rund 50 000 Todesurteilen ausgegangen waren. Zum Teil hatten Hochrechnungen zu dieser Summe geführt, weshalb Kritiker hieran sofort Zweifel äußerten. Nunmehr können die 1987 ermittelten Angaben als unumstößlich gelten. Zudem waren von dieser höchsten Strafe nicht nur Angehörige der Truppe, sondern auch Legionäre, Gefolge, Kriegsgefangene und selbst Zivilisten betroffen. Allein diese Einsicht mußte zu einem Paradigmenwechsel führen. Doch auch alles, was in *Wüllners* Untersuchung über die vermeintlich günstiger Davongekommenen, nämlich die nicht zum Tode Verurteilten, ermittelt wurde, zeigt deren fürchterliches Schicksal: Eine gnadenlose und allzuoft willkürliche Rechtsprechung und ihr ebenso unmenschlicher Vollzug machten jeden, der mit ihr in Berührung kam, tatsächlich recht- und wehrlos. Nicht etwa übertriebene Härte war die Abweichung von der Regel, sondern umgekehrt eine faire Chance der Selbstbehauptung für einen Betroffenen muß als die allzu seltene Ausnahme gelten.

Eine Besprechung dieses Buches wäre heute unvollständig, fügte man nicht noch zwei Momente hinzu. Auch dieser Untersuchung ist – analog der Reaktion 1987 – sofort nach Erscheinen eine breite Resonanz, die weit über die Fachpresse hinausreicht, zuteil geworden. Das verwundert nicht, denn selbstverständlich ist der hier behandelte Gegenstand weit mehr

als eine akademische Erörterung vergangener Vorgänge. Neben aner kennenden Urteilen, die zutreffend das nunmehr gewonnene Bild einer nicht anders als verbrecherisch zu charakterisierenden Militärrechtsprechung als wesentlichstes Resultat von *Fritz Wüllners* Forschungen würdigten, fanden sich immer wieder Einwände. Zwei Momente wurden besonders häufig bemüht: Sie zielten einerseits auf die Anlage der nunmehrigen Veröffentlichung, indem kritisiert wurde, daß der unterbreitete Stoff der strengen Durcharbeitung und systematischen Darlegung entbehre. Es handele sich – so das Fazit – um eine eigentlich nicht druckreife Arbeit. Daneben wurde anhand stilistischer Eigenheiten der Darstellung versucht, sie lediglich als Mittel in einem Privatkrieg zwischen Erich Schwinge und Fritz Wüllner zu interpretieren. „Zu gallig“ sei das Buch geschrieben, befand beispielsweise ein Rezensent.

Dem ist zu entgegenen: Wiewohl man für derlei Kritik gewiß manchen Beleg anführen kann, ist sie als alleinige Reaktion auf diese Veröffentlichung unangemessen und lenkt – und das gewiß nicht selten beabsichtigt – vom eigentlichen Kern und den zentralen Absichten *Fritz Wüllners* ab. Der Autor selbst hat diese Tatsachen, auch vorhandenes Bewußtsein vom nicht alltäglichen Duktus seiner Sprache, zu Protokoll gegeben. Wohl wissend um derlei Vorwürfe betonte er zurecht sein Anliegen: Ihm ginge

es um die schonungslose Auseinandersetzung, die in der Sache völlig unbefangen und offen formuliert. Zudem erhebt er nicht den Anspruch, nunmehr das wissenschaftlich letzte Wort zum Thema gesprochen zu haben, vielmehr enthält sein als Forschungsbericht deklariertes Buch die ausdrückliche Anregung, solche Darstellung nunmehr in Angriff zu nehmen.

Unlängst ist *Fritz Wüllner* eine außerakademische Anerkennung zuteil geworden, die diese Kritik im wesentlichen obsolet erscheinen läßt: Die völlig veränderte Praxis des Kasseler Bundessozialgerichtes in der Rechtsprechung zur Kriegsoferentschädigung, die in einem Urteil vom 11. September 1991 erstmals anzutreffen ist, stützt sich in der Begründung ganz wesentlich auf Fritz Wüllners Forschungen. Ein schöner Erfolg, der in kaum zu überschätzender Weise gleichsam auch die Beharrlichkeit dieses Mannes belohnt.

Gerald Diesener

Henner Fürtig, Der irakisch-iranische Krieg 1980-1988. Ursachen, Verlauf, Folgen, Akademie Verlag, Berlin 1992, 198 S.

An einem Sommertag des Jahres 1990 richtete der Präsident in wohlgesetzten Worten ein Schreiben an seinen Amtskollegen im Nachbarland. „Lieber Bruder Präsident, alles, was Du verlangt hast, ist erfüllt worden.“ Was sich wie übliche diplomatische Floskeln in der Korrespondenz zweier Staatsoberhäupter ausnimmt, bedeutete in Wirklichkeit eine Weltsensation, ein surreales, groteskes Ereignis, der Phantasie eines Franz Kafka mehr als ebenbürtig. Mit einem Federstrich hatte Saddam Hussein gerade dem „Erzfeind“ Iran den Rückzug seiner Truppen aus 2500 km² besetzten iranischen Gebietes, den Austausch aller Kriegsgefangenen, die Bereitschaft zur Zahlung von Reparationen sowie die Wiedereinkraftsetzung des Vertrages von Algier (1975), der die Grenzziehungen zwischen beiden Staaten regelte und von ihm selbst 1980 vor laufenden Kameras zerissen worden war, zugesichert. Es war, schrieb die Pariser „Le Monde“, als wenn Frankreich 1918 den Deutschen das Elsaß überlassen hätte, um eine Front zum Krieg gegen England aufzubauen. Der Vergleich war so unzutreffend nicht: Schließlich hatten Irak und Iran gerade zwei Jahre zuvor einen erbitterten und gnadenlosen Krieg auf Leben und Tod geführt. Als nach acht Jahren

Krieg die Waffen schwiegen, waren eine Million Tote und Hunderttausende von Verwundeten zu beklagen. Der Einsatz von Giftgas an der Front hatte ebenso wenig einem Entscheidung zu erzwingen vermocht wie der massive Beschuß von wehrlosen Städten mit ballistischen Raketen und Bomben. Die direkten und indirekten Kriegskosten beliefen sich auf 800-1000 Mrd. Dollar, mehr, als beide Staaten je aus dem Verkauf von Erdöl, ihrem bedeutendsten Reichtum, eingenommen hatten. Diesem furchtbaren Preis standen praktisch keinerlei reale Ergebnisse gegenüber. Und wenige Wochen nach Saddam Husseins spektakulärer Unterwerfungsgeste starteten wieder Dutzende irakischer Bomber und Kampfflugzeuge in Richtung Iran. Doch dieses Mal nicht in der Absicht, Tod und Zerstörung über das Land zu bringen, sondern um selbst Schutz vor dem „Wüstensturm“ der USA und ihrer Verbündeten zu suchen. Selten ist die Absurdität eines Krieges so drastisch vor aller Welt offenbart worden. Warum brach er aus, weshalb dauerte er so lange, welche Folgen zog er nach sich, wieso hielt der Frieden in der Region nur knapp zwei Jahre?

H. Fürtig stellt sich diesen und anderen Fragen in dieser bemerkenswerten Studie. Er schildert ausführlich und anschaulich die Ursachen des Krieges, wobei er das Schwergewicht auf die häufig zugunsten aktueller Faktoren unterschätzten historischen Wurzeln legt: den seit dem

7. Jh. bestehenden arabisch-persischen Dualismus, auf das religiöse Schisma zwischen der sunnitischen und der schiitischen Richtung im Islam, auf alte Territorialkonflikte wie der Grenzverlauf am Schatt al-Arab oder die Zugehörigkeit der iranischen Provinz Chuzestan, deren Bevölkerung ca. zur Hälfte aus Arabern besteht.

Der Autor verwirft monokausale Betrachtungsweisen und verweist auf die Komplexität und (z.T. sehr widersprüchliche) Bündelung von verschiedenen Ursachen, vor allem derer im ethnisch-religiösen Bereich. Sozialökonomische bzw. sozial determinierte Ursachen sind nach Ansicht des Verfassers auch im Falle des irakisch-iranischen Krieges die entscheidenden (S. 32, 45). Dabei wird bei der Lektüre deutlich, daß diese Ursachen eine Rolle spielen, der Nachweis, weshalb es das primäre sein soll, wird jedoch nicht erbracht.

Fürtig hat dem Ursachen-Kapitel eine konzise und informative Schilderung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und politischen Entwicklungen Irans und Iraks nach dem Zweiten Weltkrieg beigelegt, die den Leser manche Wendung im Verhältnis der beiden Staaten besser verstehen läßt. Die eine oder andere Wertung hätte vielleicht etwas ausführlicher kommentiert werden können. Beispielsweise die Verkündung einer sozialistischen Option oder Orientierung durch die irakische Baath-Partei, als diese 1968 die Macht im

Lande an sich riß (S. 11, 29). Da in der Folge eine ausschließlich nationalistisch-panarabische Politik geschildert wird, wäre eine Information über die sozialistische Ingredienz im Ideologiegebäude der Baath-Partei recht interessant gewesen.

Das relativ knapp gehaltene Kapitel über den Verlauf des Krieges ist informativ und liefert einen Überblick. Hier und da hat sich eine Ungenauigkeit eingeschlichen. Das Missile Technology Control Regime (MTCR), ein Abkommen der führenden westlichen Mächte zur Verhinderung des Exports von ballistischen Raketen in krisenhafte Dritte-Welt-Regionen, ist seit dem Falkland-Krieg 1982, als französische Exocet-Raketen in argentinischen Diensten schwere britische Verluste forderten, im Gespräch. Vereinbarungen wurden jedoch erst 1987 getroffen. Daß Irak 1990 eine Rakete auf eine Erdumlaufbahn gebracht hat, gehört in den Bereich der Propaganda. Offenbar gelang es lediglich, mehrere miteinander verkoppelte SCUD-B-Raketen aus dem Gravitationsbereich der Erde zu schießen, bevor die Konstruktion zerbarst. Das argentinisch-ägyptisch-irakische Gemeinschaftsprojekt der Condor-II-Rakete wurde 1988 auf Druck der USA eingestellt, die Badr-2000-Rakete war die ägyptische Spielart der Condor II.

Das Kapitel zu den Folgen des Krieges erweist sich als eine äußerst kenntnisreiche Studie über das kom-

plizierte Interessen- und Machtgefüge in der Golfregion und im gesamten Nahen und Mittleren Osten im Gefolge des irakisch-iranischen Krieges. Innerstaatliche und zwischenstaatliche Zusammenhänge und Wechselbeziehungen, Widersprüche, Rivalitäten und Animositäten, ethnische, religiöse, politische und persönliche Feind- und Freundschaften, Regionales, Überregionales und Globales – wer Aufschluß über diese Situationen und Entwicklungen sucht, sollte zu diesem Buch greifen. Die Arbeit zeichnet sich hier durch besonders differenzierte Wertungen und Einschätzungen aus. Die Darstellung der Entstehung und Entwicklung des Golf-Kooperationsrates, der Haltung seiner Mitgliedstaaten sowie der anderen Länder der Region ist umfassend und informativ. Auch die Schilderung der Politik äußerer Mächte ist lesenswert, wenn auch nicht in jedem Fall die Proportionen stimmen. Den 16 den USA gewidmeten Seiten steht lediglich eine gegenüber, die sich mit der sowjetischen Politik zum Kriegsgeschehen am Golf beschäftigt, ebenso viel, wie der Haltung der DDR-Regierung gewidmet ist. Im abschließenden Kapitel „Der Waffenstillstand“ befindet sich der Autor wieder vollständig in seinem Element. Die Entwicklungen, die seit Beginn des Krieges auf dessen Beendigung hinwirken, sich jedoch erst im August 1988 durchsetzen, werden genau verfolgt und anschaulich vermittelt – und die

Übergänge zum zweiten Golfkrieg werden angedeutet.

Der Verfasser legt eine hochinteressante Arbeit vor, die aus einer beeindruckenden Zahl von Literaturquellen schöpft und eine ausgezeichnete Kenntnis der Golfregion in Vergangenheit und Gegenwart verrät. Die Lektüre des Buches erleichtert nicht allein das Verständnis der Geschehnisse, die mit dem irakisch-iranischen Krieg zusammenhängen, sondern bringt dem Leser diese ebenso wichtige wie immer noch konfliktgeladene Region insgesamt nahe.

Rolf Müller-Syring

Wolfgang Engler, Die zivilisatorische Lücke. Versuche über den Staatssozialismus, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1992, 170 S.

Im Hecheln des Diskurses, der sich mit der sozialwissenschaftlichen Autopsie der mittel- und osteuropäischen Gesellschaften beschäftigt, hat sich für einen Moment ein etwas ruhigerer Ton bemerkbar gemacht. *Wolfgang Englers* Buch vermittelt theoretisch gestützte Distanz anstelle von ideologischen Ambitionen. Aus der Arena des Gezänks darüber, ob denn die DDR eine Diktatur war, ob „die Situation in den neuen Bundesländern in gewisser Weise mit der der Bundesrepublik kurz nach ihrer Gründung vergleichbar“¹ ist, ob denn die Ostdeutschen mit ihrer „antrainierten Unselbständigkeit“² „resignierende und völlig angepasste Mensch[en] als sozialistische Persönlichkeit ... mit totalem Wissensmanko“³ sind, zog sich der Autor zurück und betrachtete die Szenerie aus weiter Entfernung und auf einem Stapel Theorie von Elias, Bourdieu und Foucault sitzend. „Auch die besten theoretischen Arbeiten“, so *Engler* kürzlich in einem Interview, „laufen darauf hinaus, ein paar Symptome zu interpretieren“. Sein Buch ist keine systematisch aufgebaute Darstellung, sondern beleuchtet verschiedene Aspekte der mittel- und osteuropäischen Gesellschaften mit verschiedenen theoretischen Ansätzen. „Die hier versammelten Überlegungen ...

bringen keine neuen bisher nicht gesehenen Tatbestände ans Licht, weder Daten, Statistiken noch Hintergrundinformationen und auch keine verschollenen Aufzeichnungen.“ (S. 7) Wie weit trägt das theoretische Überdenken einer Ausgangssituation, die jedem vor den Augen liegt?

Zunächst fragt Engler, wie denn eigentlich zivilisationstheoretisch „der geschichtliche Standort“ des „sozialistischen Abzweigversuchs vom Kapitalismus“ zu bestimmen sei (S. 26). Er analysiert zu diesem Zweck den Prozeß der Beseitigung und der „Wiederherstellung eines politischen Handlungsfeldes als Grundvoraussetzung für die Restitution aller anderen Handlungsfelder“ (S. 33). „Ungefähr zur selben Zeit, als im Mutterland der modernen Demokratie, in England, die Vollendung mit der Durchsetzung politischer Artikulationsrechte für alle erwachsenen Gesellschaftsmitglieder ... erreicht wurde – wozu es eines Zeitraumes von 250 Jahren bedurfte –, verabschiedete sich das staatssozialistische Projekt radikal von diesen mühselig errungenen Standards, und zwar auf eine Weise, die strukturell ausschloß, daß sich systemimmanent jemals wieder der Anschluß an sie herstellen ließ.“ (S. 42) Die Restitution politischer Handlungsfelder in den Gesellschaften Mittel- und Osteuropas entwickle sich „in umgekehrter Reihenfolge, von hinten nach vorn werden die strukturellen Weichenstellungen aufgerollt und verworfen.

Während die Entstrukturierung des politischen Handlungsfeldes 1918 in Rußland mit der Auflösung der konstituierenden Versammlung begann, sich mit dem Verbot aller Oppositionsparteien fortsetzte und mit dem Verbot der Fraktionsbildung innerhalb der einen und einzigen Partei endete, beginnt die Restitution mit „Entstehung offener parteiinterner Differenzen, konzeptioneller Plattformen zunächst mit der Tendenz zur Herausbildung von Fraktionen im Wartestand echter politischer Parteien; sodann deren praktischer Formierung; zuletzt ein dadurch erzeugtes Bedürfnis nach institutioneller Vermittlung, nach Institutionen der parlamentarischen Demokratie.“ (S. 33) Genau dieses „genuin politische Handlungsfeld“ hat in den staatssozialistischen Gesellschaften gefehlt – und auch die Umgangserfahrungen mit ihm. Das belegen auch die Fragen vieler SED-Mitglieder im Herbst 1989, wie denn nun 'eigentlich Politik gemacht wird' – außerhalb des Besuchs von Parteiversammlungen und Kundgebungen.

Unverständlich bleibt allerdings Englers Interpretation der folgenden Darstellung: „Eine kleine Freiheit konnte nur gewinnen, wer zuvor die große opferte. Autonomie preisgeben, um sie im Kleinformaat des obrigkeitstaatlich abgemessenen Bewegungsspielraums zu genießen, so lautet das staatssozialistische Tauschprinzip.“ (S. 29) Freilich, so funktioniert die sozialistische Ge-

sellschaft – aber eben nicht nur die, und insofern ist damit nicht die spezifische Differenz beschrieben, die die staatssozialistische Gesellschaft von anderen unterscheidet. Statt dessen ist mit diesem Prinzip beschrieben, was die staatssozialistische Gesellschaft mit den modernen Gesellschaften *gemein hat*, nämlich die Übertragung eigener Autonomie an den Souverän, wie es Thomas Hobbes schon 1651 in seinem *Leviathan* beschrieb.

Diese Arrangements der Menschen im Sozialismus werden mehrfach reflektiert. Nüchtern und realistisch liefert der Autor hier Deutungen über die staatssozialistischen Arrangements, die weit treffsicherer sind als die Legenden über ein ganzes Volk von Freiheitshelden, die nur mit blutigem Terror niedergehalten werden konnten, oder einem ganzen Volk von 'psychisch Deformierten', von denen jeder sein eigener Blockwart war. Engler notiert: „Man tut nur so, als ob man die Spielregeln des öffentlichen Austauschs akzeptiere, denkt aber nicht daran, sie tatsächlich zu seinen eigenen zu machen, sich mit ihnen zu identifizieren.“ (S. 29f., vgl. auch S. 81) Das trifft den Kern der Verhaltensanpassung, zumindest in der DDR. Allerdings widerspricht dieser Zusammenhang Englers eigener These, die er wenig später entwickelt und in der er das Überwiegen der fremdzwangdominierten gegenüber der selbstzwangdominierten Verhaltenssteuerung behauptet.

Der Autor kommt zu diesem Schluß, indem er zunächst, Elias folgend, die Bedingungen des zivilisatorischen Kernprozesses referiert, nämlich die Entwicklung und das Zusammenwirken von drei „großen Kontrollen“: der *instrumentellen Kontrolle* der äußeren Natur; der *institutionellen Kontrolle* der gesellschaftlichen Abhängigkeiten und Konflikte und der *psychischen Kontrolle*, die der einzelne über sich selbst ausübt. Englers Befund, daß „daran gemessen, die zivilisatorische Schubfunktion des sozialistischen Sonderweges in die Industriegesellschaft außer Frage“ stehe (S. 38), wird von ihm dann selbst relativiert. Dazu verweist er auf die Differenz zwischen *zivilisatorischem Kernprozeß* und *zivilisatorischem Folgeprozeß* (S. 41). Wenn eine Gesellschaft über ersteren nicht hinauskommt, „folgt die Verhaltenszivilisierung einem fremdzwangdominiertem Muster.“ Aber „Gehorsam und Pflichterfüllung lassen den Selbststeuerungsmöglichkeiten der Menschen, ihrem eigenen Urteil, nur wenig Raum zur Entfaltung. Erst nach der Ausdifferenzierung, eigensinnigen Strukturierung und Reproduktion einzelner Handlungsfelder ... neigt sich die Fremdzwang-Selbstzwang-Balance mehr der Selbststeuerungsseite zu.“ (S. 42f.) Engler stellt eine Korrelation her: „Je unumschränkter das autokratische, das fremdzwangdominierte Zivilisierungsmuster ... herrscht, desto größer, gewaltsamer und zerstöre-

rischer ist die Energie, die die entstrukturierte Gesellschaft der Individuen freisetzt, wenn *diese* Art des sozialen Fremdzwangs zum psychischen Selbstzwang aufhört.“ (S. 45) Der Autor versucht das mit einem wohl ziemlich heiklen Verweis auf eine wachsende Quote von Verkehrs- und anderen Delikten zu belegen. Für problematisch halte ich diese Argumentation, weil sie suggerieren könnte, daß innere „Selbstzwangapparaturen“ überhaupt auf längere Zeit trotz des offensichtlichen Kollapses der äußeren Fremdzwangapparaturen funktionieren würden, was einfach falsch ist. Die inneren Selbstzwangapparaturen reagieren sozusagen auf den vorausgeworfenen Schatten, also den vom Subjekt antizipierbaren Fremdzwang, und die durch den Selbstzwang so ermöglichte Steigerung von Handlungsfähigkeit bzw. der Ausbeugung der Not des äußeren Zwangs. Die wachsende Quote von Verstößen gegen die 'Guten Sitten' ist also nicht ein Beleg für das Fehlen der inneren, sondern für das Verschwinden der äußeren Selbstzwangapparaturen und dem folgerichtigen Abschmelzen der inneren Selbstzwangapparaturen. Im übrigen: die ostdeutsche gewaltfreie, disziplinierte Revolte nach Dienstschluß spricht eher für das Funktionieren bereits entwickelter innerer Selbstzwangapparaturen.

Im folgenden Abschnitt wendet sich der Autor einem anderen Problem zu. Gestützt auf Bourdieu beleuchtet

er einen spezifischen Zug staatssozialistischer Gesellschaften: die machtstärksten Gruppen gehörten kulturell zu den ärmeren – was so kraß in den zeitgenössischen bürgerlichen Gesellschaften nicht der Fall ist. Das hatte zur Folge, daß die gesellschaftlich führenden Gruppen keinen eigenen, in diesem Falle neuen, Lebensstil ausprägen und als etwas Faszinierendes und Anzustrebendes der Gesellschaft offerieren konnten. Statt dessen prägte die Gesellschaft ein stilarmes, eintöniges und praktizistisches Einerlei. „In allen staatssozialistischen Gesellschaften rekrutierte sich eine Machtelite ... nicht aus den wohlhabenden, gebildeten und weltläufigen Schichten, sondern vielmehr aus Menschen, die von unten kamen, bescheidenen Verhältnissen entstammten.“ (S. 69) Engler ist hier mit seinem Blick auf die kulturelle Verfaßtheit der staatssozialistischen Gesellschaften an ein Problem gekommen, das im Vergleich zur politischen Verfaßtheit im allgemeinen völlig unterschätzt wird. Allerdings scheint der Autor die Problematik nur von der End- und Auflösungsphase des Staatssozialismus her zu betrachten. Engler fragt: „Wer konnte im Staatssozialismus klassifikatorische Dominanz erreichen, eine umstrittene, aber nichtsdestoweniger anziehende Interpretation einer 'vernünftig' eingerichteten sozialen Welt in Umlauf setzen?“ (S. 64) Denn nach dem Krieg, beispielsweise in Ostdeutschland, konnten das die Mäch-

tigen mit ihren kulturellen Mustern allerdings noch. Und: zu dieser Zeit war die kulturelle Botschaft der neuen Macht noch frugal, potentiell progressiv und noch nicht so ein ärmlicher Abklatsch bürgerlichen Lebens wie in den Schlußjahrzehnten der staatssozialistischen Gesellschaften.

Engler beschreibt die Phase *nach* dem Verlust kultureller Hegemonie und nach dem erfolgten ideellen und kulturellen Anschlußes des ostdeutschen Volkes an die westdeutschen Brüder und Schwestern und an frühere deutsche Traditionen. Dieses gleichzeitige Leben in zwei verschiedenen Kulturen – das müßte noch angemerkt werden – ist die Voraussetzung für jene, unfreiwillig komischen, Distinktionsübungen, die „in solchen Gesellschaften zugleich erbitterter und hilfloser abliefen als in sozialen Einheiten des westlichen Typs. Erbitterter: Denn um Gegenständen, die die anderen auch besaßen, distinktive Merkmale zu verleihen, mußte man sich schonetwas einfallen lassen. Und man ließ sich etwas einfallen. In jedem Trabant, erst recht in jedem Wolga, steckte ein Mercedes, dem die Improvisationsgabe nur zur Erscheinung helfen mußte. Hilflloser: Denn die Mittel, mit denen man sich an die Bekunstung und Aufplusterung des allzugewöhnlichen machte, standen auch den anderen zur Disposition.“ (S. 73)

- 1 D. Fuchs/ H.-D. Klingemann/C. Schöbel, Perspektiven der politischen Kultur im vereinigten Deutschland. Eine empirische Studie, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 32/91, 2. August 1991, S. 36.
- 2 W. Weidenfels/K.-R. Korte, Die pragmatischen Deutschen. Zum Staats- und Nationalbewußtsein in Deutschland, in: ebenda, S. 8.
- 3 P. Eisenmann, Die Jugend in den neuen Bundesländern. Sozialistische Bewußtseinsbildung und ihre Folgen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, B 27/91, 28. Juni 1991, S. 8.

Thomas Ahbe

Autorinnen und Autoren

Thomas Ahbe, Dr. phil., Sonderforschungsbereich 333, Universität Leipzig

Gerald Diesener, Dr. sc. phil., Historisches Institut, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Br.

Axel Doßmann, Stud. Hist., Universität Leipzig, Fachbereich Geschichte

Wolfgang Ernst, Dr. phil., Deutsches Historisches Institut, Rom

Eckhardt Fuchs, Dr. phil., Universität Charlottesville, Virginia, USA

Werner A. Hartwig, Dr. phil., Museum für Völkerkunde Leipzig

Kurt Holzapfel, Prof. Dr., Leipzig

Siegfried Hoyer, Prof. Dr., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Manfred Kossok

Editha Kroß, Dr. sc. phil., DFG-Projekt Propagandageschichte

Joachim Kuhles, Prof. Dr., Weimar

Guy Lemarchand, Prof. Dr., Universität Rouen, Frankreich

Klaus-Peter Matschke, Prof. Dr., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Matthias Middell, Dr. phil., Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

Rolf Müller-Syring, Dr. phil., Institut für Wirtschaft und Gesellschaft Bonn e.V., Büro Leipzig

Georg Quaas, Dr. phil., Institut für Politikwissenschaft i.G., Universität Leipzig

Walter Reese-Schäfer, Prof. Dr., Martin-Luther-Universität Halle

Lluís Roura, Prof. Dr., Autonome Universität Barcelona, Spanien

Steffen Sammler, Dipl.-Historiker, Fachbereich Geschichte, Universität Leipzig

John A. Weaver, MA, Universität Pittsburgh

Aus dem Inhalt:

Beiträge

Manfred Kossok/ Matthias Middeß, Nationale Frage und soziale Bewegungen in den Transformationsprozessen der Neuzeit 1500–1850

Guy Lemarchand, Zur Untersuchung von Nation und Nationalstaat in Europa während der Periode des Übergangs zur Moderne

Lluís Roura, Die katalanische Revolution von 1640 und das Konzept der Nation im modernen Europa

Wolfgang Ernst, Nationalitäten im Widerstreit. Zur Aktualität von Lyotard

Werner A. Hartwig, Politische Virulenz von Nationalitätenkonflikten heute – aus ethnologischer Sicht

Walter Reese-Schäfer, Thesen zu Nation, Nationalismus und Universalismus

Manfred Kossok, Implosion und Explosion: Der Niedergang des Staatssozialismus und die nationale Frage

Forum

Joachim Kuhles, Die livländische Reformation unter vergleichenden Aspekten (2. Teil)

Georg Quaas, Massenkonsum oder Unterentwicklung in der „Dritten Welt“? Randbemerkungen zu den polit-ökonomischen Thesen von Hartmut Elsenhans